

Grundfragen der Kulturgeschichte

Silvia S. Tschopp, Wolfgang E. J. Weber

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Tschopp, Silvia S., and Wolfgang E. J. Weber. 2007. *Grundfragen der Kulturgeschichte*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under these conditions:

Deutsches Urheberrecht

Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:

<https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publiz/>



**KONTROVERSEN
UM DIE GESCHICHTE**

Silvia Serena Tschopp
Wolfgang E. J. Weber

Grundfragen der Kulturgeschichte

170

NB
2200
T879
42

WISSENSCHAFTLICHE
BUCHGESELLSCHAFT

WBG

WISSEN VERBINDET



Silvia Serena Tschopp/Wolfgang E. J. Weber
Grundfragen der Kulturgeschichte

UB Augsburg



08800003307500



39 410056 425709 410068 426703 410061

Kontroversen um die Geschichte

Herausgegeben von

Arnd Bauerkämper, Peter Steinbach und Edgar Wolfrum

Silvia Serena Tschopp/Wolfgang E. J. Weber

Grundfragen der Kulturgeschichte

Einbandgestaltung: schreiberVIS, Seeheim

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in
und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

© 2007 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Die Herausgabe des Werkes wurde durch
die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
Satz: Lichtsatz Michael Glaese GmbH, Hemsbach
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-darmstadt.de

ISBN 978-3-534-17429-4

Inhalt

Vorwort der Reihenausgeber	VII
I. Einleitung und allgemeiner Überblick	
von Wolfgang E. J. Weber	1
1. Zur Aktualität und Kontroversität der Kulturgeschichte	1
2. Zur Entstehung und Entwicklung der Kulturhistorie im historischen Kontext	4
3. Teilgebiete der kulturhistorischen Forschung	9
4. Themenfelder der Kulturgeschichte	15
5. Die (Wieder-)Entdeckung des <i>homo culturalis</i> als Errungenschaft der Kulturgeschichte	21
II. Forschungskontroversen	
von Silvia Serena Tschopp	24
1. Überblick	24
2. Der Kulturbegriff der Kulturgeschichte	27
a) Historische Semantik des Begriffs ‚Kultur‘	28
b) Dimensionen des Begriffs ‚Kultur‘	32
c) Kulturtheorien	36
d) Umriss eines konsensuellen Kulturbegriffs	49
3. Der Gegenstand und die Methode der Kulturgeschichte	53
a) Anfänge der Kulturgeschichte	54
b) Kontroversen um die Kulturgeschichte im 19. und frühen 20. Jahrhundert	57
c) Die Historiographische Wende um 1960: ‚Sozialgeschichte‘ als neues Paradigma	68
d) Entstehung der Neuen Kulturgeschichte	72
4. Die Quellen der Kulturgeschichte	82
a) Text als Quelle: Der ‚linguistic turn‘	84
b) Bild als Quelle: Der ‚iconic turn‘	99
c) Symbolische Handlungen als „Quelle“: Der ‚performative turn‘	111
Bibliographie	123
Personenregister	151

Vorwort der Reihenherausgeber

Kontroversen begleiten nicht nur die wissenschaftliche Arbeit, sondern sind deren Grundlage. Dies gilt auch für die Geschichtswissenschaft. Weil wissenschaftliche Auseinandersetzungen nicht leicht zu durchschauen und noch schwerer zu bearbeiten sind, ist es notwendig, diese aufzubereiten.

Die Reihe „Kontroversen um die Geschichte“ ist als Studienliteratur konzipiert. Sie präsentiert die Auseinandersetzungen zu Kernthemen des Geschichtsstudiums; ihr Ziel ist es, Studierenden die Vorbereitung auf Lehrveranstaltungen und Examenskandidaten ihre Prüfungsvorbereitung zu erleichtern. Entsprechend kennzeichnet sie ein didaktischer und prüfungspraktischer Darstellungsstil.

Über diesen unmittelbaren Nutzen hinaus nimmt die Reihe die Pluralisierung der Historiographie auf, ohne dem Trend zur Zersplitterung nachzugeben. Gerade in der modernen Gesellschaft mit ihrer fast nicht mehr überschaubaren Informationsvielfalt wächst das Bedürfnis nach einer schnellen Orientierung in komplizierten Sachverhalten. Ergebnisse der historischen Forschung werden in dieser neuen Reihe problemorientiert vermittelt. Die einzelnen Bände der „Kontroversen um die Geschichte“ zielen dabei nicht auf eine erschöpfende Darstellung historischer Prozesse, Strukturen und Ereignisse, sondern auf eine ausgewogene Diskussion wichtiger Forschungsprobleme, die nicht nur die Geschichtsschreibung geprägt, sondern auch die jeweilige zeitgenössische öffentliche Diskussion beeinflusst haben. Insofern umschließt der Begriff „Kontroversen“ zwei Dimensionen, die aber zusammengehören.

Die Spannbreite der „Kontroversen um die Geschichte“ reicht vom 16. Jahrhundert bis zur Zeitgeschichte. Einige der Bände sind jeweils einzelnen Themengebieten wie der Verfassungsgeschichte gewidmet, die im historischen Längsschnitt behandelt werden und überwiegend über den deutschen Sprach-, Kultur- oder Staatsraum hinaus eine vergleichende Perspektive zu anderen Regionen und Staaten Europas eröffnen. Andere Bände behandeln einzelne Epochen oder Zeitabschnitte europäischer und deutscher Geschichte wie etwa den Absolutismus oder die Weimarer Republik. Gelegentliche Überschneidungen sind somit nicht nur unvermeidbar, sondern auch durchaus sinnvoll.

Der Aufbau der Bände folgt einem einheitlichen Prinzip. Die Einleitung entfaltet den Gesamtrahmen der behandelten Epoche oder des dargestellten Querschnittsbereichs. Daran schließt sich ein Überblick an: Er begründet die Auswahl der behandelten Deutungskontroversen und ordnet diese in den Gesamtrahmen ein. Der Hauptteil der Bände umfasst die wichtigsten Forschungsprobleme zum Thema. Dabei werden nicht vorrangig alle Entwicklungen und Stadien der Forschung nachgezeichnet, vielmehr Schlüsselfragen und zentrale Deutungskontroversen der Geschichtswissenschaft übersichtlich und problemorientiert präsentiert. Der Darstellung dieser Schlüsselfragen folgt zum Schluss eine kritische Bilanz des Forschungsstandes, in der

auch offene Probleme der Geschichtsschreibung dargelegt werden. Historische Forschung ist ein nie beendeter Prozess, dessen Befunde immer einer kritisch-distanzierenden Bewertung bedürfen. Auch dies soll in dem abschließenden Kapitel der Bände jeweils deutlich werden. Eine Bibliographie der wichtigsten Werke steigert den Gehalt der Bände; das Register weist zentrale Personen- und Sachbezüge nach und dient einer schnellen Orientierung.

Unser Wunsch ist es, dass die Reihe „Kontroversen um die Geschichte“ einen festen Platz in den Bücherregalen von Studierenden der Geschichtswissenschaft, aber auch benachbarter Disziplinen einnimmt, die sich auf Lehrveranstaltungen oder Prüfungen vorbereiten. Darüber hinaus sind die Bände der Reihe an Leserinnen und Leser gerichtet, die Befunde der Geschichtsschreibung sachkundig vermitteln möchten oder ganz generell an historisch-politischen Diskussionen interessiert sind.

Arnd Bauerkämper
Peter Steinbach
Edgar Wolfrum

I. Einleitung und allgemeiner Überblick

von Wolfgang E. J. Weber

In der vorliegenden Buchreihe sind bisher ausschließlich kontrovers diskutierte historische Epochen, Vorgänge und Strukturphänomene, also *Objekte* geschichtswissenschaftlicher Betrachtung, dargestellt worden. Dieser Band hingegen ist einem *Subjekt* der Erforschung der Geschichte, einem historischen Fachgebiet oder Forschungsansatz, gewidmet. Diese Gegenstandswahl ist wie der Gegenstand selbst erläuterungsbedürftig. Absicht dieser Einleitung ist es deshalb, in einem ersten Durchgang diejenigen Merkmale, Dimensionen, Probleme und Vorzüge der Kulturgeschichte zu skizzieren, die ihr historisches und gegenwärtiges Profil bestimmen, um auf diese Weise eine Grundlage für die vertieften Darstellungen der folgenden Kapitel zu schaffen.

1. Zur Aktualität und Kontroversität der Kulturgeschichte

Zunächst ist die Frage nach der Aktualität und damit Relevanz der Kulturgeschichte für eine Darstellung im avisierten Rahmen zu stellen. Sie liegen – im Gegensatz etwa zur menschengeschichtlich durchgehenden Problematik von Krieg und Frieden – ja keineswegs ohne weiteres auf der Hand. Im Hinblick darauf, wie häufig und wie nachdrücklich die Kulturgeschichte sowohl in der breiten Öffentlichkeit als auch in der universitären Wissenschaft thematisiert wird, ist die Sache dennoch klar.

Von allen Arten wissenschaftlicher Geschichtsbefassung, die sich spätestens seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert ausgebildet haben, zieht heute unzweifelhaft die Kulturgeschichte größte Aufmerksamkeit auf sich. Die Zahl der im Titel oder Untertitel entsprechend ausgewiesenen Sachbücher und Fachpublikationen ist seit zumindest zwei Jahrzehnten deutlich im Steigen begriffen. Auch Werke, deren tatsächliche kulturhistorische Qualität bestreitbar ist, eignen sich dieses Etikett zunehmend an. Mehr und mehr Bibliographien unterschiedlichsten Zuschnitts haben die Kulturgeschichte in ihre Gliederung aufgenommen; spezielle historische Bibliographien nehmen an Zahl und Umfang zu (vgl. z.B. 52). Die Eingabe des Stichworts in elektronische Suchmaschinen allgemeiner oder wissenschaftlich-akademischer Zielsetzung zeitigt kaum mehr zu bewältigende Ergebnismassen. Kommt es im nicht natur-, informations-, technik- oder wirtschaftswissenschaftlichen Bereich überhaupt noch zur Einrichtung neuer Professuren, ist in zunehmendem Maße in dieser oder jener Form die Kulturgeschichte daran beteiligt. Seit einer Empfehlung des Wissenschaftsrats von 1992 wird an den meisten deutschen Universitäten mit unterschiedlicher Bezeichnung das Fach Kulturgeschichte eingeführt; selbst die Errichtung ganzer Fakultäten für Kulturwissenschaften, von denen ein hoher Anteil historisch orientiert ist, hat begonnen.

Aktualität
des Themas

Auch an einschlägigen intentionalen Aussagen fehlt es nicht. „Jetzt“ werde „also ‚Kulturgeschichte‘ als oberster Bezug und methodisches Gebot historischen Forschens“ betrachtet, vermerkte bereits 1997 freilich nicht unkritisch Gangolf Hübinger, ein Kulturhistoriker der Neuzeit (46, S. 136). „Kultur“ sei „das neue Zauberwort“ konstatierte in gleicher Weise erst unlängst Thomas Fuchs (38, S. 244). Feuilletons rufen zur Hinwendung zur Kulturgeschichte auf, weil diese weit bessere historische Orientierung und Aufklärung biete als andere Arten der wissenschaftlichen Geschichtsbefassung. Die Rede vom ‚cultural turn‘ in den Historischen Wissenschaften ist bereits zur Selbstverständlichkeit geworden (65).

Kontroversität der
Kulturgeschichte

Aktualität ist indessen nicht unbedingt mit der in dieser Reihe gefragten Kontroversität identisch. Ist die Kulturgeschichte, deren zeitgenössische Relevanz wie gerade angedeutet außer Frage steht, also auch hinreichend strittig, um hier aufgenommen und dargestellt zu werden? Dafür liegen ebenfalls überzeugende Belege vor. An erster Stelle ist bereits das Problem der Definition dieses Fachgebiets zu nennen. Trotz erheblicher Bemühungen ist es bisher nicht gelungen, eine inhaltlich vollständige und belastungsfähige, allseits anerkannte Begriffsbestimmung zu finden, die den Ansatz von anderen Ansätzen trennscharf abzugrenzen in der Lage wäre. Stattdessen werden explizit und implizit, wie in diesem Band noch ausführlich demonstriert werden wird, sehr unterschiedliche Auffassungen verwendet und debattiert. Dieser Tatbestand fällt sowohl bei den Kritikern der Kulturgeschichte ins Gewicht, die sie letztlich rundweg ablehnen, als auch bei denjenigen, die ihre entweder traditionelle, also historistische, an den Vorstellungen der Gründer der klassischen Geschichtswissenschaft orientierte, oder sozialwissenschaftlich beziehungsweise sozialgeschichtlich ausgerichtete Betrachtungsweise mehr oder weniger deutlich entsprechend anzureichern bereit sind.

Definition und
Positionierung
als Fach

Nicht zuletzt aus diesem Grund ist die Positionierung der Kulturgeschichte im etablierten Disziplinen- und Fakultätsgefüge kaum geklärt und entsprechend umstritten. Nicht wenige Vertreter des Faches Geschichtswissenschaft neigen dazu, die Kulturgeschichte als historisches Teilfach, vergleichbar beispielsweise mit der Wirtschaftsgeschichte, zu betrachten und damit unter die eigene fachliche Kontrolle zu bringen. Andere Vorstellungen laufen darauf hinaus, Kulturgeschichte als eine Disziplin eigener Art und damit mittel- und langfristig als nur noch vom eigenen Nachwuchs bewältigt und damit professionell vertretbar anzusehen. Eine dritte Auffassung postuliert Offenheit und wechselseitige Zugänglichkeit für alle wie auch immer definierten historischen Kulturwissenschaften, also je nach Forschungs- und Lehrprogramm wechselnde Besetzung. Diese Lösung würde allerdings endgültig den bisherigen, an der deutschen Universität etablierten Prinzipien fachlicher Standardisierung und Kontinuitätsbildung widersprechen; sie stößt demzufolge auch auf mehr oder weniger heftige Ablehnung.

Methodische
und inhaltliche
Kontroversen

Nicht nur die Definition und disziplinäre Verortung, sondern auch zahlreiche Problemauffassungen, Erkenntnisziele, Methoden und Ergebnisse der Kulturgeschichte bieten unablässig Anlass zu fortlaufender Auseinandersetzung. In Rezensionen und kritischen Fußnoten wird bereits die Relevanz bestimmter Fragestellungen bestritten; ein wirklich breites Interesse zum Beispiel an Körpergeschichte sei mitnichten vorhanden. Andere kulturhistori-

sche Arbeiten verfallen wegen angeblicher oder tatsächlicher methodischer Schwächen – Benutzung nicht sachgemäßer Methoden, fehlerhafte Anwendung bewährter Methoden, Unklarheit in der Methode insgesamt und so weiter – der Verdammung. Aus fachhistorischer Sicht wird insbesondere die Verwendung zu weniger oder zu wenig aussagekräftiger oder gar hinsichtlich ihrer Repräsentativität und Beweisfähigkeit grundsätzlich problematischer Quellen kritisiert; so wird etwa moniert, dass zum Beispiel ein bestimmtes Gemälde viel weniger Aussagen zu kulturellen Verhältnissen einer bestimmten Zeit zulasse als Erkenntnisse zur unter Umständen sehr individuellen oder sogar isolierten Weltwahrnehmung und Weltbetrachtung seines Künstlers. Vertretern von Philologien fehlt des Öfteren zumindest literatur- oder sprachwissenschaftliche Stringenz, wenn nicht sogar Kompetenz.

Kontrovers diskutiert werden außerdem bestimmte zwar nicht unbedingt im Rahmen der Kulturgeschichte selbst entwickelte, aber dort verdichtete und verschärfte Ansätze, Grundüberzeugungen oder Erkenntnisprämissen. Als Beispiel sei das Prinzip der Konstruktivität oder des Konstruktivismus genannt (12, S. 111–133). Nach dem amerikanischen Literaturhistoriker Hayden White, dessen Werk im Zusammenhang mit dem ‚linguistic turn‘ näher zu diskutieren sein wird (siehe das Kapitel: Die Quellen der Kulturgeschichte – ‚linguistic turn‘), konstruieren die Historiker nicht nur ihre Texte und Aussagen, indem sie ausgewählte Quellen anhand ausgewählter Methoden analysieren und ihre auf diese Weise eruierten Befunde nach bestimmten literarischen Darstellungsprinzipien in entsprechende Historiographie umsetzen. Sie konstruieren vielmehr nichts weniger als die Geschichte oder Vergangenheit selbst, weil alle Texte festen literarisch-poetischen beziehungsweise narrativen Formkategorien folgen, das heißt sie ihre materiale Beweisführung tatsächlich sprachlich nach bestimmten Modellen vororganisieren, statt sie empirisch aus dem Quellenbezug abzuleiten (97, S. 89–102). Mehr noch, alle Wirklichkeitsbeschreibung sei textgebunden und folge deshalb faktisch deren, also den textlich-literarischen Konstitutionsprinzipien und eben nicht einem empirischen Wirklichkeitsbezug. Wenn es aber richtig ist, dass alle ‚Wirklichkeit‘ textlich oder übergreifend kulturell ‚konstruiert‘ ist, eine unabhängig von der menschlichen Wahrnehmung existierende ‚Realität‘ also letztlich nicht mehr vorhanden ist, gibt es auch keine ‚objektive‘, verbindlich gültige ‚Wahrheit‘ mehr. Wissenschaft degeneriert zu einem Geschäft des Austauschs je subjektiv konstruierter ‚Wahrheiten‘, das heißt aber letztlich: Meinungen (78, S. 105). Kulturhistoriker, die aus dieser Not eine Tugend zu machen versuchen, sich also ohne gesteigerte Rücksicht auf die Quellenlage auf die Produktion von Geschichten verlegen, die dem Erklärungsbedürfnis ihrer Adressaten entgegenkommen, müssen sich auf die Fundamentalkritik gefasst machen, nicht mehr zwischen Faktizität und Fiktionalität zu unterscheiden (60, S. 671–691).

Es versteht sich, dass diese auch von bestimmten Richtungen der Wissenschaftstheorie (Philosophischer Konstruktivismus) vertretene Perspektive nicht widerspruchsfrei hingenommen werden konnte und kann. Bereits der Versuch, spezifische historische Phänomene wie Klasse oder Geschlecht, Gemeinschaften wie die Nation oder Institutionen wie die Monarchie, aber auch individuelle Biographien als (lediglich) konstruiert darzustellen und

Konstruktivität als
Herausforderung

Von der Kon-
struktion zur
Dekonstruktion

damit ihrer angenommenen historischen Vorgegebenheit und Unveränderlichkeit zu berauben, kann auf Widerspruch stoßen. Noch größer wird der Widerstand, wenn nicht Konstruktion, sondern dezidiert Dekonstruktion im Vordergrund einer kulturhistorischen Studie oder eines bedeutenden Ansatzes der Kulturgeschichte steht (12, S. 142–146). Eine Nation oder ein nationales Selbstbild, das sich als von Akteuren bewusst konstruiert erweist, kann eingefleischte Nationalhistoriker bereits unangenehm berühren. Erst recht empört müssen sie sein, wenn Nation und nationales Selbstverständnis bewusst dekonstruiert werden. Dekonstruierende und insofern destruiierende oder delegitimierende Geschichtswissenschaft ist nicht nur mit dem bislang als konstitutiv angesehenen angeblichen oder tatsächlichen historisch-politischen Bildungsauftrag der Historie unvereinbar, sondern auch deshalb umstritten, weil sie sich gegebenenfalls gegen die Geschichtswissenschaft selbst wenden könnte (76).

Internationalität
und Pluralität

Schließlich ist nicht zu übersehen, dass die Verbindung derartiger interner und externer Probleme und Debatten mit einer deutlich stärker als anderswo ausgeprägten Internationalität des fachlichen Diskurses einen einzigartigen Informations-, Selbstvergewisserungs- und Koordinations-, das heißt aber auch Debattenbedarf mit sich bringt. Die Internationalität schließt gleichzeitig eine extreme Diversität der individuellen, gruppen- und richtungsspezifischen, sogar nationalen Herangehens-, Arbeits-, und Darstellungsstile ein. Kulturgeschichte erweist sich mithin als eine der diskussions- und kontroversenträchtigsten Formen wissenschaftlicher Befassung mit Geschichte überhaupt.

2. Zur Entstehung und Entwicklung der Kulturhistorie im historischen Kontext

Noch komplexer und debattenträchtiger präsentiert sich die Kulturgeschichte, wenn man ihre Entstehung und Entwicklung im Kontext der neuzeitlichen Geschichte mit einbezieht. Entsprechend konzipierte Wissenschaftsgeschichten des Fachgebietes liegen zwar bisher bezeichnenderweise in erster Linie als Einzelstudien vor; dennoch lassen sich für den vorliegenden Bedarf wenigstens einige Grundzüge herausarbeiten (vgl. 73; 82).

Vorgeschichte:
Humanismus
und Barock

Zur Vorgeschichte der Kulturhistorie werden üblicherweise die humanistische und barocke Historiographie und Ethnographie gezählt. Dies deshalb, weil sie bereits der Leitkategorie ‚Kultur‘ (siehe Kapitel II. 2.) verwandte Begriffe zur Kennzeichnung individueller und kollektiver zivilisatorischer Qualität kannten und diese im historischen und geographisch-ethnographischen Vergleich einsetzten, um Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen einer als Ideal angesehenen historisch-kulturellen Konfiguration und anderen, mithin defizitären Konfigurationen herauszuarbeiten. Dabei spielten bekanntermaßen erst die hoch geschätzte Antike, dann die italienische Renaissance und die französische Kultur der Epoche Ludwigs XIV., aber auch ein unspezifischeres Modell europäisch-abendländischer *christianitas*, gele-

gentlich ergänzt durch außereuropäische zivilisatorische Projektionen, die entscheidende Rolle. Eine historische Verdichtung und wissenschaftstheoretisch-philosophische Konzeptualisierung der Schlüsselkategorie ‚Kultur‘ fand außer bei Giambattista Vico (1668–1744) (siehe Kapitel II. 3.) jedoch noch nicht statt. Zu dieser Leistung erwiesen sich erst deutsche Denker, voran Johann Gottfried Herder (siehe Kapitel II. 2.), in der Lage, die freilich auf Vorarbeiten vor allem Voltaires und Rousseaus aufbauen konnten. Parallel dazu hatte sich bereits zu Beginn des 18. Jahrhunderts in der Ethnographie ein verstärkter Sinn für die Pluralität der Kulturen, die Vielfalt der historischen Entwicklungswege und die Historizität der Kulturen entwickelt (69).

Neben der zunehmend bewussten Begegnung mit hoch entwickelten außereuropäischen Welten, voran China, bildeten die Auseinandersetzung der Aufklärung mit Kirche und Staat, hier insbesondere mit Monarchie und Despotie, ferner die zunehmende Staatenrivalität den historischen Hintergrund der Entwicklung und Aneignung eines neuen Kulturbegriffs. Das erkenntnisleitende Anliegen der aufgeklärten Kulturhistoriker bestand allgemein gesprochen in dem Versuch, Politik als kulturabhängig auszuweisen, die jeweiligen Ausprägungen der Kultur in den Kontext des postulierten Menschheitsfortschritts zu bringen sowie sich selbst dadurch als glaubwürdige und legitime Deuter, Berater und Betreiber des Fortschritts im Allgemeinen wie fortschrittlicher und damit ‚richtiger‘ Politik im Besonderen zu positionieren. Ihre Beurteilungsmaßstäbe waren christlich-europäisch fundiert, auch wenn sie sich zunehmend naturrechtlich-säkularmoralisch aufluden. Demzufolge standen der Text und die von der Bibelkritik übernommene, aber logisch-rationalistisch erneuerte Hermeneutik als Textauswertungsmethode im Vordergrund, wiewohl illustrativ und nicht zuletzt didaktisch in erstaunlichem Umfang auch Bilder und Objekte zum Beleg für einen spezifischen kulturellen Entwicklungsstand oder Fortschritt herangezogen wurden.

Aufklärung

Zwischen ungefähr 1800 und 1850 siedelt Peter Burke diejenige umfassende fachgebietsgeschichtliche Phase an, die gemeinhin als ‚klassische‘ bezeichnet wird (12, S. 15). In einem ersten Entwicklungsschub ließen der aus den Erfahrungen der Französischen Revolution und des napoleonischen Hegemoniestrebens gespeiste neue Nationalismus, die Romantik und der Liberalismus die Kollektivgröße Volk oder Nation und den Begriff Kultur noch näher zueinander rücken und verschafften ihnen neue Qualität. Der Geschichte der Fürsten und Staaten wurden nunmehr verschiedener Geschichten des Volkes, die sich mit dessen Alltagsleben, Werten, Bildung und kulturellen Leistungen befassten, entgegengestellt. Im Wesentlichen war diese Kulturgeschichte allerdings Geschichte der bürgerlichen Kultur, das heißt sie diente dazu, die Auffassungen und Lebensformen des Bürgertums als historisches Ideal auszuweisen und zu etablieren. Ihr Auftreten und ihre Wirkung sind demzufolge auch in den Kontext der Revolution von 1848 einzurechnen.

Klassische Phase

Wenig später stifteten die Industrialisierung und auf andere Weise Rassismus und Sozialdarwinismus neue Gemeinsamkeiten und Unterschiede. Die von der bürgerlich-industriellen Gesellschaft noch nicht erfassten bäuerlichen Schichten und die Arbeiter als die von ihr erst hervorgebrachte neue Klasse forderten die Konzeption der bürgerlichen Kultur heraus und bildeten Alternativen. Gleichzeitig verstärkten sich Bestrebungen allerdings vorerst

eher noch von marginalen Autoren, sowohl den Verlauf der Weltgeschichte insgesamt als auch nationale Besonderheiten als biologisch determiniert auszuweisen, mit der Folge entsprechender Interpretation vor allem vor- und frühgeschichtlicher Objekte und Befunde (98, S. 840f.). Die im Banne der Nationalstaatlichkeit und des bürgerlichen Fortschrittsoptimismus stehenden Fachhistoriker distanzierten sich von diesen Versuchen auch deshalb, weil sie an dem von ihnen festgelegten Ziel jeder historischen Forschung festhielten, dezidiert politikhistorische Ereignisse und Prozesse zu analysieren, um aus den Ergebnissen dieser Forschung Leitperspektiven für das politische Handeln in der Gegenwart abzuleiten; sie distanzierten sich aber auch, weil sie ihren historistisch-positivistischen, textorientierten Quellenzugang verabsolutierten.

Um 1900 ließen Imperialismus und Kolonialismus sowie die teilweise krisenhaften Störungen des bürgerlichen Fortschrittsoptimismus vor allem, aber nicht nur an den Rändern der etablierten Wissenschaften neue kulturhistorisch bedeutsame Ansätze entstehen, so die aus aktuellen Vergleichen mit außereuropäischen Lebensformen erwachsende Kulturanthropologie, die von den Widersprüchen und Entwicklungstendenzen der Industriegesellschaft gespeiste soziologische Formenlehre und die auf diesen Grundlagen universalhistorisch ansetzende kulturhistorisch modernisierte Geschichtsphilosophie (73, S. 199–202). Dann erwiesen sich der Zusammenbruch der alten Monarchien und die bewegte Zwischenkriegszeit als besonders fruchtbar (43). Ausgehend von unterschiedlichen Wahrnehmungen und Wertungen der diese „Krisenjahre der Klassischen Moderne“ (71) prägenden neuen und nicht zuletzt beschleunigt wechselnden historischen Phänomene, entwickelten Vertreter diverser akademischer Disziplinen sowie außerhalb des etablierten Wissenschaftsbetriebs tätige Forscher und Publizisten eine bunte Fülle kulturhistorischer Fragestellungen, Untersuchungsverfahren und Erklärungsmuster unterschiedlichsten Objektbezugs und analytischer Reichweite. Gleichzeitig entstanden neue Versuche, den Kulturbegriff und die Konzeption der Kulturgeschichte diesen gewandelten Ansätzen und Anforderungen systematischer anzupassen und besser operationalisierbar zu machen. Besonders bedeutsam war dabei der Vorschlag des deutschen Philosophen Ernst Cassirer (1874–1945), Kultur als autonomen Bereich des Symbolischen beziehungsweise der Bedeutung oder des Sinns aufzufassen, wie unten (im Kapitel II. 2.) näher zu erläutern sein wird.

Nach 1945

Die anschließende Entwicklungsphase war zunächst durch die industriegesellschaftliche Konsolidierung und deren allmählichen Fortschritt, ferner die sich verschärfende Blockrivalität, die Entkolonialisierung sowie durch Neuerungen in der kritischen Selbstvergewisserung des Westens geprägt. Die Kulturgeschichte, die durch die wesentlich von den USA ausgehenden, im Aufschwung befindlichen Sozialwissenschaften vielfach bedrängt wurde und die angesichts derer naturwissenschaftlich-szientistischen Standards vor allem methodisch unzulänglich erschien, begnügte sich im Wesentlichen mit der Aufarbeitung und kritischen Sichtung ihres bis dahin erworbenen Erbes.

Erst die allgemeine Politisierung und die „Kulturrevolution“ zwischen 1965 und 1975 brachten wieder Bewegung in die Wissenschaft im Allge-

meinen und die kulturhistorische Forschung im Besonderen. Der Fundamentalangriff auf die etablierte bürgerliche Wissenschaft ließ deren eigene kulturelle Praktiken deutlicher hervortreten als jemals zuvor und setzte die bürgerlichen Wissenschaftler unter Rechtfertigungsdruck. Erstmals wurde in aller Schärfe die Frage nach dem jeweils vertretenen Wissenschaftsbegriff gestellt. Die etablierten Bezugspunkte der Wissenschaft, von den Werten über die leitenden Ideen bis zum Kanon der als entscheidend angesehenen Werke, begannen sich zu verflüchtigen. „Ein bis dahin unbekannter Pluralismus, der die etablierten Hierarchien zwischen hoher und trivialer Kultur und den tradierten Barrieren zu fremden Kulturformen überwand, breitete sich gerade in den akademischen Milieus aus“, begleitet vom jetzt endgültigen Siegeszug der Massenmedien und der Massenkultur (73, S. 221). Entsprechend vielfältig und neuartig gestalteten sich nunmehr die Aktivitäten der Kulturhistoriker, von der Erschließung völlig neuer Untersuchungsfelder und -objekte bis zur Erweiterung des Methodenspektrums und der Öffnung für alle nur denkbaren teils emanzipatorisch-progressiven, teils aber auch durchaus konservativen Erkenntnisbedürfnisse. Die linke Fundamentalkritik am kapitalistischen Entwicklungs- beziehungsweise US-amerikanischen Zivilisationsmodell und westlichen Dominanzanspruch beförderte die Kolonialismus-, Rassismus- und Eurozentrismusablehnung marxistischer und progressiver Historiker der Dritten Welt und damit die Zusammenarbeit dieser beiden Gruppen, unter anderem mit der Folge, dass sich entsprechende Schriften nichtwestlicher Autoren erstmals nachhaltig verbreiteten. Emanzipationsstreben und Herrschaftskritik resultierten in einer ungeahnten Dynamik der Erforschung kultureller Hintergründe und Mechanismen offener und stiller Unterdrückung und Ausbeutung, die das kritische Angebot der nunmehr dezidiert westlich erscheinenden Sozialwissenschaften und deren historischer Schwester, der Sozialgeschichte, bald eindeutig hinter sich lassen sollte.

Stattdessen begannen Anthropologie und Ethnologie interessant zu werden. Sie bestachen durch jetzt unvoreingenommene Einblicke in völlig fremde Welten, von denen her die eigene, als so ungenügend erachtete Welt in völlig neuem Licht erscheinen konnte. Die Öffnung wesentlicher Richtungen der Kulturgeschichte für derartige anthropologisch-ethnologische Perspektiven, Themen und Methoden brachte die Chance einer Erneuerung in allen entscheidenden Dimensionen des kulturhistorischen Wissenschaftsfeldes mit sich, auch wenn sich in der Folge erwies, dass nur einige dieser Chancen sich tatsächlich realisieren ließen.

Die innerfachlich viel beschworene, bisher nur gelegentlich in ihrer historischen Bedeutung als überschätzt betrachtete Wende zur Neuen Kulturgeschichte um 1990 bestand indessen nicht in einer Verdichtung der jetzt vorhandenen Ansätze zu einem neuen, mehr oder weniger geschlossenen Paradigma (siehe Kapitel II.3.). Sie war bei Licht betrachtet vielmehr ein Neuarrangement vielfältiger Elemente eigentlich ohne verbesserte innere Systematik und eindeutige Außenabgrenzung. Ihre wesentlichen historischen Rahmenbedingungen liegen auf der Hand: epochal der Zusammenbruch des Ostblocks und damit die volle Freisetzung der kapitalistischen Markt- und Globalisierungsdynamik, die beginnende Transformation der

„Neue“ Kultur-
geschichte

klassisch-modernen bürgerlichen Industriegesellschaft zur nachklassisch-postmodernen, individualisierten Dienstleistungs- und Wissensgesellschaft, das beschleunigte Schwinden soziokultureller und ideologischer Gewissheiten und die Suche nach neuen Erfahrungen und Lösungen, wissenschaftssystemisch die verstärkte Anknüpfung von Lehre und Forschung an die Bedürfnisse von Gesellschaft und Wirtschaft, wissenschaftsintern die nochmals gesteigerte Pluralisierung und das Vorrücken spielerisch-experimenteller Formen und Methoden.

Zu den von diesen Wandlungen getragenen neuen Ansätzen der Kulturgeschichte zählten nach der Liste von Lutz Raphael (73, S. 231–235) insbesondere:

- a) Die zunehmend fundamentale Kritik an der Strukturperspektive und am europäisch-westlich beziehungsweise ökonomisch orientierten Stadienentwicklungs- und Fortschrittsmodell. Sie werden durch die Akteursperspektive und weniger ökonomisch als (siehe unten Kapitel 1. 5.) kulturell basierte, nur noch in schrumpfendem Maße fortschrittsorientierte neue Vorstellungen über Geschichtsabläufe abgelöst.
- b) Die Entdeckung der „Sprache als omnipräsentes und nicht transzendierbares Medium aller von Historikern genutzten Spuren der Vergangenheit“, also der so genannte ‚linguistic turn‘ mit seiner bereits erwähnten dekonstruktiven Logik.
- c) Die jetzt breite Rezeption des ethnologischen Kulturbegriffs, also eines Verständnisses von Kultur „als eigenständige und grundlegende Dimension von Gesellschaften“, die „als autonomes System von kollektiven Symbolen und Bedeutungen Stabilität und Kontinuität jenseits der Ebene konkreter Handlungen, politischer Ereignisse, aber auch über ökonomische und soziale Veränderungen und Funktionswandel hinweg sicherstellt“.
- d) Die Zuspitzung der postmodernen Fortschrittsskepsis zur Fundamentalkritik an allen rationalistischen Wahrheitsansprüchen und den durch diese getragenen Machtstrukturen.
- e) Die in diesem übergreifenden Rahmen nochmals verstärkte Sensibilität „für die Verzahnung von Macht und Vernunft“ insbesondere im Hinblick auf die Voraussetzungen, Erscheinungsformen und Folgen jeglicher Art von jetzt auch auf die imperialistische Gesellschaft zurück übertragenem Kolonialismus.

Als wesentliche Themen- und Forschungsbereiche sowie Verfahren unter diesen Vorzeichen sind vor allem die Diskursanalyse, die Gendergeschichte, die neue Historische Anthropologie, die neue Volkskundeforschung, die neue Kulturgeschichte des Politischen, die historische Gedächtnisforschung, die kulturhistorische Medien-, Kommunikations- und Wissensforschung sowie die Geschichte der Sinne und Gefühle zu nennen.

Die gegenwärtige Lage der Kulturgeschichte, die ungefähr seit der Jahrtausendwende erreicht wurde, erscheint eher widersprüchlich und unklar. Die für die Periode um 1990 feststellbaren historischen Konstellationen und Tendenzen haben sich verfestigt beziehungsweise verschärft. Auf der einen Seite hat sich noch die Lebendigkeit vieler Innovationen der 1990er Jahre

erhalten, werden ältere Anregungen wieder aufgenommen und können nach wie vor überraschend viele neue Felder für das Fachgebiet erschlossen werden. Auf der anderen Seite sind aber auch Ermüdungsphänomene zu beobachten, kommt einem die Neuartigkeit der Ergebnisse mancher einschlägiger Studien in wachsendem Maße eher begrenzt vor. Die konzeptionelle Unfertigkeit mancher Ansätze und Verfahren erscheint nicht mehr nur innovationsträchtig, sondern gelegentlich auch defizitär. Die fehlende innere Systematik und eindeutige Außenabgrenzung des Fachgebiets werden wieder stärker als Mangel wahrgenommen. Die angesprochenen Ideen und Verfahren der kulturellen Konstruktion beziehungsweise kulturhistorischen Deonstruktion werden zunehmend wieder eher als Zerstörung jeglicher Wissenschaftlichkeit überhaupt, als unbeschränkte Zulassung von Subjektivität, Aufgabe jeglicher methodischer Kontrolle durch Verifizierung oder Falsifizierung und als Freisetzung eines verderblichen *anything goes* angeprangert und verworfen, oft in Verbindung mit einer Verdammung der gesamten Kulturgeschichte (vgl. 12, S. 165; 99, S. 178).

Der alte Gegner der Kulturgeschichte ist einerseits der quellenpositivistische Historismus, der auf die Rekonstruktion der politischen Ereignisgeschichte, der Entstehung des Staates und der Erklärung des Staatshandelns als Teil politisch-nationaler Bildung angelegt ist. Andererseits ist er die theoretisch-methodisch optimierte Sozialgeschichte, die von den sozialen Lagen und sozioökonomischen Interessen der Klassen und Gruppen sowie deren Konsequenzen für die Politik in der Industriegesellschaft her denkt. Diese Gegner wittern angesichts vermeintlich oder tatsächlich neuer, ihren Vorstellungen eher passender individueller und kollektiver Bedürfnisse nach historisch vermitteltem Sinn und historischer Gewissheit da und dort bereits wieder Morgenluft. Ihr mehr oder weniger deutlich vorgebrachtes Angebot besteht darin, sich kulturgeschichtlich zu erweitern, im Kern aber das je eigene, bewährte fachliche und konzeptionelle Profil beizubehalten (93). Kein geringerer als Peter Burke gibt am Ende seiner jüngsten einschlägigen Monographie zur Kenntnis, dass er „nicht“ glaube, „dass die Kulturgeschichte die beste Form der Geschichte sei“; er scheint sogar geneigt, sie in bestimmten Hinsichten als eine vorübergehende „Mode“ aufzufassen (12, S. 184). Bereits 1999 beschwor ein eindrucksvoller Sammelband von Lynn Hunt und Victoria E. Bonnell einen neuen Horizont „beyond the cultural turn“ (47).

3. Teilgebiete der kulturhistorischen Forschung

Wenn wir in der Annäherung an das Thema dieses Bandes den Blick nunmehr von der Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte zur Systematik des kulturhistorischen Feldes wenden, dann fallen als erstes diverse Teilgebiete ins Auge, die gelegentlich sogar den Charakter von Teilfächern anzunehmen im Begriff scheinen. Diese Teilgebiete ergeben sich aus diversen zentralen Fragestellungen, welche die Vertreter der Kulturgeschichte in ihrem Erkennt-

nishorizont entwickeln und entsprechend umsetzen (vgl. die frühe programmatische Zusammenstellung dieser Teilgebiete in 11).

Von im wahrsten Sinne des Wortes fundamentaler Bedeutung ist zunächst die Historische Anthropologie (95). Auch hier gibt es allerdings zunächst Definitionsschwierigkeiten; Jakob Tanner spricht von einem „schillernden Begriff, der ein zerklüftetes Feld und auseinanderdriftende Forschungszgänge abdeckt“ (95, S. 13). Dennoch lässt sich immerhin ein fachlicher Kern beschreiben. Im Gegensatz zu den biologischen, philosophischen, pädagogischen und theologischen Wissenschaften von Menschen, die alle von der Existenz einer überzeitlichen, im Kern festgelegten *conditio humana* ausgehen und deren Merkmale und Konsequenzen für das menschliche Verhalten herauszuarbeiten suchen, interessiert sich die Historische Anthropologie in ihren diversen Varianten für den Zusammenhang von Kultur als Komplex von Symbolen und Bedeutungen sowie menschlichem Lebensvollzug. Anders ausgedrückt, sie begreift die wechselnden kulturellen Konstellationen, in denen sich Menschen bewegen, als Ermöglichungsgründe menschlichen Verhaltens, jedoch unter Betonung jeweiliger Interpretations- und Optionsfreiheit, nicht als wie immer gearteten Determinismus. „Die Praxis der historischen Akteure mit ihren Ungleichzeitigkeiten und Brüchen“ soll „im Zentrum stehen; es geht um Pluralität ebenso wie um Widersprüchlichkeit ihrer Aneignung von ‚Welt‘“ (55, S. 570).

Ihre entscheidenden Impulse hat diese Perspektive aus der Ethnologie erhalten, die wie oben skizziert seit den ausgehenden 1960er Jahren wachsende Beachtung erfuhr. Von ihr lernte die Kulturgeschichte einerseits die schon sprichwörtlich gewordene Verfremdung des Blicks, die zu einer Wahrnehmung des eigentlich Vertrauten wie einer fremden Welt führt und damit vorher übersehene Verhaltensformen und Bedeutungszuschreibungen hervortreten lässt. Andererseits wurde sie in die Fülle von Lebensformen eingeführt, welche vom hegemonialen europäischen Modell völlig abweichen, und dadurch dazu gebracht, Symbole und Praktiken in ihrem Eigenwert sowie den Eigen-Sinn von Menschen in ihrer Lebensgestaltung jenseits aller funktionalen Festlegungen ernst zu nehmen. Und nicht zuletzt lehrte die Historische Anthropologie, von der Modellierung der Geschichte als Modernisierung Abschied zu nehmen und stattdessen auch Regression, Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen und zirkuläre Bewegungen wahrzunehmen sowie die Kosten der Modernisierung genauer herauszuarbeiten. Selbst die Sprache wurde bei dieser Gelegenheit ihrer einseitigen Bedeutungszuschreibung als Mittel des bloßen Austauschs von Information entkleidet und als Kommunikationsmedium auch für Gefühle und Bedeutungen wiederentdeckt. Das Ritual und die Selbstdarstellung mittels Körpersprache, die tragenden Elemente des unten (siehe Kapitel II. 4. c) vorgestellten ‚performative turn‘ kamen fast völlig neu hinzu. Dass auch die Objekte und die materielle Kultur insgesamt in neuer Weise einbezogen wurden und seither etwa die Erforschung der modernen Massenkultur unter ganz neuen Vorzeichen vonstatten geht, versteht sich fast von selbst. Ein weiterer wichtiger Aspekt ist die neue Abgrenzung des Menschen vom Tier (64).

Welche Dimensionen eine derartige systematische kollektive Historische Anthropologie – oder in diesem Fall: Kulturanthropologie – abzudecken

vermag, zeigt beispielsweise die einschlägige Darstellung von Wolfgang Reinhard zum europäischen Modell (77): Der Bogen der Aspekte spannt sich vom Körper (Geschlecht, Sinne und Emotionen, Kleidung und Hygiene, Ernährung und Hunger, Gesundheit, Krankheit und Heilung, Lebensalter und Tod) über die Mitmenschen (Partnerschaft, Kindheit und Jugend, Erziehung und Bildung, Individuen und Gruppen, Politik und Recht, Schichtung und Mobilität, Randgruppen, Devianz und Strafe, Gewalt und Krieg, Kulturkontakte) bis zu den Umwelten in Form von Raum und Natur, Wirtschaft und Disziplin, Lebensqualität, Bauen und Wohnen, Kommunikation, Transzendenz und Rationalität sowie Zeit und Geschichte. Noch bedeutsamer erscheint indessen, dass die Erforschung der Konstellationen und des Wandels kollektiver Anthropologien mit einer Inflation von aktualisierten alten und neuen „Bindestrichbezeichnungen“ für anthropologische Spezialphänomene einhergeht, die auch historisch analysiert werden. Die Bandbreite dieser Ansätze ist enorm; die Anthropologie der Erkenntnis steht neben der ‚Medien‘- oder ‚Bildanthropologie‘, die ‚Anthropologie der Intersubjektivität‘ neben der ‚Anthropologie des Cyberspace‘, der ‚psychiatrischen Anthropologie‘ und der ‚anthropologie politique‘. Jakob Tanner resümiert: „Anthropologie ist also heute dabei, die Wissenschaft quer durch die Disziplinen hindurch zu infiltrieren. Dank des subversiven Adjektivs ‚historisch‘ gibt es mittlerweile fast keinen Forschungsbereich mehr, in dem sich die Figur des anthropos nicht diskursiv hätte reproduzieren können“ (95, S. 19).

Einen mit deutlichen Horizontverschiebungen verbundenen Sonderfall Historischer Anthropologie bildet die Geschlechtergeschichte (Gendergeschichte) (59; 68). Entstanden vor allem aus der feministisch-emanzipatorischen Kritik an hegemonialen männlichen Wahrnehmungen, Bedeutungszuschreibungen und Rollenstiftungen, hat sie mittlerweile einerseits nachgewiesen, dass aus der biologischen Geschlechtervorgabe keineswegs automatisch die soziokulturelle Geschlechterauffassung und Rollenstiftung nach westlichem Muster folgt, und andererseits selbst die Wahrnehmung und das Verständnis des biologischen Geschlechts massivem soziokulturellem Wandel unterliegen (88). Das soziokulturelle Geschlecht (*gender*) ist also keinesfalls angeboren, sondern wird in den wechselnden historischen Kontexten kulturell erzeugt, woraus sich wiederum die Möglichkeit der historischen Erforschung dieser Prägungen und ihrer Ergebnisse, aber auch die Möglichkeit einer bewussten Steuerung derartiger Konstruktionen ergibt, die unter Umständen auch auf historischen Erkenntnissen basieren kann. Mittlerweile hat sich der Zugang über die bewusste Geschlechterkonstruktion allerdings etwas abgeschwächt; stattdessen richtet sich der aktuelle Fokus auf das alltägliche ‚*doing gender*‘ (vgl. 35, S. 183–202). Dass diese Perspektive für die Untersuchung zumal der ‚stillen‘ Mechanismen der Geschlechtererzeugung höchst fruchtbar ist, hat sich bereits insbesondere in der neuen Männergeschichte gezeigt. Überzeugend erscheint im Übrigen der Tatbestand, dass die beiden anfänglichen Konzeptionen ‚Weiblichkeit‘ und ‚Männlichkeit‘, an denen sich die jeweilige kritische Forschung so sehr rieb, nunmehr durch eine hoch differenzierte Pluralität von Konzeptionen und Rollen abgelöst worden sind. Wiewohl mit ‚Männlichkeiten‘ in der Regel Machtansprüche verbunden waren und sich zahllose machtfunktionale Zusammenhänge und

Gendergeschichte

Dynamiken nachweisen lassen (vgl. 21), erschöpft sich die Entstehung, Existenz und Wirkung derartiger Rollen doch nicht in ihrem Bezug auf Macht. Vielmehr spielen auch hier Symbole, Deutungen und Bedeutungen in je eigener Weise mit, und erneut sind massive Widersprüche, Brüche und Spannungslagen zu verzeichnen. Nachdem sich besondere Auffassungen von Ehre als Hauptkomponenten von Männlichkeit zumindest in den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen, aber auch in modernen Gesellschaften erwiesen, und sich auf der Gegenseite Auffassungen von Frauenehre als fast ebenso bedeutsam herausgestellt haben, hat sich die kulturhistorische Geschlechterforschung auch der Ehreforschung angenähert (20).

Geschichte der
Sexualität

Ein weiterer, in die Historische Anthropologie integrierter Sonderschwerpunkt ist die Geschichte der Sexualität, insbesondere der Homosexualität (10; 72). Auch dort zeichnet sich eine fortschreitende Differenzierung, Zerlegung und möglicherweise sogar Dekonstruktion der bisher maßgebenden Begriffe und Vorstellungen ab. Die Kritik richtet sich zumeist einerseits gegen die Behauptung, dass von einer biologischen Determinierung der Geschlechter letztlich gar nicht mehr gesprochen werden könne, oder man möchte andererseits an der strukturbildenden oder gar offen: gesellschaftsstabilisierenden Funktion fester Geschlechterbilder und -rollen festhalten.

Körpergeschichte

Mit dem Hinweis auf die biologischen Grundlagen der Geschlechterwahrnehmung und -zuschreibung ist bereits die Brücke zur Körpergeschichte als einem weiteren, derzeit blühenden Zweig der Historischen Anthropologie geschlagen. Bei ihr geht es einerseits „um die gesellschaftliche Formierung des Körpers vor allem über Sozialisationsprozesse und um die Herausbildung von Körpertechniken, zum anderen um den Symbolgehalt des Körpers, sowohl als Ausdrucksmedium für gesellschaftliche Phänomene wie als Objekt symbolischer Zuschreibungen“ (13, S. 16; vgl. grundlegend 54). Die zuvor eher nicht hinterfragte biologische Materialität des physisch unmittelbarsten Trägers von Menschlichkeit wird also hinsichtlich ihrer kulturellen Konstruktivität, ihrer historisch erwiesenen Formbarkeit und Formung, näher unter die Lupe genommen. Untersucht werden eigene und fremde Körperwahrnehmungen im Allgemeinen oder in besonderen Situationen, Körper- und Körperfunktionsdefinitionen (darunter besonders wichtig die Unterscheidung von Krankheit und Gesundheit), die Auffassung und die Konsequenzen von Angriffen auf und Eingriffen in den Körper (hier insbesondere von Gewaltzufügungen zum Beispiel in Form der Folter), die wechselnden Definitionen und Verarbeitungen von Schmerz oder Lust, Körpermodellierungen (von der Tätowierung bis zur Schönheitschirurgie), die Bedeutung kulturell vorherrschender Körperkonzepte für den Umgang mit dem Körper in den verschiedenen Gesellschaften und so weiter. Nachhaltiges Interesse findet insbesondere die Frage, wie Körper soziokulturell verfügbar gemacht werden können, sei es beispielsweise im Zusammenhang mit Prostitution, mit Militär und Krieg oder eben mit Kriminalität beziehungsweise Strafrecht. Auch hier wird davon ausgegangen, dass jedes Phänomen – in diesem Fall das des Körpers – in ein Geflecht soziokultureller Bestimmungen eingebunden ist, „die eine direkte Annäherung unmöglich machen“, und insofern „eine Codierung oder ein ‚mapping‘ des Körpers [...] nicht allein ‚eine Repräsentation, sondern die Produktion wirklicher Kör-

per“ sei (81, S. 446f.). Nichtsdestoweniger gehen Forscher wie eben Philipp Sarasin noch einen Schritt weiter, indem sie postulieren, dass die Sinnstiftung oder Bedeutungszuschreibung für den eigenen Körper, die ein Subjekt oder auch eine Gruppe durch Vermittlung von einer übergeordneten Gruppe übernimmt, jedoch nicht vollständig ist. „Für das Subjekt sei der Körper vielmehr zu komplex und zu undurchsichtig, als dass dessen Symbolisierung und Regulation vollständig sein könnte; das ‚Schutzschild‘“ dieser Symbolisierung „weise“ vielmehr „Löcher“ auf, so dass ‚immer wieder andere Teile und Bereiche der physischen Realität unmarkiert bleiben‘. Gerade im Schmerz breche die ‚Unmittelbarkeit des Körpers‘ durch, aber nicht bei jedem Akteur in gleicher Weise“ (14, S. 31f.).

An Attraktivität verloren hat seit längerem die in den 1970er Jahren in Frankreich entwickelte Mentalitätengeschichte. Sie richtete sich ursprünglich gegen die Annahme der Wirtschafts- und Sozialgeschichte marxistischer Prägung, menschliches Verhalten ließe sich aus wirtschaftlich-sozialen Interessen ableiten. Ihr wurde, insbesondere im Hinblick auf religiöse Überzeugungen und Dispositionen, das Konzept entgegengestellt, menschliches Verhalten sei auf Mentalitäten, also individuelle und kollektive Formen, Muster und Gewohnheiten des Denkens und Sichorientierens, zurückzuführen. „Mentalitätsgeschichte“, so formulierte es 1993 der Herausgeber eines einschlägigen Sammelbandes, „konzentriert sich auf die bewussten und besonders die unbewussten Leitlinien, nach denen Menschen in epochenspezifischer Weise Vorstellungen entwickeln, nach denen sie empfinden, nach denen sie handeln“ (22, S. IX). Um diese epochenspezifischen Zeitmuster und Vorstellungen analytisch erfassen zu können, schien allerdings eine seriell-quantitative Vorgehensweise sinnvoll. Der Klassiker des Genres, Michel Vovelles *Piété baroque et déchristianisation* (1973), geriet jedoch bald in die Kritik. Die statistische Zusammenstellung und Auswertung höchst unterschiedlich entstandener Daten – hier: Schlüsselbegriffe in Testamenten – überdeckte die tatsächliche Unterschiedlichkeit des Einzelfalles. Darüber hinaus belege der statistische Befund nicht unbedingt die Existenz der angenommenen Mentalität als Epochenmerkmal, weil die Testamente auch eigenen Gestaltungszwängen und Verwertungszusammenhängen unterworfen seien. Die Vorstellung einer mentalitären ‚Superstruktur‘ werde außerdem der Möglichkeit nicht gerecht, dass mehr oder weniger deutliche Abweichungen oder sogar Alternativen bestanden haben könnten. Ebenso seien die Unterscheidung von Mentalität und Ideologie und die Annahme einer historischen Festigkeit von Mentalitäten problematisch. Viele Kulturhistoriker bevorzugten deshalb heute andere analytische Zugänge zur Erfassung kollektiver Orientierungen und Dispositionen. Nach Rudolf Schlögl verspricht vor allem eine kommunikationstheoretisch orientierte Systemtheorie plausible Lösungen des Grundproblems, „die Spannungen zwischen sozialen Strukturmustern, gesellschaftlichen Semantiken sowie individuellen Handlungs- und Orientierungsmustern zu erfassen“ (83). Dennoch hält etwa der Wiener Neuzeithistoriker Wolfgang Schmale an dieser Perspektive fest und hat dazu eine erweiterte Konzeption vorgelegt (85, S. 167–181).

Mentalitäten-
geschichte

Demgegenüber erst unlängst erschlossen worden und derzeit noch im Ausbau begriffen ist die kulturhistorische Medien- und Kommunikationsge-

Medien- und Kommunikationsgeschichte

schichte. Dass ihre Entstehung mit dem Siegeszug der Kommunikations- und Medienforschung in der modernen Kommunikations- und Informationsgesellschaft zusammenhängt, steht außer Zweifel. Dass sie eine andere Erkenntnisperspektive vertritt, allerdings ebenso. Als Grundprämisse ist namhaft zu machen, dass jenes Geflecht von Wahrnehmung, Orientierung, Sinnstiftung, Symbolik und Handlungsdispositionen, welches Kultur ausmacht, kommunikativ und damit gegebenenfalls auch medial zustande kommt, sich erhält und fortentwickelt. Kommunikation und Medien werden mithin als Sphäre und Formen des Austauschs und der Stiftung von Sinn und Handlung betrachtet und erscheinen in dieser Hinsicht kulturhistorisch relevant, während technische oder positivistisch-empirische Kommunikations- und Mediengeschichte zu den Bedingungen oder auch Determinanten, also eher in das Vorfeld der eigentlichen Kulturgeschichte gehören. Anders ausgedrückt: „Die Kulturgeschichte stellt die Frage nach der gegenseitigen Beeinflussung von medialen und kulturellen Praktiken, nach den gesellschaftlichen Wirkungs- und Bedeutungszusammenhängen von Medien und Kultur: Wie formen Kulturen ihre Medien und wie werden sie durch ihre Medien geformt?“ (53, S. 130). Moderne Technik- und Fortschrittsbegeisterung, wie sie die anderen kommunikations- und medienwissenschaftlichen Ansätze prägen, werden in der Kulturgeschichte auf diese Weise hinterfragt oder sogar stillgelegt, mit – im besten Fall – der Folge, dass historisch angemessenere, der Vielfalt und dem Eigenwert der Phänomene gerechter werdende Interpretationen erarbeitet werden. Einschlägige Studien befassen sich beispielsweise mit der kommunikativen und medialen Konstruktion von Räumen, mit den Kommunikationsprozessen, die der Wahrnehmung und Bedeutungszuschreibung eines bestimmten Objekts zugrunde liegen, oder mit der unterschiedlichen Bedeutung des Bildmediums für die Weltbilder verschiedener Kulturen (28; 40; 45).

Akkulturation und Kulturtransfer

Was durch Kommunikation in welcher Form auch immer transportiert oder erzeugt wird, kann im umfassenden Sinne als Kultur insgesamt oder in einem spezifischen Verständnis als Wissen aufgefasst werden. Entsprechend haben sich auch in dieser Hinsicht spezifische kulturhistorische Teilgebiete entwickelt. Die Akkulturations- und Kulturtransfergeschichte richtet ihren analytischen Blick nicht auf die Voraussetzungen und Ergebnisse von Kulturaustausch, sondern auf den Vorgang dieses Austauschs selbst. Dabei konzentriert sich die Perspektive der Akkulturation auf die Prozesse des Hineinwachsens von Individuen oder Gruppen in eine bestimmte Kultur, während diejenige des Kulturtransfers die inter- und intrakulturellen Wechselbeziehungen thematisiert. Kulturtransfer wird demnach als dynamischer Prozess betrachtet, „der drei Komponenten miteinander verbindet, und zwar 1. die Ausgangskultur, 2. die Vermittlungsinstanz, und 3. die Zielkultur. Zu hinterfragen sind die Objekte, Praktiken, Texte und Diskurse, die aus der jeweiligen Ausgangskultur übernommen werden“, ferner „die Rolle und Funktion von Vermittlerfiguren und Vermittlungsinstanzen. (Übersetzer, Verleger, Wissenschaftler, Universitäten, Medien, Verlage etc.)“, schließlich, im Hinblick auf die Zielkultur „die Selektionsmodi ebenso wie die Formen der Aneignung und der produktiven Rezeption“ (63). Ihr Hauptarbeitsfeld hat diese Perspektive bisher vor allem in der neuzeitlichen Geschichte gefunden.

Einem ihrer Hauptbegründer, dem französischen Historiker Michel Espagne, geht es vor allem um die Erforschung intraeuropäischen Kulturtransfers im Hinblick auf die Erfassung der europäischen Kultur (und die Ermöglichung ihrer fortschreitenden Verdichtung). Sein Ansatz war der deutsch-französische Kulturtransfer (29, vgl. auch 37; 84).

Zu den Errungenschaften der Kulturgeschichte zählt unzweifelhaft, den Historikern die Bedeutung des Wissens und die Pluralität der Wissensformen in neuer Weise bewusst gemacht zu haben. Die Wissenschaftsgeschichte hatte mit dieser Grundeinsicht im Hinblick auf das wissenschaftlich erzeugte Wissen zwar keine Probleme, tat sich jedoch schwer in der Akzeptanz vorwissenschaftlicher Wissens- und Wissensbefassungsformen. Mit der neuen kulturhistorischen Wissens- und Wissenschaftsgeschichte sind diese Unterschiede überwunden. Sie ist grundlegend auf die Voraussetzungen, Medien, Erscheinungs- und Vermittlungs- wie Generierungsformen und Wirkungen von Information als bereitliegendes, aber mangels entsprechender Nachfrage noch uninteressantes und insofern ‚totes‘ Wissen ausgerichtet und sodann auf die Frage, wie Information durch Interesse oder Bedürfnis gefragt, mit Bedeutung geladen, also zu Wissen im eigentlichen Sinne wird. Was sie mittels ihrer Analysen von Sprache oder Bild als Wissensvermittler, von Erfahrung, Hermeneutik und Experiment als Wissensgeneratoren, der Universität als Wissensinstitution, von Auffassungen und Praktiken des Wissens in der Konfiguration spezifischer Wissenskulturen und so weiter bietet, ist damit historisches Grundwissen zur Entstehung, Prozessualität und zum Wandel der heutigen Informations- oder Wissenschaftsgesellschaft (vgl. die fortlaufende Berichterstattung in der Zeitschrift: Nach Feierabend [66] sowie 6; 19).

Wissens- und
Wissenschafts-
geschichte

4. Themenfelder der Kulturgeschichte

In Verbindung mit oder quer zu den eben genannten Teilgebieten gegenwärtiger Kulturgeschichte stehen des Weiteren bestimmte, aus wichtigen Problemkonstellationen und Problemen erwachsene Themenfelder, die hier ebenfalls in einem ersten Durchgang vorgestellt werden sollen.

Häufig noch stark von sozialwissenschaftlichen Problemperspektiven her konzeptualisiert, ist in diesem Rahmen zunächst der Komplex von *Identität und Alterität* zu nennen. Die Vorstellung, dass Individuen wie Gruppen über Unverwechselbarkeit gegenüber anderen verfügten, ein Recht auf diese Besonderheit hätten und sich aus diesen Voraussetzungen ein Anspruch auf Gleichstellung und Gleichheit aller Individuen und Gruppen ableiten lasse, ist eigentlich ein zentrales Element europäisch-bürgerlichen Denkens seit der ausgehenden Aufklärung. Die weitere Annahme, dass nur unbeschädigte, stabile und kontinuierliche Identität Soziabilität und einen als befriedigend empfundenen Lebensvollzug garantiere, entstammt der Philosophie, Gesellschaftstheorie, Anthropologie und Psychologie des 19. und 20. Jahrhunderts. Während diese Ansätze implizieren oder direkt postulieren, dass Identität grundsätzlich erreichbar, ja ihre Erreichung in einem bestimmten

Identität und
Alterität

Zeitraum und ihre Beibehaltung auf Dauer sogar notwendig sei, rückt in der kulturhistorischen Betrachtung in den Vordergrund, dass einerseits jegliche Identität anhaltend, gegebenenfalls auch wechselhaft konstruktiv erzeugt wird, andererseits aber auch relational ist, also aus dem Umgang mit Alterität, dem Vergleich, gewonnen wird. Identität ist kulturhistorisch mithin dynamisch und pluralistisch zu konzeptualisieren, und, nachdem Alterität sich erst in der Wahrnehmung aus der Identität konstruiert statt ‚objektiv‘ vorgegeben zu sein, sind Identität und Alterität als vielschichtige, in ihren jeweils zugeschriebenen Merkmalen zu differenzierende Beziehungsgrößen aufzufassen. Das Spektrum der Fragen, Untersuchungsdimensionen, Quellen und Methoden, das sich an dieser Stelle ergibt, lässt sich im vorliegenden Rahmen nicht weiter ausführen (9; 30; 67; 86).

Familie

Dass zu den wichtigsten Agenten der Produktion von Identität und Alterität die Gemeinschaft von Mutter, Vater und Kindern beziehungsweise im weiteren Sinne jede Gemeinschaft von Erwachsenen und Kindern, also die Familie, zählt, ist eine Binsenweisheit. Aber die kulturhistorische Familienforschung erschöpft sich keineswegs in diesem Interesse. Vielmehr hat sie die herkömmliche soziologische Familienwissenschaft vor allem deshalb weitgehend abgelöst, weil sie nicht nur die Fülle der Familienformen des Menschen zurückgewinnt und diesen Formen ihren gebührenden Eigenwert zukommen lässt, sondern auch die jeweiligen Rollen innerhalb der Familie als komplex konstruiert und deshalb auch als veränderlich ausweist und zugleich zeigt, dass familiäre Praktiken (von der Steuerung der Kinderzahl bis zum Erziehungsprofil) keineswegs nur biologisch arterhaltend oder ökonomisch-sozial bedingt, sondern auch das Ergebnis genuin kultureller Determinanten und Kriterien sind. Darüber hinaus ist sie mit erstaunlichen Ergebnissen dabei, familiäre Muster und Semantiken als Konstruktions- und Orientierungselemente selbst modernster Gesellschaften und Gemeinschaften nachzuweisen. An dieser Stelle ergeben sich damit Indizien für die Annahme, dass europäisch-emanzipatorische Deutungen wie diejenige einer europäisch-westlichen oder gar universalhistorischen Entwicklung hin zu Individualität und zu pluralistischen Gesellschaften sich selbst bestimmender, freier Individuen eher Ideologien sind (25; 42; 51; 62; 90).

Generation

Ähnliche Erkenntnisse vermittelt die kulturhistorische Generationenforschung. Eine Alterskohorte wird nicht einfach durch ein Geburtsjahr oder einen Geburtszeitraum gestiftet und durch gemeinsame historisch-gesellschaftliche Prägungen erzeugt, sondern die Vermittlung derartiger Prägungen an keineswegs unbedingt gleichaltrige Gruppen ist ein hoch komplexer und vielfach durchaus selektiver Prozess, in dem parallel zum allgemeinen historischen Wandel unterschiedliche generationsproduzierende Erfahrungen zum Tragen kommen können. Eine wichtige Teildebatte befasst sich beispielsweise mit der Frage, ob Massenmedien Generationen hervorzubringen vermögen. Das Problem, inwieweit Generation wie die Altersstufen Jugend, Erwachsensein und Alter ein soziokulturelles, nicht von der biologischen Entwicklung bestimmtes Konstrukt ist, bringt ganz grundsätzliche Herausforderungen mit sich (79; 87; 100).

Rasse, Klasse
und Nation

Zu den nach wie vor meist diskutierten Bezugsgrößen von Identität und Alterität beziehungsweise der Inklusions- und Exklusionsprozesse, die zu

Gruppenbildungen führen, zählen Rasse, Klasse und Nation. Das einschlägige Schlüsselwerk von Etienne Balibar und Immanuel Wallerstein (3), das zu einer Vielzahl einschlägiger kulturhistorischer Studien beitrug, arbeitete zunächst den Tatbestand heraus, dass Identitäten lediglich ambivalent, keineswegs aber, wie von den jeweiligen Anhängern dieser Konstruktionen behauptet, eindeutig und fest sind. Darüber hinaus machte es deutlich, dass keines dieser Kollektive aus wie immer gearteten, vorgegebenen objektiven, zum Beispiel biologischen Sachverhalten ableitbar ist, sondern dass sie eigentlich Erfindungen sind, die aus bestimmbar symbolischen und kulturellen Praktiken hervorgehen. So ergibt sich beispielsweise aus dem Befund ähnlicher oder gleicher Hautfarbe, der im Übrigen bereits aus komplexen Prozessen der Wahrnehmungen und Bedeutungszuschreibungen resultiert, wie Walter Demel am Beispiel der Chinesen klar gemacht hat (18), keineswegs eine ‚natürliche‘ Zuneigung oder Anlage zum sozialen Zusammenschluss, dem die Individuen letztlich kaum widerstehen könnten, sondern derartige Bedürfnisse und Zusammengehörigkeitsgefühle sind Ergebnis konkreter, benennbarer historischer Umstände – zum Beispiel von starkem Außendruck – und des Verhaltens bestimmter Eliten (17; 48). Auch der essentialistisch-ontologische Nationsbegriff erscheint vor diesem Hintergrund unhaltbar und muss durch Varianten der Nation als vorgestellter Gemeinschaft (*imagined community*) ersetzt werden (2).

Eine etwas andere Problemlage ergibt sich im Hinblick auf die Erforschung der sozialen Klassen beziehungsweise der ‚Klassengesellschaft‘ unter kulturhistorischen Gesichtspunkten. Hier wird kritisch die Prämisse hinterfragt, dass aus gleichen oder ähnlichen ökonomisch-sozialen Verhältnissen notwendig gleiche Interessen- und Bewusstseinslagen erwachsen, aus deren Explikation sich wiederum gleiche politische Bestrebungen ableiten ließen. Nach Pierre Bourdieu kann demgegenüber höchstens von Komplexen spezifischer Auffassungs- und Praxisdispositionen (Habitus) ausgegangen werden, die sich zudem noch dadurch verkomplizieren, dass unterschiedliche Kapitalsorten (Klassenkonstitutionsmerkmale) unterschieden werden müssen (7; 8). Die jüngsten Studien hierzu zeigen, dass die Bandbreite individueller und kollektiver Reaktion und Verarbeitung gegebener sozioökonomischer Umstände erheblich vielfältiger ist und damit auch das Konstrukt ‚Klasse‘ als objektive Größe nicht länger haltbar erscheint (24).

Eine weitere gesellschaftsintern ansetzende Differenzierung zwischen kulturellen Kollektivgrößen, nämlich diejenige zwischen Eliten und Volkskultur, scheint derzeit in eine Phase der Besinnung geraten zu sein. Ursprünglich hatte sie ihren Ausgang im romantischen bis völkischen Ideenhorizont genommen und war mit entsprechenden Wertungen verbunden gewesen. In der Volkskultur meinte man noch unverfälscht erhaltene, den dekadenten Überformungen der Elitenkultur vorzuziehende Werte und Praktiken vorfinden zu können. Im Einzugsgebiet des Marxismus und Sozialismus wurde diese Wertvorstellung vielfach auf die Kultur der Arbeiterklasse übertragen. Aber naturgemäß gab es auch Plädoyers zugunsten der Elitenkultur, von der aus und mittels deren Durchsetzung ein Staat oder eine Nation erzeugt werden könne beziehungsweise müsse. In der neueren, schon in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts einsetzenden Forschung

Eliten- und
Volkskultur

wurde hingegen herausgearbeitet, dass nicht nur die Vorstellung eines kulturellen Austauschs lediglich von oben nach unten oder von unten nach oben unhaltbar ist, sondern auch die Unterscheidung von Eliten- und Volkskultur als solche auf äußerst wackligen Füßen steht (12, S. 43–47). Zumindest die Auffassung, dass eine klare Trennungslinie zwischen derartigen Kulturformationen gezogen werden könne, müsse – so Peter Burke – zugunsten einer Betrachtung ersetzt werden, die von zwei Polen ausgeht, aber gerade auch die Beziehungs- und Übergangszonen in den Blick nehme. Andere Kulturhistoriker plädieren sogar dafür, diese Unterscheidung vollständig aufzugeben, was indessen dazu führen würde, dass auch die jeweiligen Wechselwirkungen nicht mehr klar zu fassen wären. Wieder andere Lösungen zielen dahin, verschiedene Schichtungen oder Komplexe von Hoch- oder *mainstream*-Kulturen von Subkulturen zu unterscheiden, wodurch zumindest den Gegebenheiten der modernen (und postmodernen) Massengesellschaften Rechnung getragen wird (31; 56; 89). In jedem Fall konnte mittlerweile nachgewiesen werden, dass die Zuweisung von Vor- oder Irrationalität etwa in Gestalt von Aberglauben an die Volkskultur, der eine aufgeklärte rationale und insofern moderne Elitenkultur gegenüberstehe, kaum haltbar ist (36).

Gedächtnis und
Erinnerung

Demgegenüber noch in voller Entfaltung begriffen ist der neue kulturhistorische Ansatz des kollektiven Gedächtnisses beziehungsweise der Erinnerung. Letztlich handelt es sich dabei um ein Alternativkonzept zu demjenigen der traditionellen Geschichte im doppelten Sinne. Gemeint ist die Gesamtheit der Formen und Inhalte der Erinnerung, welche Gesellschaften in einem Prozess vor allem medialer Traditionsstiftung erarbeiten, um mit diesem Wissensbestand bestimmte kollektive und individuelle Bedürfnisse befriedigen zu können. Wissenschaftliche Geschichtsbefassung stellt hierin nur eine Form der Gedächtnisstiftung dar und kann in dieser oder jener Weise sogar bestimmten Bedürfnissen entgegenstehen, nämlich etwa dem nach der Bewahrung bestimmter historischer Vorstellungen zwecks Bewältigung aktueller Herausforderungen oder demjenigen nach dem Vergessen bestimmter, als hinderlich empfundener Tatbestände. Gefragt wird in diesem Rahmen nach den Voraussetzungen, Erscheinungsformen, Funktionsweisen und Wirkungen gesamtgesellschaftlicher und gruppenspezifischer Gedächtnisse, welche Texte oder Objekte welchen Stellenwert in diesem Zusammenhang einnehmen, welche Rolle z. B. den modernen Massenmedien zukommt, wie Belletristik und Historiografie wechselweise und zusammengekommen wirken, wie die Speicherung, die Zirkulation und der Abruf historischen Wissens in den verschiedenen Kontexten zustande kommen, aber auch, auf welchen biologischen (neuronalen) Voraussetzungen historische Gedächtnisbildung beruht, und so weiter. Das neueste Handbuch dazu von Astrid Erll diskutiert des Weiteren den Stellenwert von Rhetorik und Narration und weist auf die vielfältigen Formen konkurrierender Erinnerung hin, woraus sich wiederum eine möglicherweise eher begrenzte Befähigung des historischen Gedächtnisses zur historischen kollektiven Identitätsstiftung im oben diskutierten Sinne ergibt (27). Nichtsdestoweniger ist hier ein höchst blühendes Teilgebiet der Kulturgeschichte entstanden. Neueste Studien untersuchen die Medien des kollektiven Gedächtnisses und rü-

cken auf die Weise an das kommunikations- und mediengeschichtliche Teilgebiet heran (26; 101; 103). Ein Seitenzweig befasst sich mit dem Familiengedächtnis, mit entsprechender Bedeutung für die kulturhistorische Familienforschung (102). Besonders faszinierend erscheint ferner die Analyse alltäglicher historischer Gedächtnisbildung zum Beispiel im jeweiligen Wohnstadteil (80) einerseits und die ‚nationale‘ historische Gedächtnisbildung in prekären Gesellschaften wie zum Beispiel der israelischen (105) andererseits.

In Folge der verbreiteten Ablehnung struktureller, das heißt nicht akteursbezogener, sowie makro-, also nicht mikroperspektivierter kulturhistorischer Geschichtsbetrachtung ist derzeit das in den Anfängen der Kulturgeschichte stark gepflegte Teilgebiet der Erforschung des Zivilisationsprozesses beziehungsweise des kulturellen ‚Fortschritts‘, also letztlich der Universalgeschichte, etwas ins Abseits geraten. Aber methodische und theoretische Vorbehalte waren noch nie in der Lage, ein nachhaltiges historisches Erkenntnisbedürfnis stillzulegen. Und vor allem der Tatbestand, dass die ökologische Problematik die Existenzfrage der Menschheit in völlig neuartiger Weise und härtester Konsequenz stellt, kann auch die Kulturgeschichte keineswegs unberührt lassen. Vielmehr ist gerade sie aufgerufen, sich an der Herausarbeitung der Historizität und deshalb auch Veränderbarkeit der industriellen Kultur, am Erweis historisch möglicher Alternativen sowie an der Sicherung multipler kultureller Lösungen zu beteiligen. Mehr noch, durch ihre Fähigkeit, menschliches Verhalten auf eine Vielzahl von Bedingungen zurückzuführen und zugleich nachzuweisen, dass es offen ist, also keinerlei durchgehender Erzwingungslogik folgt (siehe unten Kapitel I. 5.), fällt ihr geradezu eine Schlüsselrolle zu. Die Herausforderung der pessimistischen, eurozentristischen, kulturphilosophischen oder in der Selbstbezeichnung kulturmorphologischen Weltgeschichtsdarstellung Oswald Spenglers (*Der Untergang des Abendlandes*, 1918/22) (94) ist noch keineswegs abgearbeitet (32). In seinen Spuren wandelt heute Samuel Huntington, einer der umstrittensten Autoren, von dessen Hauptwerk gleichwohl starke kulturhistorische Impulse ausgehen (49). Einen anderen, zumindest partiell kulturhistorischen Ansatz verfolgt eine jüngere Geschichte der europäischen Expansion, die faktisch eine Weltgeschichte ist, nämlich diejenige von Wolfgang Reinhard (74). Sie beobachtet insbesondere die Prozesse des Austauschs, die zwischen der alten Welt und den von dieser alten für sich entdeckten neuen Welten stattfanden. Obwohl es auch an materialistisch-evolutionistischen Weltentwicklungsmodellen nicht fehlt, tritt zunehmend die kulturelle Perspektive, die selbstverständlich auch Regression und überhaupt Alternativität und Pluralität zulässt, in den Vordergrund (vgl. beispielsweise 61; 70). Als Paradigma für diese Probleme einer kulturhistorischen Weltgeschichte darf die Auseinandersetzung um die ‚Theorie‘ des Zivilisationsprozesses im engeren Sinne, also um die Annahme eines Humanitäts- beziehungsweise Zivilisierungsprozesses im frühneuzeitlichen Europa, zwischen Norbert Elias und Hans-Peter Duerr, gelten (44).

Eine welthistorische Langzeitperspektive ist mit dem kulturhistorischen Teilgebiet der Erforschung des europäischen Kulturimperialismus und der ‚Produktion‘ der Dritten Welt nur noch in abgeschwächter Weise verbun-

Zivilisations-
prozess und Uni-
versalgeschichte

Kultur-
imperialismus
und Dritte Welt

den. Vielmehr stehen die vorwiegend, aber nicht ausschließlich den *colonial* und *post-colonial studies* und den Beiträgen kritischer Dritte-Welt-Autoren entnommenen ungleichen beziehungsweise imperialistischen Einflüsse und Austauschprozesse nebst deren unmittelbaren Auswirkungen im Vordergrund. Obwohl längst klar sein sollte, dass der Aufstieg des Westens beziehungsweise Europas keineswegs geradlinig aus dem Abstieg beziehungsweise der Ausbeutung der Dritten Welt und deren Abhängigkeit abgeleitet werden kann (75; vgl. auch 16), ist unbestreitbar, dass der europäisch-westliche Zugriff auf Außereuropa mit wesentlichen kulturellen Veränderungen verbunden war, die in der Summe zumindest als Beendigung des je eigenen Entwicklungswegs und daher, vor aller inhaltlichen Qualifizierung, als negativ gewertet werden müssen oder können. Um welche Veränderungen es sich hierbei handelt, wie sie zustande kamen, in welcher Weise mit ihnen Beschädigungen von Mentalitäten, Identitäten und Handlungsorientierungen einhergingen, die letztlich auf eine psychische Deformation mit der Konsequenz dauerhafter Entfremdung hinauslaufen, wodurch neues, Engagement erlaubendes Selbstbewusstsein unmöglich wird, oder ob und gegebenenfalls wann eigene, von der kolonialen Anfangsbestimmung bereits unabhängige und damit in die eigene Verantwortung fallende Entwicklungen und Tendenzen Platz griffen, die trotzdem zu ähnlicher Deformation beitrugen – diese analytisch und methodisch sehr schwer zu fassenden, gleichwohl kulturhistorisch höchst relevanten Fragen bestimmen dieses weit gefächerte Themengebiet, dessen Schwerpunkt angesichts des Bruchs in der kolonialen Vergangenheit Deutschlands allerdings im außerdeutschen Bereich liegt (1; 41; 92).

Amerikanisierung

Keineswegs außerhalb dieses sowie des zivilisations- und universalhistorischen Teilgebiets liegt schließlich das Teilgebiet der Erforschung der Amerikanisierung. Unter diesem Begriff wird die kulturelle Beeinflussung und gegebenenfalls Durchdringung sowie Neuausrichtung nicht-US-amerikanischer Kulturen durch die Groß-, dann Supermacht USA verstanden, die bereits um 1900, mit dem Aufstieg der USA zur Weltmacht, einsetzten. Zunächst von nationalkonservativen und marxistisch-kommunistischen US-kritischen oder sogar antiamerikanischen Impulsen getragen, hat sich die Amerikanisierungsforschung seit den 1970er Jahren erheblich differenziert und ist zumindest in Teilen weniger ideologisch, sondern stärker empirisch-kritisch geworden. Untersucht werden mittlerweile nicht nur die Träger, Formen und Wirkungen US-amerikanischer Jugend- und Massenkultur (96; 57), sondern auch die Amerikanisierung der Medien (104) und der Wirtschaft (34). Dazu zu rechnen wären Formen der Produktion (etwa die Einführung von Rationalisierungstechniken wie dem Taylorismus und Fordismus), Praktiken des Marketing, die Organisation des Rechnungswesens und der Börse. Weiterhin untersucht wird der Transfer kultureller Güter im älteren Sinne, also von Musik, Literatur, Ideen von Demokratie, Individualität, Freiheit, und so weiter (23). Besonders in den mittel- und südamerikanischen Staaten, die von entsprechenden Vorgängen unmittelbar betroffen sind, ist diese Forschung, vielfach unter sehr kritischen Vorzeichen, stark entwickelt (vgl. z. B. 15). Aber auch für Israel sind entsprechende Studien durchgeführt worden (91), während die in gewisser Weise spürbare Zurückhaltung in Deutsch-

land wahrscheinlich nicht nur aus dem besonderen Verhältnis zu den USA, sondern auch in der Parallelität bestimmter kultureller Vorgänge begründet ist (50). Im Hintergrund steht die Annahme, dass Amerikanisierung zu einem erheblichen Teil mit Modernisierung identisch sei, das heißt weniger aus US-amerikanischer Beeinflussung als aus der Logik industriegesellschaftlicher Entwicklung entstehe.

5. Die (Wieder-)Entdeckung des *homo culturalis* als Errungenschaft der Kulturgeschichte

Auf die Frage nach den Leistungen der Kulturgeschichte, die zum Abschluss dieser Einleitung zu stellen angemessen erscheint, erhält man üblicherweise unterschiedliche Antworten. Für Peter Burke ist ihr bleibendes Verdienst, gegenüber der „Buchstabengläubigkeit“ der „positivistischen Historiker“ die eigenständige Bedeutung und Wichtigkeit von Symbolen und Symbolik herausgearbeitet zu haben (12, S. 184). Andere Beobachter werden die von Lutz Raphael genannten Merkmale der Neuen Kulturgeschichte, insbesondere deren kritischen Umgang mit den rationalistischen Ansprüchen und Legitimitätskonzeptionen der Moderne, als Errungenschaften hervorheben (73, S. 228–246). Schließlich könnte überhaupt die Vermehrung der Betrachtungsweisen, Quellennutzungen, Methoden und Erkenntnisse als Verdienst gewertet werden, weil Pluralität in den Paradigmen für jede Wissenschaft besonders schnelle und tief greifende Innovationsfähigkeit zu garantieren scheint.

Leistungen der
Kulturgeschichte

Aus einer weiteren, bisher noch weniger beachteten Perspektive liegt der Verdienst der Kulturgeschichte indessen auf einer grundsätzlicheren Ebene, nämlich derjenigen der oben bereits vorgestellten Anthropologie. Hauptsächlich dieser Ansatz hat, so könnte man argumentieren, zur Wiedergewinnung und Sicherung desjenigen vollständigen Menschenbildes beigetragen, das im gegenwärtigen Ansturm des ökonomistisch-neoliberalen Denkens einerseits und des Biologismus andererseits, die beide als reduktionistisch einzuschätzen sind, bereits verloren zu gehen drohte.

Die Konzeption des *homo oeconomicus* wurde im Laufe des 20. Jahrhunderts vor allem von US-amerikanischen Wirtschaftstheoretikern entwickelt; die derzeit verbreitete Variante beruht wesentlich auf den Vorstellungen des Wirtschaftsnobelpreisträgers von 1992 Gary S. Becker. „Alles menschliche Verhalten kann“ nach dieser Auffassung „so betrachtet werden, als habe man es mit Akteuren zu tun, die ihren Nutzen, bezogen auf ein stabiles Präferenzsystem, maximieren und sich in verschiedenen Märkten eine optimale Ausstattung an Informationen und anderen Faktoren verschaffen“ (4, S. 15). Oder anders ausgedrückt: Der *homo oeconomicus* ist derjenige Mensch, der sein Verhalten allein am Ziel der Maximierung seines persönlichen, primär materiellen Nutzens ausrichtet und auf der Basis rationaler Zweck-Mittel-Überlegungen (*rational choice*) gestaltet, wodurch er mittels entsprechender äußerer Anreize in seinem Verhalten gesteuert werden kann. Ob-

Homo culturalis
als wichtigste
Errungenschaft

wohl es an einschränkenden Äußerungen nicht fehlt, die insbesondere einerseits auf den Vereinfachungs- beziehungsweise Modellcharakter und die Notwendigkeit bestimmter Ergänzungen dieser Anthropologie, andererseits auf die Herausbildung des Typs *homo oeconomicus* erst nach langer Zeit und unter bestimmten Umständen in der westlichen Moderne verweisen, hat sich diese Vorstellung mittlerweile in breitem Maße durchgesetzt. Zahlreiche Anschlussstudien bemühen sich seither nachzuweisen, dass selbst Liebe und Ehe, Recht und Kriminalität, Religion und Moral, Krieg und Frieden, Egoismus und Altruismus mit diesem Ansatz erklärt werden könnten, obwohl sich zumindest die Moral bisher noch nicht als vollständig ‚rational‘ auffassbar und begründbar erwiesen hat. Nicht zuletzt wurde das Modell auch auf den Bereich der Bildung und Wissenschaft übertragen, unter anderem mit der Folge, dass bisher angenommene und historisch nachweisbare intrinsische Motivationen für wissenschaftliche Spitzenleistungen, von der puren Leidenschaft für neue Erkenntnis bis zum Dienst am Menschheitsfortschritt, als unerheblich betrachtet und zunehmend durch extrinsische, also auf äußere Anreize abstellende, materielle Belohnung ersetzt werden.

Die gegenwärtig an unterschiedlichen Stellen vorgenommene Fortentwicklung dieses Ansatzes durch Zulassung von nicht materiellen beziehungsweise nicht egozentrischen ‚Präferenzen‘, zum Beispiel im Sinne des Modells des *homo oeconomicus reciprocans* (Einbezug der Reaktionen der gesellschaftlichen Umgebung in das Verhalten), ändert an der rationalistischen Grundausrichtung dieser Anthropologie zumindest vorerst noch wenig. Dass die dennoch wachsende Erkenntnis nur eingeschränkt rationalen, sondern zumindest gleichgewichtig auch emotionalen Verhaltens der Menschen als eine Art Revolution oder gar ‚Kopernikanische Wende‘ gefeiert wird und sogar nobelpreisträchtig erscheint, unterstreicht aus der Außenwahrnehmung vielmehr eher noch das Elend einer derartig reduktionistischen, selbstreferentiellen Anthropologie, die sich zudem zu Unrecht auf Adam Smith als den Begründer des modernen ökonomischen Denkens zurückführt (58). Auch ihre Grundlage, eine „Ökonomie, die mit quasi-naturwissenschaftlichem Exaktheitsanspruch auftritt, Irrationalität, Spontaneität, Kontingenz weitgehend außer Betracht lässt“, bleibt „als Wissenschaft vom wirklichen Menschen disqualifiziert“ (77, S. 451).

Von nochmals anderer Qualität ist die aktuell mächtig aufstrebende biologische Anthropologie. Sie unterstellt, dass bereits das menschliche Erkennen und Denken, aber auch Ethik und Moral, kurz das gesamte Spektrum menschlicher Lebensorientierung und -äußerung biologisch determiniert, auf die biologischen Prinzipien der Lebenserhaltung und Lebensförderung ausgerichtet und unter diesen Gesichtspunkten nicht nur zu verstehen, sondern gegebenenfalls auch zu optimieren seien. Welche Sprengkraft in diesen ohne großen Aufwand als eng mit Rassismus und Sozialdarwinismus verwandt ausweisbaren Annahmen steckt, macht die derzeit aktuelle Debatte um neuronale Determiniertheit oder Freiheit des menschlichen Willens deutlich (5, S. 111–124; 39).

Nach den Neuro- und Psychobiologen Wolfgang Prinz, Gerhard Roth und Wolf Singer gibt es keinen freien Willen, weil alle Entscheidungen gehirnbioologisch beziehungsweise neuronal determiniert seien. „Das Gefühl, dass

unser Wille oder wir selbst unsere Handlungen entscheidend steuern – dieses Gefühl ist in ihren Augen eine Illusion.“ Vielmehr habe „die Hirnforschung zweifelsfrei erwiesen, dass unser Gehirn schon vor jeder bewussten Entscheidung zu einer Handlung anfängt, diese Handlung zu initiieren“. Eine Freiheit der Entscheidung zu einem bestimmten Handeln oder Verhalten, also eine Wahl zwischen Handlungs- oder Verhaltensalternativen, bestehe also in Wirklichkeit nicht (5, S. 111). Durch die biologische Festlegung schrumpfen die Prozesse der Wahrnehmung der Entscheidungs- beziehungsweise besser Handlungssituation, der Abwägung von Alternativen, der Reflexion von Handlungsfolgen zu vernachlässigbaren Größen. Das heißt, dass die je spezifischen Umstände und Bedingungen von Entscheidungen und Handlungen mehr oder weniger unerheblich werden, beziehungsweise, aus der Perspektive eines entschiedenen sozialen Biologismus, sogar weniger erheblich werden sollen, weil als entscheidend das an den Prinzipien der Lebensförderung und Lebenserhaltung ausgerichtete, quasi instinktive Reagieren anzusehen sei. Kulturelle Gestaltungen der Wahrnehmung, Entscheidungsfindung und Handlungsgestaltung müssen aus dieser Perspektive deshalb grundsätzlich eher als dysfunktionale Überwucherungen eingeschätzt werden, die allerdings dank der biologischen Determiniertheit des Erkennens, Denkens und Verhaltens ohnehin letztlich unwichtig sind.

Obwohl mittlerweile herausgearbeitet worden ist, dass von der Existenz auch neuronaler Prozesse ausgegangen werden muss, die auf „Bedeutung“ reagieren und „Prozesse des Überlegens sind, die für Gründe und Argumente empfänglich sind“, hält offenkundig eine Mehrheit gegenwärtiger Theoretiker an diesen biologistischen Maximen fest (5, S. 111). Hinsichtlich des weiteren Problems, wie zum Beispiel menschlicher Altruismus biologisch erklärt werden kann, hat sich mittlerweile das Erklärungsmodell durchgesetzt, dass als Träger des Lebensbedürfnisses nicht mehr allein oder bevorzugt das menschliche Individuum anzusprechen ist, sondern dessen Ziel maßgeblich darin besteht, den Genpool, dem er angehört, in seiner Existenz und Reproduktion zu fördern. Die Förderung der eigenen Gene kann und muss auch durch die Förderung der Verwandtschaft und möglicherweise selbst durch Kooperation mit Nichtverwandten erfolgen; aus diesem Sachverhalt erklärt sich die empirisch nachweisbare Selbstlosigkeit gegenüber Verwandten und dem Nachwuchs, dessen Erklärung jedoch schon hier ohne im weitesten Sinne kulturelle Annahmen nicht auskommt (33).

Willensfreiheit
und biologische
Determiniertheit

Gegenüber diesen reduktionistischen Ansätzen auf der zugleich emotionalen oder affektiven bis ‚irrationalen‘, spontanen und rationalen Natur des Menschen zu beharren beziehungsweise diese in ihrer ganzen Bandbreite wieder erschlossen und bewusst gemacht, damit die Fülle der Gefühle, Auffassungen, Vorstellungen, Praktiken und Formen menschlicher Lebensgestaltung neu vor Augen geführt und legitimiert zu haben, in dieser Hinsicht eine ständige Herausforderung, einen Stachel im Fleisch neuerlicher funktionalistischer und rationalistischer Verirrungen der Zeit zu bilden – das erscheint mithin zwar nicht ausschließlich, aber doch wesentlich der Kulturgeschichte als Verdienst zurechenbar.

II. Forschungskontroversen von Silvia Serena Tschopp

1. Überblick

Kulturwissenschaft
und
Kulturgeschichte

Angesichts der Ubiquität des Begriffs ‚Kultur‘, dessen Faszination sich mittlerweile offenbar kaum ein Bereich menschlicher Erfahrung zu entziehen vermag, und angesichts der Tatsache, dass auch die davon abgeleiteten Termini ‚Kulturwissenschaft‘ beziehungsweise ‚Kulturgeschichte‘ in unterschiedlichsten Kontexten Anwendung finden und entsprechend Verschiedenartiges bezeichnen können, ist es keine leichte Aufgabe, das unter dem Begriff ‚Kulturgeschichte‘ subsumierbare Forschungsfeld einzugrenzen und zu strukturieren. Es scheint uns deshalb notwendig, vorab eine begriffliche Klärung vorzunehmen und die gewählte Vorgehensweise kurz zu begründen.

Zuallererst gilt es zu betonen, dass der vorliegende Band sein Augenmerk nicht auf die *Kulturwissenschaft* richtet, verstanden als Gesamtheit jener zunehmend zahlreichen Fächer, die sich als ‚kulturwissenschaftlich‘ definieren (110), sondern auf die *Kulturgeschichte* und damit auf eine sich spezifischen disziplinären Zusammenhängen verdankende Diskursformation innerhalb der Geistes- beziehungsweise Kulturwissenschaften. Im Zentrum des Interesses stehen Problemstellungen und die daraus hervorgegangenen Kontroversen, die primär die Geschichtswissenschaft beschäftigt haben und immer noch beschäftigen; ‚kulturwissenschaftlich‘ ist unser Unterfangen allenfalls in dem Sinne, dass es ins Zentrum rückt, was in der Forschung etwa auch mit dem Begriff ‚historische Kulturwissenschaft‘ bezeichnet wird. Die hier vorgenommene terminologische Präzisierung ist insofern von Bedeutung, als ‚Kulturwissenschaft‘ potentiell für all jene äußerst heterogenen und überdies kaum mehr überschaubaren Fachdiskussionen steht, deren Echo bisweilen durchaus auch in fachfremden Zusammenhängen vernehmbar ist, die jedoch nur aus einer genauen Kenntnis der jeweiligen disziplinären Konstellationen und Traditionen verständlich werden. Es war demnach nicht nur die durch die Reihenherausgeber geforderte Fokussierung auf geschichtswissenschaftliche Kontroversen, sondern auch die Einsicht in den tendenziell fachgebundenen Charakter wissenschaftlicher Auseinandersetzung, der uns bewogen hat, uns auf jene Diskussionen zu beschränken, die innerhalb der Geschichtswissenschaft geführt wurden und werden. Dies heißt nun aber keinesfalls, dass jene Anregungen aus der Philosophie, Soziologie, Ethnologie oder Philologie – um nur einige Disziplinen zu nennen –, denen die Kulturgeschichte Entscheidendes verdankt, völlig ausgeblendet würden. Positionen, die außerhalb der Geschichtswissenschaft entwickelt wurden, fanden allerdings nur insoweit Eingang in unsere Darstellung, als sie für die Diskussion innerhalb der (kultur)historischen Forschung Relevanz erlangt haben. Dabei wurden vor allem theoretische und methodische Denkanstöße aus den oben genannten Wissenschaften berücksichtigt, von untergeordneter Bedeutung waren demgegenüber thematisch ausgerichtete Studien.

Eine weitere Eingrenzung betrifft weniger die Interdisziplinarität als vielmehr die Internationalität des zu behandelnden Gegenstands. ‚Kulturgeschichte‘ ist keine deutsche Erfindung, sie ist im Gegenteil eine Forschungsperspektive, deren Reiz und deren Schwierigkeit nicht zuletzt darin besteht, dass sie in besonderem Maße das Ergebnis nationale Grenzen überschreitender Reflexion darstellt. Dennoch rekonstruiert der zentrale Teil zu den sich mit dem Phänomen ‚Kulturgeschichte‘ verbindenden Debatten schwerpunktmäßig die Auseinandersetzung im deutschsprachigen Raum und geht nicht näher auf die im Kontext der außerdeutschen Kulturgeschichte ausgeprägten Kontroversen ein, wie sie etwa von Philippe Poirrier für Frankreich aufgearbeitet wurden (108). Angesichts der Bedeutung, die beispielsweise die französische Mentalitätengeschichte oder die anglo-amerikanischen Cultural Studies für die Kulturgeschichte gewonnen haben, ist es unabdingbar, wichtigen Positionen, die außerhalb Deutschlands entstanden sind, breiten Raum zu gewähren; zentral geht es jedoch nicht um kulturhistorische Selbstvergewisserungsbemühungen in verschiedenen europäischen Ländern oder in den USA, sondern um die kontroversen Auseinandersetzungen innerhalb des deutschen Forschungsdiskurses, der seine Erkenntnisse oftmals diesen internationalen Bemühungen verdankt. Dass diese Auseinandersetzung gerade im deutschsprachigen Raum mit besonderer Vehemenz erfolgte, dass die deutschen Historiker sich auch und vor allem mit Blick auf die Kulturgeschichte als „zankende Zunft“ (106) erwiesen haben, sei hier nur am Rande bemerkt.

Schwerpunkt:
Die deutsche
Diskussion

In Zusammenhang mit der Rezeption kulturhistorischer Ansätze innerhalb der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft ist darauf hinzuweisen, dass derjenige, der den Begriff ‚Geschichtswissenschaft‘ im Munde führt, nicht vergessen sollte, dass die deutsche Geschichtswissenschaft sich in historische Teilfächer aufgliedert. Dies ist im hier interessierenden Zusammenhang insofern bedeutsam, als die Auseinandersetzung mit dem kulturhistorischen Paradigma in der Alten, der Mittelalterlichen, der Frühneuzeitlichen und der Neuesten Geschichte oder auch der Landesgeschichte unterschiedliche Rhythmen und Formen annahm. So kann etwa die Frühneuzeithistorie eine Vorreiterrolle beanspruchen, während die sich mit dem 19. und 20. Jahrhundert befassenden Geschichtsforscher die der Kulturgeschichte zu verdankenden methodischen Anregungen zunächst eher zögerlich aufgegriffen haben. Die Mediävistik hat wichtige Impulse für einen methodisch bewussten Umgang mit historischen Bildquellen vermittelt, die Alte Geschichte wiederum verfügt über besondere Kompetenz in der Bearbeitung und Deutung von Sachüberlieferung, der innerhalb der kulturgeschichtlichen Forschung bereits im 19. Jahrhundert Bedeutung zukam. Grundsätzlich gilt jedoch, dass Kulturgeschichte sich seit jeher als Forschungsansatz definiert, der epochenübergreifend funktioniert und sowohl in universal-, national- als auch regionalhistorischen Zusammenhängen Anwendung finden kann. Wir haben uns deshalb mit Blick auf die Konzeption des Bandes bemüht, die sich in den historischen Teilfächern ausbildenden für unsere Belange relevanten Positionen zu berücksichtigen, dennoch ist nicht auszuschließen, dass unsere Verankerung in der neuzeitlichen europäischen Geschichte stellenweise erkennbar bleibt.

Epochenüber-
greifende
Kulturgeschichte

Schwerpunkt:
Methodenfragen

Der Gegenstand der vorliegenden Publikation lässt es sinnvoll erscheinen, den Fokus in erster Linie auf jene Forschungsbeiträge zu richten, die den Anspruch erheben, Methodenfragen der Kulturgeschichte einer systematischen Reflexion zu unterziehen. Kulturgeschichte konkretisiert sich nicht nur im Modus eines theoretisch und methodisch ausgerichteten Diskurses, sondern auch und ganz wesentlich in zahlreichen Fallstudien. Methodendiskussion und Forschungspraxis lassen sich, dies ist uns durchaus bewusst, nicht trennscharf voneinander abgrenzen; wichtige Überlegungen wurden und werden im größeren Kontext einer thematisch orientierten Untersuchung formuliert. Dessen ungeachtet konzentriert sich der nachfolgende Forschungsbericht – angesichts der riesigen Zahl an in Frage kommenden Untersuchungen zu unterschiedlichsten Fragestellungen nicht zuletzt aus ökonomischen Gründen – im Wesentlichen auf Monographien und, häufiger, Aufsätze, in welchen zentrale *methodische* Probleme kulturhistorischer Forschung diskutiert werden. Dabei, soviel soll hier vorweggenommen werden, dürfte sich sehr schnell zeigen, dass die Beschäftigung mit Kulturgeschichte direkt in grundlegende Probleme der Geschichtswissenschaft überhaupt hineinführt. Zu den bedeutendsten Leistungen der Kulturgeschichte gehört denn auch, dass sie die epistemologische Grundsatzreflexion beflügelt und die Historiker immer wieder dazu provoziert hat, ihr eigenes wissenschaftliches Tun einer (selbst)kritischen Analyse zu unterziehen.

Aktuelle
Bestandsaufnahme

Eine letzte zu bedenkende Kautele betrifft die Tatsache, dass der Begriff ‚Kulturgeschichte‘ kein in sich konsistentes Forschungsaxiom von dauerhafter Geltung bezeichnet, sondern ein facettenreiches und in stetigem historischem Wandel begriffenes Ensemble von Fragestellungen und Lösungsansätzen bildet. Die problematische Unterscheidung zwischen einer ‚Älteren Kulturgeschichte‘ und der in Anlehnung an den von der amerikanischen Historikerin Lynn Hunt Ende der 1980er Jahre geprägten Begriff ‚New Cultural History‘ (107) als ‚Neue Kulturgeschichte‘ bezeichneten gegenwärtigen kulturhistorischen Forschung macht immerhin deutlich, dass Letztere auf eine lange Tradition zurückblicken kann, eine Tradition, die sich aus immer neuen und bisweilen widersprüchlichen Bemühungen um Begriff, Gegenstand und Methode der Kulturgeschichte konstituiert. Die Kulturgeschichte ist weiter im Fluss, die sich damit verbindenden Kontroversen sind keinesfalls an ihr Ende gelangt, und so können die nun folgenden Ausführungen nicht mehr sein als eine aktuelle Bestandsaufnahme. Dass diese Bestandsaufnahme ungeachtet ihres Anspruchs auf Repräsentativität auch den spezifischen Interessen und Vorlieben ihrer Urheberin und ihres Urhebers geschuldet ist, mögen die Leser und Leserinnen verzeihen.

„Begriff“, „Gegenstand“ und „Methode“ – damit sind zugleich Leitfragen benannt, die der Rekonstruktion der um das kulturhistorische Paradigma kreisenden Forschungskontroversen zugrunde gelegt wurden. In einem ersten Teil wird es darum gehen, den Terminus ‚Kultur‘ und die damit verbundenen kontroversen definitorischen Bemühungen darzulegen und in diesem Zusammenhang sowohl dessen historische Variabilität, als auch dessen internationale Geltung, dessen fachspezifische Ausformungen sowie die ihm eignende erkenntnistheoretische Problematik herauszustellen.

Im zweiten Teil stehen Gegenstandsbereich und Methoden der Kulturgeschichte im Mittelpunkt der Erörterungen. Die nicht selten äußerst polemisch geführten Kontroversen um die Legitimität der Kulturgeschichte und ihr spannungsreiches Verhältnis zur sich seit dem 19. Jahrhundert an den deutschen Universitäten etablierenden Politik- und später Sozialgeschichte, das im Rahmen eines wissenschaftsgeschichtlich ausgerichteten Abrisses vorgestellt werden soll, kreisen zentral um die Bestimmung dessen, was den genuinen Gegenstand geschichtswissenschaftlicher Forschungsbemühungen zu bilden habe. Mit der Frage nach dem Gegenstand kulturhistorischer Analyse verbinden sich allerdings auch komplexe methodische Problemstellungen. Die Privilegierung strukturgeschichtlicher beziehungsweise handlungsorientierter Ansätze, die Forderung nach einer erklärend beziehungsweise narrativ verfahrenen Historiographie und das Postulat, den Blick weniger auf realhistorische Ereignisketten als vielmehr auf die Geschichte als kollektiven Sinnzusammenhang zu richten, zogen und ziehen methodische Konsequenzen nach sich, die nachfolgend konkretisiert und diskutiert werden sollen.

Die für die Kulturgeschichte kennzeichnende Erweiterung des Gegenstandsbereichs historischer Forschung schließlich zeitigte Folgen auch für den Umgang mit historischen Quellen. In einem ausführlichen dritten Teil werden deshalb einerseits methodische Probleme im Umgang mit historischer Überlieferung (namentlich Texten, Bildern und Darstellungen performativer Praktiken) thematisiert und andererseits die sich mit den genannten Quellen verbindenden Diskussionen um den ‚linguistic turn‘, den ‚iconic turn‘ sowie den ‚performative turn‘ rekonstruiert und kommentiert.

Absicht des vorliegenden Bandes ist es, die von der Kulturgeschichte zur Diskussion gestellten Fragestellungen auf möglichst prägnante Weise zu vermitteln und damit einem Phänomen, dessen Umrisse nicht nur in den Augen der Skeptiker bisweilen ungenügend konturiert erscheinen, konkretere Gestalt zu verleihen. Eine „eigene Disziplin historischer Forschung mit eigenen Methoden und eigenem Erkenntnisziel“ (109, S. 300f.) soll damit nicht postuliert werden; wie der eben zitierte Gerhard Ritter sind wir vielmehr der Ansicht, dass Kulturgeschichte eine Perspektive darstellt, die innerhalb der bestehenden historischen Teilfächer fruchtbar gemacht werden kann. Sie stellt dem Geschichtsforscher ein Füllhorn an innovativen Fragestellungen sowie ein umfangreiches methodisches Instrumentarium zur Verfügung und konfrontiert ihn immer neu mit jener Herausforderung, die darin besteht, wissenschaftliche Erkenntnis beziehungsweise die Wege, die zu ihr führen, differenziert und kritisch zu reflektieren.

2. Der Kulturbegriff der Kulturgeschichte

Einer der es wissen muss, nämlich Raymond Williams, dessen 1958 erschienene Studie *Culture and Society 1780–1950* [dt. *Gesellschaftstheorie als Begriffsgeschichte. Studien zur historischen Semantik von ‚Kultur‘* (1972) (2006)] zu den Gründungstexten der britischen ‚Cultural Studies‘ zählt, hat

Komplexität des
Kulturbegriffs

das Wort ‚culture‘ einmal als einen der zwei oder drei komplexesten Begriffe in der englischen Sprache bezeichnet (207, S. 87), und auch der amerikanische Historiker und Soziologe William H. Sewell spricht in seinem 1999 veröffentlichten Aufsatz *The Concept(s) of Culture* von einer „cacophony of contemporary discourse about culture“ (192, S. 35). In der Tat stellt der Begriff ‚Kultur‘ jeden, der sich ihm in definitorischer Absicht zu nähern versucht, vor kaum zu bewältigende Probleme – und dies aus mehreren Gründen: Zum einen reicht der Begriff ‚Kultur‘ etymologisch in die Antike zurück und hat im Lauf seiner langen Geschichte wechselnde Bedeutungen angenommen. Zweitens hat er sich in unterschiedlichen Sprach- und Kulturräumen etabliert und dort jeweils eine je eigene Semantik entwickelt. Drittens kommt ihm in mehreren wissenschaftlichen Disziplinen die Funktion eines Schlüsselbegriffs zu und er ist demzufolge vielfältig und unter wechselnden fachlichen Perspektiven reflektiert worden. Viertens bezeichnet er ein Phänomen, das allein schon aufgrund seines zum Totalen neigenden Anspruchs und seiner unbestrittenen Komplexität ohnehin nur schwer zu erfassen ist und außerdem den Kulturhistoriker mit der Herausforderung konfrontiert, aus der Warte des objektiven Betrachters zu beschreiben, wovon er selber Teil ist.

Wenn im Folgenden der Terminus ‚Kultur‘ und die damit verbundenen, durchaus kontroversen Begriffsbestimmungen dargelegt werden, gilt es seinen hier zunächst nur angedeuteten historischen Wandel, seine internationale Valenz, seine fachspezifischen Ausformungen und die ihm eignende erkenntnistheoretische Problematik zu berücksichtigen. In einem ersten Schritt sollen deshalb die historische Semantik des Begriffs ‚Kultur‘ und, daraus abgeleitet, dessen unterschiedliche Bedeutungsfelder rekonstruiert werden, bevor in einem zweiten Schritt systematische Klärungsversuche in den Blick geraten. In einem dritten Schritt gilt es, ausgewählte, sich unterschiedlichen disziplinären Traditionen verdankende Kulturtheorien zur Diskussion zu stellen. Der historisch-systematischen wird damit eine wissenschaftsgeschichtliche Perspektive zur Seite gestellt, reflektieren die im Folgenden referierten kulturtheoretischen Ansätze doch zugleich auf exemplarische Weise für den geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschungsdiskurs des 20. Jahrhunderts wichtige Positionen und ‚Schulen‘. In einem vierten Schritt wird es schließlich darum gehen, grundlegende Aspekte eines zeitgemäßen Verständnisses von ‚Kultur‘ zu bündeln und die Umriss einer, zugegebenermaßen provisorischen Definition des hier interessierenden Begriffs zu skizzieren.

a) Historische Semantik des Begriffs ‚Kultur‘

- | | |
|--------|---|
| Antike | Die wortgeschichtlichen Wurzeln des in der Moderne zum Leitbegriff avancierten Terminus ‚Kultur‘ reichen in die römische Antike zurück (117; 137). Grundlegende Bedeutung kommt dabei dem lateinischen Verb ‚colere‘ und den daraus abgeleiteten Substantiven ‚cultus‘ und ‚cultura‘ zu. Das Wort ‚colere‘ bezeichnet zum einen den Vorgang des ‚Pflagens‘ beziehungsweise des ‚Bebauens‘ und bedeutet zum anderen ‚bewohnen‘ beziehungsweise |
|--------|---|

‚ansässig sein‘. Es ist die erste Hauptbedeutung des Verbs ‚colere‘, auf die sich der moderne Begriff der Kultur bezieht. Dabei ist von Belang, dass ‚colere‘ im Sinne von ‚pflegen‘ und ‚bebauen‘ bereits früh eine semantische Erweiterung erfuhr. Das Verb beziehungsweise die aus dessen Partizip Perfekt abgeleiteten Begriffe ‚cultus‘ und ‚cultura‘ bezeichnen zwar weiterhin den Ackerbau und die Sorge um die Haustiere, stehen jedoch darüber hinaus auch für die Pflege des Menschen im Sinne physischer und geistiger Erziehung, für die Pflege von Wissenschaften und Künsten, aber auch von Tugenden und Lasten und schließlich für die Pflege und Verehrung von Gottheiten. So fordert der römische Schriftsteller Cicero in seinen *Tusculanae disputationes* [dt. *Gespräche in Tuscum*] eine „cultura [...] animi“ (124, II 13), das heißt die Pflege der Seele und aller ihr innewohnender Kräfte, und bietet damit den berühmtesten Beleg für den bereits in der Antike erfolgten metaphorischen Gebrauch des Begriffs ‚cultura‘.

Es sind die hier genannten übertragenen Bedeutungen des Begriffs ‚cultus‘ beziehungsweise ‚cultura‘, die in der Neuzeit, seit dem 16. Jahrhundert, in die europäischen Sprachen Eingang fanden. Während das in der Antike häufigere Wort ‚cultus‘ immer mehr zurückgedrängt wurde und nun in erster Linie für religiöse, eben kultische, Handlungen Verwendung fand, gewann der Begriff ‚cultura‘, der im Sinne von ‚cultura animi‘ vor allem eine geistig-intellektuelle und seelische Kultivierung und damit die Pflege von Anlagen und Tugenden an sich oder an einem anderen Menschen bezeichnet, stetig an Bedeutung und begegnet in der Folge in den Werken so berühmter Autoren wie Michel de Montaigne oder Francis Bacon (137, S. 700f.). In Deutschland ist es zunächst der Jurist Samuel Pufendorf, der den Begriff im Anschluss an Francis Bacon aufgreift und im Zusammenhang seiner Naturrechtslehre neu umreißt. Im Spannungsfeld von Naturzustand (*status naturalis*) und Kulturzustand (*status civilis*) kommt dem Menschen die Aufgabe zu, den Naturzustand durch einen sich selbst auferlegten Kultivierungsprozess zu überwinden. ‚Cultura animi‘ beinhaltet dann jene umfassende Pflege der Anlagen, Fertigkeiten und Tugenden, die ein Individuum im naturrechtlichen Verständnis ‚gesellschaftsfähig‘ machen, indem sie ihm eine Seinsform ermöglichen, die es über den Naturzustand erhebt (137, S. 702 ff.).

War Pufendorfs umfassender und erstmals politisch konnotierter Kulturbegriff noch kaum auf Resonanz gestoßen, entwickelt die Diskussion um den Begriff ‚Kultur‘ seit der Mitte des 18. Jahrhunderts insbesondere in Deutschland eine bemerkenswerte Dynamik. Anders als in Frankreich und England, wo sich im Zuge einer aufgeklärten Kulturdebatte der Begriff ‚civilisation‘ beziehungsweise ‚civilization‘ durchzusetzen beginnt, ist es im deutschsprachigen Raum der Terminus ‚Kultur‘, der einer zunehmend differenzierten Reflexion unterzogen wird (143). Kaum zu überschätzen ist dabei Johann Gottfried Herders Beitrag zur Herausbildung des modernen Kulturbegriffs. Herder verdanken wir nicht nur die programmatische Ausweitung des Begriffs, der nun nicht mehr nur auf Individuen, sondern auch auf Kollektive bezogen wird, sondern auch die Einsicht in den fundamental historischen Charakter von Kultur: In der Antike und noch im 16. und 17. Jahrhundert richtet sich der Begriff ‚Kultur‘ im Sinne von ‚cultura animi‘ in erster Linie auf den einzelnen Menschen und dessen Kultivierung, verstanden als Aus-

Neuzeit

Kulturbegriff in
Deutschland

Johann Gottfried
Herder

bildung seiner leiblichen, seelischen und geistigen Fähigkeiten. Herder geht nun einen entscheidenden Schritt weiter, indem er Kultur nicht mehr in erster Linie als das versteht, was sich durch Menschen am Menschen vollzieht, sondern als Begriff für das, was die Eigenart und den Zusammenhalt menschlicher Kollektive ausmacht. Im Zuge seiner geschichtsphilosophisch fundierten Neubestimmung von Kultur, definiert er Kultur als eine menschliche Errungenschaft, die sich in unterschiedlichen Völkern je verschieden manifestiert. Damit ist nicht nur der Kollektivbegriff ‚Kultur‘ gewonnen, sondern zugleich die Vorstellung einer Pluralität von Kulturen, die sich untereinander durch eine Reihe von Merkmalen unterscheiden. Konstitutiv für Herders Kulturbegriff ist allerdings nicht nur dessen Wendung ins Kollektive, sondern auch dessen Wendung ins Historische. Insbesondere in *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit* (1774) und den *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (1784–1791) stellt Herder den grundsätzlich historischen Charakter von Kulturen beziehungsweise Kultur heraus. Demnach sind einzelne Völker oder Kulturen, aber auch die menschliche Kultur als Ganzes spezifischen Gesetzmäßigkeiten historischen Wandels unterworfen: Kulturen im Sinne von Völkern folgen dem Prinzip einer Kulturentwicklung, die Herder in Anschluss an Giambattista Vicos *Principj di scienza nuova d'intorno alla comune natura delle nazioni* (1725/1744) (201; 202) als ein in Analogie zu den menschlichen Lebensaltern gedachtes organologisches Modell von Entfaltung, Blüte und Verfall entwickelt (siehe Kapitel II. 3.). Anders die Kultur im Sinne von Menschheit, der Herder einen universalhistorischen Bildungssinn unterstellt, als dessen Telos er die vollkommene Verwirklichung menschlicher Humanität bestimmt (119; 148).

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erfolgen also im deutschsprachigen Raum die entscheidenden Weichenstellungen für das seit dem 19. Jahrhundert dominierende Verständnis von Kultur: Kultur bezeichnet nun gleichermaßen den Erziehungsprozess von Individuen, eine kollektive Entität in ihrer je spezifischen kulturellen Ausprägung und die Menschheit als Ganzes mitsamt deren universalhistorischer Dynamik. Zugleich steht Kultur nicht mehr nur für den Landbau, die Wissenschaften sowie moralische Prinzipien, sondern umfasst potentiell all das, was der Mensch hervorgebracht hat. Nicht weniger bedeutsam ist außerdem, dass sich der Fokus vom Prozess der Kultivierung zu den Ergebnissen kultureller Tätigkeit verschiebt. In den Blick rücken vermehrt kulturelle Artefakte als Ergebnis menschlicher Kulturpraxis beziehungsweise kultivierte Individuen und Kollektive. Schließlich und viertens wird ‚Kultur‘ neu als geschichtliche Kategorie aufgefasst und damit zugleich das Fundament für jene kulturhistorische Betrachtungsweise gelegt, die im 19. Jahrhundert an Bedeutung gewinnen sollte. Es ist so gesehen kein Zufall, dass ‚Kulturgeschichte‘ zu den frühesten nachgewiesenen Komposita von Kultur zählt. Bereits 1782 erscheint Johann Christoph Adelungs *Versuch einer Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts*. 1788 (²1800) folgt Dietrich Hermann Hegewischs *Allgemeine Uebersicht der deutschen Kulturgeschichte bis zu Maximilian dem Ersten* und seit der Mitte des 19. Jahrhunderts häufen sich Publikationen zu Problemen der ‚Kulturgeschichte‘ oder ‚Kulturwissenschaft‘ (155, S. 47 f.).

2. Der Kulturbegriff der Kulturgeschichte

Auch im französischen und angelsächsischen Sprachraum findet der Begriff ‚culture‘ weiterhin Verwendung, als Leitkategorie setzt sich jedoch der Parallelbegriff ‚civilisation‘ beziehungsweise ‚civilization‘ durch, der ein ähnliches Bedeutungsspektrum abdeckt, wie der im deutschsprachigen Raum favorisierte Begriff ‚Kultur‘. Zwar erfährt er in England eine politische Aufladung (137, S. 721 f.) und gewinnt in Frankreich bereits früh nationale Konnotationen (137, S. 719 und 755), von einer systematischen Opposition zwischen ‚Kultur‘ einerseits und ‚Zivilisation‘ andererseits kann jedoch angesichts des inkonsequenten und grenzüberschreitenden Gebrauchs beider Termini noch bis ins frühe 20. Jahrhundert keine Rede sein. Dies ändert sich erst mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, der eine signifikante Politisierung und Nationalisierung sowohl des Begriffs ‚Kultur‘ als auch des Begriffs ‚Zivilisation‘ bewirkte und vor allem in Deutschland zu einer – allerdings kurzfristigen – antithetischen Gegenüberstellung der beiden Konzepte führte (178). Oswald Spengler beschreibt in seinem berühmtesten Werk *Der Untergang des Abendlandes* (1918/1922) die tote, auf Äußerlichkeit bedachte, mechanische Zivilisation als letzte, aus dem Absterben der Kultur hervorgegangene Phase menschlicher Existenz und kontrastiert sie mit der lebendigen, auf Innerlichkeit zielenden, organischen Kultur. Unter seinem Einfluss wird der Antagonismus Kultur/Zivilisation noch einmal kontrovers diskutiert (137, S. 761 ff.), um dann recht bald für obsolet erklärt zu werden. So wendet sich Thomas Mann, der 1914 Zivilisation und Kultur noch als Gegensätze definiert und in diesem Zusammenhang betont hatte: „Kultur ist Geschlossenheit, Stil, Form, Haltung, Geschmack, ist irgendeine gewisse geistige Organisation der Welt, [...] Zivilisation aber ist Vernunft, Aufklärung, Sänftigung, Sittigung, Skeptisierung, Auflösung, – Geist“ (164, S. 1471), 1931 scharf gegen den „ins nationalistische Feuilleton heruntergekommenen Gegensatz“ von Zivilisation und Kultur (165, S. 327). Norbert Elias’ Überlegungen zur Soziogenese von ‚Zivilisation‘ und ‚Kultur‘ in seinem Hauptwerk *Über den Prozeß der Zivilisation* (1936) (134), die den Antagonismus von Zivilisation und Kultur historisch zu begründen versuchen, erweisen sich unter dieser Prämisse als durchaus problematisch, projizieren sie doch einen erst im frühen 20. Jahrhundert auf breiterer Basis virulent gewordenen Gegensatz in frühere Epochen (134, Bd. I, S. 89–153). Die These, ‚Kultur‘ habe sich bereits seit dem 17. Jahrhundert als Gegenbegriff zu ‚Zivilisation‘ herausgebildet, indem in Deutschland einem engeren, den geistigen, künstlerischen, religiösen und moralischen Bereich menschlicher Erfahrung bezeichnenden Begriff der Kultur der Vorzug gegeben worden sei gegenüber einem weiteren, Wissenschaft, Weltanschauung, menschliches Verhalten, Technik und Ökonomie gleichermaßen umfassenden Begriff der Zivilisation, hält einer begriffsgeschichtlichen Analyse nicht stand. Wie Jörg Fisch hervorhebt, trifft weder Elias’ Unterscheidung zwischen ‚Zivilisation‘ als Terminus, der einen Prozess oder mindestens das Resultat eines Prozesses bezeichnet, und ‚Kultur‘ als einem sich auf Produkte des Menschen beziehenden Begriff zu, noch Elias’ Postulat, der Zivilisationsbegriff betone das Übernationale, während dem Kulturbegriff eine primär nationale Dimension eigne (137, S. 722). Der Blick auf die vielfältigen, durchaus heterogenen historischen Verwendungsweisen von ‚Zivilisation‘ und ‚Kultur‘ macht viel-

‚Civilisation‘/
‚Civilization‘

‚Kultur‘ versus
‚Zivilisation‘

mehr deutlich, in welchem Maße sich die beiden Begriffe schon immer berührten und durchdrangen. Die sich insbesondere seit 1945 abzeichnende Konvergenzbewegung und schließlich der Geltungsgewinn des Begriffs ‚Kultur‘ im französischen und angelsächsischen Sprachraum dürften denn auch nicht zuletzt der Tatsache geschuldet sein, dass es ungeachtet aller Abgrenzungsbemühungen einzelner Autoren nicht gelungen ist, ‚Zivilisation‘ und ‚Kultur‘ trennscharf voneinander zu scheiden. Dass der Antithese von Zivilisation und Kultur in der aktuellen Diskussion keine Bedeutung mehr zukommt, ergibt sich als logische Konsequenz aus diesem Befund.

b) Dimensionen des Begriffs ‚Kultur‘

Vier Bedeutungsfelder

So vielfältig die semantischen Konnotationen auch sein mögen, die sich seit der Antike mit ‚Kultur‘ verbinden, so offenkundig ist deren Verbindung mit vier Bedeutungsfeldern, die Wilhelm Perpeet mit den Begriffen ‚ergologisch‘, ‚moralisch‘, ‚soziativ-juristisch‘ und ‚geschichtlich‘ einzugrenzen versucht hat (176, S. 24). Umfasst ‚ergologisch‘ all jene nicht nur materiellen Artefakte, die sich menschlicher Schaffenskraft verdanken und aus denen sich Kultur beziehungsweise Kulturen konstituieren, so verweist ‚moralisch‘ auf jene Normensysteme und Werthaltungen, denen menschliche Individuen und Kollektive verpflichtet sind. ‚Soziativ-juristisch‘ wiederum steht für den sich seit dem 18. Jahrhundert abzeichnenden gesellschaftlichen Charakter von Kultur: Diese kann nunmehr einerseits als Menschheit oder aber als durch spezifische Merkmale definierte gesellschaftliche Gruppe und andererseits als eine den Zusammenhalt menschlicher Gemeinschaft fördernde Form der sozialen Kommunikation konzeptualisiert werden. ‚Historisch‘ schließlich bezeichnet den temporalen Aspekt von Kultur. Nicht nur die universalhistorisch gedachte ‚menschliche Kultur‘, auch die unterschiedlichen, die Menschheit als Ganzes konstituierenden Kulturen sind auf Dauer angelegt und können als eigenständige Formationen nur wahrgenommen werden, wenn sie über einen längeren Zeitraum bestehen und die vielfältigen – religiösen, ökonomischen, politischen oder wissenschaftlichen – Praktiken der ihnen zugehörigen Individuen prägen. Zugleich jedoch ist menschliche Kultur, sind durch Menschen gebildete Kulturen geschichtlichem Wandel unterworfen. Die in ihnen wirksamen intellektuellen Paradigmen, moralischen Normen, politischen und sozialen Interaktionsmuster haben keine überzeitliche Geltung, sie sind vielmehr durch mehr oder weniger kontinuierliche Veränderungsprozesse gekennzeichnet, die in ihrer Gesamtheit die je eigene Geschichte einer kulturellen Gemeinschaft determinieren.

Kultur und Natur

Perpeets jüngst wieder aufgegriffene und modifizierte (53, S. 11 ff.) Unterscheidung zwischen einem ‚ergologischen‘, einem ‚moralischen‘, einem ‚soziativ-juristischen‘ und einem ‚historischen‘ Bedeutungsaspekt des Worts ‚Kultur‘ ist insofern hilfreich, als sie nicht nur ermöglicht, die zahlreichen und bisweilen heterogen anmutenden Begriffsbestimmungen von ‚Kultur‘ in einem semantischen Ordnungsraster zu verorten und dadurch deren Praktikabilität zu erhöhen, sondern auch den Blick schärft für eine Reihe grundlegender Oppositionen, die sich mit dem neuzeitlichen Kulturbegriff verbin-

den: Wer den ergologischen Charakter von Kultur hervorhebt, wer Kultur als Prozess und Ergebnis menschlicher Tätigkeit definiert, verweist implizit auf die Natur als das Andere der Kultur (168). Natur stellt in dieser Perspektive etwas Gegebenes dar und damit einen eigengesetzlichen Bereich, der sich menschlichem Einfluss entzieht. Bereits in der Antike wird denn auch unterschieden zwischen der Natur als dem, was aus sich selbst heraus existiert und gedeiht, und der Kultur als dem, das sich der Existenz und dem Tun des Menschen verdankt. Anders als die Natur, die durch die Gesetzmäßigkeiten organischer Entwicklung charakterisiert ist, erscheint Kultur als Ausdruck menschlichen Wirkens auch in späteren Zeiten als etwas bewusst Hervorgebrachtes, als zielgerichtete Tätigkeit und nicht als Automatismus. Sie ist Ausdruck und Ergebnis menschlichen Willens und menschlichen Handelns, sie bedarf spezifischer Eingriffe, um zur Entfaltung zu gelangen. Die Natur wird demgegenüber als jener Kosmos definiert, der sich unabhängig von menschlicher Einwirkung immer neu hervorbringt.

Es gehört zu den Verdiensten der neueren Kulturwissenschaft, mit überzeugenden Argumenten dargelegt zu haben, dass die Beziehung zwischen Natur und Kultur sich komplexer gestaltet, als deren radikale Entgegensetzung vermuten ließe. Die wiederholt postulierte Eigengesetzlichkeit der Natur sollte nicht den Blick verstellen für die Tatsache, dass Natur einen „raumzeitlich-dynamischen Zusammenhang“ bildet, der von Menschen gestaltet und wahrgenommen wird (118, S. 119). Natur entzieht sich demnach nicht dem Zugriff des Menschen, sie wird vielmehr, worauf bereits die Wortbedeutung von ‚colere‘ und der daraus abgeleiteten Substantive hinweist, durch den Menschen bearbeitet, manipuliert, kultiviert. Zugleich wirken natürliche Gegebenheiten wie Klima, Bodenbeschaffenheit oder geographische Lage, aber auch Naturereignisse wie Überschwemmungen, Vulkanausbrüche oder Erdbeben auf die Menschen ein und beeinflussen deren kulturelle Entwicklung. Schließlich und drittens wird Natur von Menschen wahrgenommen und ist demnach nur als vorgestellte und gedeutete beschreibbar. Folgerichtig ist gerade in jüngerer Zeit verstärkt die Forderung nach einer Kulturgeschichte der Natur erhoben worden und damit nach einer Betrachtungsweise, welche die je verschiedenen wissenschaftlichen und ästhetischen Konzeptionalisierungen von Natur, die vielfältigen Befürchtungen und Hoffnungen, die sich historisch mit ihr verbinden, ins Zentrum rückt (53, S. 98–122).

Dem Begriff ‚Kultur‘ ist nicht nur die zu relativierende Opposition Natur versus Kultur inhärent, sondern auch der Antagonismus von Dynamik und Statik. Kultur kann einerseits als Prozess beschrieben werden, als teleologisch, organologisch oder zyklisch konzipierte Entwicklung, die sich am Menschen und durch ihn vollzieht, und sie kann andererseits als Ergebnis eben dieses Kultivierungsprozesses beschrieben werden. Als dynamisches Konzept bezeichnet sie jene vielfältigen Praktiken, die dazu dienen, den Kultivierungsgrad eines Individuums oder eines Kollektivs zu erhöhen; als statisches Konzept steht sie für die Gesamtheit all jener Kulturleistungen beziehungsweise kulturellen Kompetenzen, welche die jeweilige Kulturstufe eines Individuums oder eines Kollektivs kennzeichnen. Wenn Johann Christoph Adelung in seinem *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeut-*

Dynamik und
Statik

schen Mundart (1774–86/1793–1801) „Cultur“ definiert als „Veredlung oder Verfeinerung der gesamten Geistes- und Leibeskräfte eines Menschen oder eines Volkes, so dass dieses Wort so wohl die Aufklärung, die Veredelung des Verstandes durch Befreyung von Vorurtheilen, als auch die Politur, die Veredlung und Verfeinerung der Sitten, unter sich begreift“ (111, Sp. 1354f.), hebt er den prozessualen Charakter von Kultur hervor. Wenn hingegen Jacob Burckhardt in seinem berühmtesten Werk *Die Kultur der Renaissance in Italien* (1860) in den Blick nimmt, steht der Begriff ‚Kultur‘ für die politischen, ökonomischen und ästhetischen Errungenschaften einer als modellhaft dargestellten Kulturepoche.

Individuum und
Kollektiv

Die Geschichte des Begriffs ‚Kultur‘ macht nicht nur dessen dynamische und statische Implikationen deutlich, sie verweist zugleich auf eine weitere Antithese, nämlich diejenige von Individuum und Kollektiv. In seiner ursprünglichen Bedeutung zielt der Begriff ‚Kultur‘ dort, wo er auf den Menschen bezogen wird, zunächst auf einzelne Individuen, deren körperliche, seelische und geistige Beschaffenheit veredelt werden soll. Seit dem 18. Jahrhundert etabliert sich ‚Kultur‘ als Kollektivbegriff, der nun nicht mehr nur individuelle Bildung bezeichnet, sondern menschliche Gemeinschaft mitsamt den sie verbindenden Merkmalen umfasst. Im Rahmen eines zunächst universalhistorisch gedachten Konzepts von Menschheit verkörpert Kultur in umfassendem Sinne den Kulturzustand menschlicher Gemeinschaft, jene Kulturtechniken, Normensysteme und Wissensbestände, welche Menschen im Lauf der Geschichte hervorgebracht haben. Die im deutschsprachigen Raum vor allem von Herder postulierte Pluralität der Kulturen relativiert die Vorstellung einer universalen menschlichen Kultur und lenkt den Blick auf die Vielfalt menschlicher Kulturen. Neu steht ‚Kultur‘ nun für eine kulturell tendenziell homogene, nach außen abgegrenzte und damit zumindest partiell autonome Gruppe, die sich von anderen Gruppen unterscheidet.

Materielle und im-
materielle Kultur

Ein viertes Gegensatzpaar, dem in unserem Zusammenhang Bedeutung zukommt, ist dasjenige von ‚materieller‘ und ‚immaterieller‘ Kultur. Gemeint ist die ebenfalls aus der historischen Semantik des Begriffs ableitbare Differenzierung zwischen einer materiellen und einer immateriellen Dimension von ‚Kultur‘. Die Materialität von ‚Kultur‘ wird dort evident, wo der Terminus die Bearbeitung des Bodens, die Herstellung von veredelten Nahrungsmitteln, von landwirtschaftlichen oder technischen Geräten, die Schaffung kultureller und ästhetischer Artefakte meint. ‚Kultur‘ steht dann für all jene materiellen Objekte, die sich menschlicher Tätigkeit verdanken. Zugleich bezieht sich ‚Kultur‘ auf immaterielle Erzeugnisse, auf religiöse Überzeugungen, moralische Prinzipien, Konzepte politischen und ökonomischen Handelns, wissenschaftliche Paradigmen, philosophische Einsichten oder ästhetische Postulate. Der Begriff umfasst also die vielfältigen Möglichkeiten von Individuen und Kollektiven, sich selbst und der sie umgebenden Welt Bedeutung zuzuschreiben, sowie ihr Denken und Handeln als sinnvoll zu definieren.

Typologisierung
von Kultur-
begriffen

Die bisherigen Ausführungen dürften deutlich gemacht haben, worin die Schwierigkeit liegt, den Begriff ‚Kultur‘ schärfer zu fassen. Einer überzeitlich gültigen Definition entzieht er sich durch die permanenten Bedeutungsverschiebungen, die der Blick auf die historische Semantik von ‚Kultur‘ offen gelegt hat; die Reduktion auf eine prägnante Formel wiederum wird er-

schwert durch die Vielfalt unterschiedlicher Deutungen, die er ermöglicht. ‚Kultur‘ erscheint als kontingentes Phänomen, das gleichermaßen materielle und immaterielle Erscheinungen umfasst, das als Kollektivsingular und als Pluraletantum begegnet, das sowohl Individuen als auch Kollektiven eigen ist und das gleichzeitig durch Prozessualität und Statik gekennzeichnet ist. Es ist so gesehen wenig überraschend, dass noch in jüngster Zeit Versuche unternommen wurden, die geschichtlich bedingte Unschärfe des Terminus ‚Kultur‘ durch eine systematische Differenzierung zwischen verschiedenen Kulturbegriffen, die für das moderne Verständnis von Kultur leitend waren und sind, zu reduzieren. So hat kürzlich beispielsweise Andreas Reckwitz typologisch unterschieden zwischen einem normativen, einem totalitätsorientierten, einem differenzierungstheoretischen und einem bedeutungsorientierten Kulturbegriff (182, S. 64–90; 183, S. 4–8; vgl. auch 151, S. 526–534). „Normativ“ meint hier einen im Kontext der Aufklärung ausgebildeten Begriff von Kultur, der Letztere als eine durch Modellhaftigkeit ausgezeichnete Lebensweise konzipiert, die jeder Mensch beziehungsweise jede menschliche Gemeinschaft erstreben sollte. Das aufgeklärt-bürgerliche Postulat eines universalen Maßstabs dessen, was für sich beanspruchen darf, ‚Kultur‘ zu sein, impliziert ein System von Normen, deren Erfüllung kultiviertes Verhalten indiziert, während deren Nichterfüllung auf defizitäre Formen von Kultur, etwa ‚Zivilisation‘, oder Unkultur schließen lässt. Anders der totalitätsorientierte Kulturbegriff, der Kultur historisiert beziehungsweise kontextualisiert und damit entuniversalisiert. Kultur heißt dann nicht mehr eine prinzipiell im Singular auftretende Bezeichnung für eine besonders hochwertige Form menschlicher Existenz, sondern steht, durchaus im Sinne Herders, für die spezifischen Denk- und Handlungsmodi einzelner Kollektive in der Geschichte und begegnet folgerichtig im Plural. Wie Reckwitz hervorhebt, ist es dieses totalitätsorientierte Konzept von Kultur, das für die Genese der anglo-amerikanischen Kulturanthropologie im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts konstitutive Bedeutung erlangte. Edward B. Tylors berühmte Definition „Culture or Civilization, taken in its wide ethnographic sense, is that complex whole which includes knowledge, belief, art, morals, law, custom, and any other capabilities and habits acquired by man as a member of society“ (200, S. 1) verweist denn auch auf jene Vorstellung von Kulturen als zur Homogenität tendierende, nach außen abgegrenzte gesellschaftliche Entitäten, welche für die ethnologische Forschung lange prägend war. Fasst der totalitätsorientierte Begriff Kultur beziehungsweise Kulturen als in sich mehr oder weniger geschlossene Lebensform(en), so begreift der differenzierungstheoretische Kulturbegriff Kultur als einen Teilbereich menschlicher Praxis, konkret die sich in Kunst und Wissenschaft manifestierenden geistigen Tätigkeiten von Menschen. Kultur in diesem Sinne bezieht sich auf hochkulturelle Phänomene, die scharf von popular- und massenkulturellen Erscheinungen geschieden werden. Noch bis weit ins 20. Jahrhundert sozial konnotiert – Kultur gilt dann als Merkmal primär der bildungsbürgerlichen Schichten – wird ein differenzierungstheoretisch gedachter Kulturbegriff in der Soziologie Talcott Parsons funktionalistisch umgedeutet: Kunst und Wissenschaft erscheinen nicht mehr als Privileg einer sozialen Gruppe, sondern als eines jener vier Teilsysteme, denen moderne Gesellschaften ihre

Funktionsfähigkeit verdanken (174, S. 326–367; 175). Im Zentrum der aktuellen Debatte stehen nun allerdings weniger die vorgängig skizzierten Konzepte als vielmehr ein bedeutungsorientierter Kulturbegriff, der kulturelles Handeln als „symbolische Organisation der Wirklichkeit“ bestimmt (183, S. 7). Menschliche Erfahrung, so das Postulat, ist notwendigerweise gebunden an Akte der Sinnbildung, menschliche Wahrnehmung ist losgelöst von Bedeutungsstiftung nicht zu denken. Nach dieser Auffassung bildet Kultur ein Ensemble von Praktiken der Welt- beziehungsweise Wirklichkeitsdeutung oder, in anderen Worten, ein vernetztes System symbolischer Codes, die das Denken und Handeln von Individuen oder Kollektiven steuern.

c) Kulturtheorien

Das theoretische Fundament des gegenwärtig favorisierten bedeutungsorientierten Kulturbegriffs wurde, auch darauf weist Reckwitz hin, in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts durch die Philosophie und die sich um 1900 formierende Soziologie bereitgestellt. Neben der Kulturphilosophie und -soziologie gehört seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Kulturanthropologie zur Trias jener wissenschaftlichen Disziplinen, die einen entscheidenden Beitrag zur Herausbildung des modernen Kulturbegriffs geleistet haben. Wer sich um eine definitorische Annäherung an den Kulturbegriff bemüht, wie er auch und gerade für die Neue Kulturgeschichte leitend wurde, wird demnach die im Wesentlichen im Kontext der genannten Fachtraditionen entstandenen Kulturtheorien nicht außer Acht lassen dürfen. Bevor abschließend der Versuch gemacht wird, das derzeit im Schwange stehende Verständnis von Kultur zu umreißen, sollen deshalb ausgewählte Positionen referiert werden, welchen mit Blick auf die derzeitigen kulturhistorischen Forschungstendenzen besondere Relevanz zukommt.

Die verwirrend anmutende Vielfalt begrifflicher Präzisierungen von ‚Kultur‘ hängt nicht nur mit der langen und wechselvollen Geschichte des Terminus zusammen, sondern auch mit der besonderen Aufmerksamkeit, die er in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen seit dem späten 19. Jahrhundert gefunden hat. Mit dem Begriff verbinden sich denn auch eine Reihe theoretischer Bemühungen, die im Folgenden nicht alle benannt und erörtert werden können. Ungeachtet der prinzipiellen hier nicht zu diskutierenden Problematik typologischer Zuordnungen lassen sich die zahlreichen Kulturtheorien ihrem jeweiligen Ansatz entsprechend in verschiedene Gruppen untergliedern.

Hermeneutisch-interpretative Kulturtheorien

Bis in die Gegenwart von besonderer Signifikanz sind die hermeneutisch-interpretativ ausgerichteten Konzepte von Kultur, Konzepte also, die die Welt als symbolischen Kosmos beschreiben, welcher der Auslegung durch die in ihm agierenden Individuen und Kollektive bedarf. Im Zentrum kultureller Tätigkeit steht demzufolge die permanente Hervorbringung von Sinn im Modus einer Deutung all dessen, was dem Menschen an materieller, emotionaler, intellektueller Erfahrung zuteil wird. Zu den Kulturtheoretikern, die dieser Richtung zuzuordnen sind, gehören Soziologen wie Max Weber und Erving Goffman (182, S. 413–444), Sozialphilosophen wie Al-

fred Schütz (182, S. 366–413) und Charles Taylor (182, S. 478–522), Philosophen wie Ernst Cassirer oder der Kulturanthropologe Clifford Geertz. So heterogen die Positionen der genannten Autoren im Einzelnen auch sein mögen, verbindet sie die Auffassung, dass jede Form von Wirklichkeit grundsätzlich interpretationsbedürftig ist, dass sie überhaupt nur als exegetisch erschlossene einer Beschreibung zugänglich ist.

Parallel zu den Vertretern eines hermeneutisch-interpretativen Kulturverständnisses, dessen moderne Anfänge ins frühe 20. Jahrhundert zurückreichen, melden sich seit den 1930er Jahren die Verfechter einer marxistisch inspirierten materialistischen Kulturtheorie zu Wort. Kennzeichnend für deren Ansatz ist die These, dass die Werthaltungen und Deutungsmuster von Individuen und Kollektiven in einem ursächlichen Zusammenhang stehen mit deren sozio-ökonomischem Erfahrungsraum. Kulturelle Erscheinungen, definiert als ‚Überbauphänomene‘, sind demnach abhängig von der materiellen Basis, auf der sie entstehen; das Bewusstsein ist, im Sinne von Marx‘ dialektischem Materialismus, bestimmt durch das Sein. Neben den in Deutschland kaum rezipierten Kulturphilosophen Louis Althusser (167) und Antonio Gramsci (154, S. 68–78) sind es vor allem die Vertreter der so genannten ‚Frankfurter Schule‘, Max Horkheimer, Herbert Marcuse (154, S. 79–106) und Theodor W. Adorno, die materialistisch fundierte Konzepte von Kultur entwickeln, und dies in durchaus kritischer Auseinandersetzung mit den Positionen Karl Marx‘. So versucht etwa Horkheimer, die mechanistisch-ökonomische Basis-Überbau-Schematik zu relativieren, indem er erstens die partielle Eigengesetzlichkeit der kulturellen Bewusstseinsformen des Überbaus herausstellt und zweitens untersucht, wie die Vermittlung von Basis und Überbau sich im Bewusstsein von Individuen vollzieht (128, S. 256 et passim). Adorno fokussiert den Verlust an ästhetischer Wertigkeit, dem (hoch)kulturelle Erscheinungen seiner Überzeugung nach ausgesetzt sind, wenn sie im Kontext einer spätkapitalistischen Kulturindustrie zur Massenware degradiert werden (128, S. 264 ff.).

Marxistische
Kulturtheorien

Seit der Mitte des 20. Jahrhunderts sind es dann strukturalistisch ausgerichtete Kulturkonzepte, die vor allem in Frankreich eine Konjunktur erleben. Wie hermeneutisch-interpretative Auffassungen von Kultur geht auch das strukturalistische Kulturverständnis von der Prämisse aus, dass Welt nur als durch den Menschen gedeutet, und mit Sinn erfüllt zu denken ist. Eine zentrale Rolle kommt nun allerdings der Sprache als Medium der Weltauslegung zu. Von fundamentaler Bedeutung ist dabei das Postulat, dass Sprache, indem sie Sinn verbalisiert, diesen zugleich stiftet. Die Sinn erzeugenden dem Kommunikationsmedium Sprache inhärenten Strukturen sind demzufolge nicht nur für die Beschreibung konstitutiv, sondern auch für die durch den Sprecher bewerkstelligte Deutung der Wirklichkeit. Es ist insbesondere der Ethnologe Claude Lévi-Strauss, der im Rückgriff auf Ferdinand de Saussures Sprachtheorie ein Modell entwickelt, das Kultur in Analogie zur Sprache als eine transhistorische Struktur begreift. Dabei überträgt Lévi-Strauss de Saussures Unterscheidung zwischen ‚langue‘ und ‚parole‘, das heißt zwischen der Sprache als System („langue“) und deren jeweiliger Aktualisierung durch individuelle Sprecher („parole“), auf die Kultur, die er ebenfalls als ein umfassendes System begreift, das durch seine Akteure je individuell konkretisiert

Strukturalistische
Kulturtheorien

wird. Kultur verbindet sich bei Lévi-Strauss demnach mit der Vorstellung einer letztlich invarianten Struktur, die allen menschlichen Erscheinungen ungeachtet ihrer Heterogenität inhärent ist (196). Damit bietet sein Modell einen Lösungsansatz für ein zentrales Problem kulturtheoretischer Reflexion, nämlich die Frage, auf welche Weise sich die Differenz und Vielfalt der Kulturen mit dem Postulat einer Einheit der Kultur, die eine Verständigung zwischen den verschiedenen Kulturen überhaupt erst ermöglicht, verbinden lässt. Durch den Rückgriff auf das sprachtheoretische Modell von ‚langue‘ und ‚parole‘, so die These, werde es möglich, in der Vielzahl unterschiedlicher Kulturen anthropologische Universalien nachzuweisen, ohne dass fremde Kulturen notwendigerweise einer verzerrten, weil dem Wertesystem der eigenen Kultur verpflichteten, Wahrnehmung unterworfen werden müssten. Die vielfältigen kulturellen Erscheinungen bildeten so gesehen nur je spezifische Realisierungen einer gleichermaßen anonymen, unbewussten und ungeschichtlichen semiotisch-symbolischen Dimension des menschlichen Geistes (127, S. 123–138; 180, S. 120 und 123; 182, S. 209–242).

Poststruk-
turalismus

Ungeachtet der starken Resonanz, die Lévi-Strauss' strukturelle Anthropologie in den 1960er Jahren in zahlreichen Disziplinen und nicht zuletzt in der Geschichtswissenschaft gefunden hat – man denke etwa an Fernand Braudels Insistieren auf dem strukturellen Charakter von Historie – setzt sehr bald eine kritische Auseinandersetzung mit deren zentralen Positionen ein. Zugleich im Anschluss an und in Abgrenzung zu eine(r) strukturalistische(n) Auffassung von Kultur bestimmen seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in zunehmendem Maße mit dem Begriff ‚poststrukturalistisch‘ etikettierte Autoren den kulturtheoretischen Diskurs. Gemeinsam ist den heterogenen, teilweise in kritischer Opposition zueinander stehenden Ansätzen, die dem Poststrukturalismus zugerechnet werden, die Überzeugung, die kulturelle Welt könne durch die Analyse einer ihr unterstellten Tiefenstruktur nicht schlüssig erklärt werden. Zwar berufen sich auch die Poststrukturalisten auf de Saussures Zeichentheorie und gehen von der Annahme aus, dass der Sprache für die menschliche Wahrnehmung der Welt eine konstitutive Rolle zukommt. Im Fokus ihrer Überlegungen stehen nun allerdings weniger das Begriffspaar ‚langue‘ und ‚parole‘ und die daraus ableitbaren kulturtheoretischen Hypothesen, als vielmehr die Einsicht, dass kulturelle ‚Realität‘ nur als sprachlich konstruierte existiert. Dem Anspruch der strukturalistischen Kulturtheorie, heterogene kulturelle Phänomene im Bezug auf eine ihnen zugrunde liegende einheitliche strukturelle Ordnung erklären zu können, widersprechen die Poststrukturalisten: Zum einen betonen sie, dass die Herstellung eines vermeintlich universal gültigen Sinns immer mit der Ausgrenzung dessen verbunden sei, was diesem Sinn entgegenläuft und sich so einer in sich konsistenten Sinnstiftung entziehe. Indem die Herstellung von Sinn sich im Modus individuellen Sprechens ereignet, ist sie zum anderen vom sprechenden Subjekt abhängig, das von den Vertretern einer poststrukturalistischen Auffassung von Kultur als ein historisch gebundenes und in der Sprache gefangenes gedacht wird. Der Auffassung, kulturelle Phänomene gründeten in einem universal und transhistorisch gültigen Zusammenhang, der aus einer gewissermaßen panoramischen Beobachterposition adäquat erfasst werden könne, wird so eine entschiedene Absage erteilt. Folge-

2. Der Kulturbegriff der Kulturgeschichte

richtig plädieren dem Poststrukturalismus nahe stehende Autoren wie Gilles Deleuze, Jacques Derrida, Michel Foucault, Jean-François Lyotard, Jean Baudrillard, Julia Kristeva oder Jacques Lacan dafür, die Kontingenz kultureller Erscheinungen, deren subjektive Dimension und deren historische Bedingtheit ins Zentrum kulturtheoretischer Reflexion zu rücken (127, S. 138–149; 180, S. 130–138).

Für die Signifikanz kulturtheoretischer Reflexion spricht die Tatsache, dass mit den vorgängig genannten Positionen beziehungsweise Autoren noch keinesfalls alle für die moderne Auseinandersetzung mit Kultur relevanten Ansätze erfasst sind. Unerwähnt geblieben sind beispielsweise Georg Simmels Konzeptionalisierung moderner Kultur (127, S. 53–62; 152, S. 77–88) oder Edmund Husserls phänomenologisches Kulturverständnis. Beides sind Ansätze, die sich mit den Gründervätern der deutschen Kultursoziologie verbinden; zu denken wäre hier etwa an Alfred Weber, Max Scheler oder Karl Mannheim (152, S. 100–135; 159; 194). Zu nennen wären auch Arnold Gehlens anthropologische Grundlegung der Kultur (184), Norbert Elias' Zivilisationsanalyse (127, S. 254–269; 129; 130; 156; 191; 197), Niklas Luhmanns an Talcott Parsons orientierter systemtheoretischer Kulturbegriff (122) und daran anschließende Entwürfe (138), das noch näher auszuführende handlungstheoretische Kulturmodell Pierre Bourdieus, kultursemiotische Konzepte wie diejenigen Jurij Lotmans (161) oder Roland Posners (169, S. 39–72; 179) oder auch das in Deutschland mit den Namen Aleida und Jan Assmann verbundene Konzept der Kultur als kollektives Gedächtnis beziehungsweise Erinnerungskultur (169, S. 156–185).

Es dürfte deutlich geworden sein, dass angesichts der Fülle der Verlautbarungen zu einer modernen Theorie der Kultur ein auch nur annähernd vollständiger Überblick über jene Positionen, die sich in den vergangenen Jahrzehnten zu einem immer dichteren Diskussionszusammenhang formiert haben, nicht zu leisten ist. Ebenso offenkundig dürften die Schwierigkeiten sein, die sich demjenigen in den Weg stellen, der um eine Begründung der besonderen Relevanz einer bestimmten Position bemüht ist. Welche Wertigkeit dem Beitrag zu einer kulturtheoretischen Debatte zukommt, die seit ihren Anfängen im frühen 20. Jahrhundert kaum an Dynamik verloren hat, hängt wesentlich von der Perspektive und dem Erkenntnisinteresse des Betrachters ab. Es scheint so gesehen legitim, bei der Auswahl der im Folgenden etwas ausführlicher dargelegten kulturtheoretischen Ansätze von einer pragmatischen Begründung auszugehen. Da die primären Adressaten dieses Forschungsüberblicks Historiker sind, richtet sich der Fokus auf einige Positionen, die in der Neuen Kulturgeschichte, so wie sie sich gegenwärtig im deutschsprachigen Raum präsentiert, besondere Aufmerksamkeit gefunden haben. Es handelt sich zum einen um die Kulturkonzepte Max Webers, Ernst Cassirers und Clifford Geertz' und zum anderen um Michel Foucaults sich im Spannungsfeld von Diskursen und Praktiken bewegendes Modell kulturellen Handelns sowie um Pierre Bourdieus kulturwissenschaftlich fundierte Praxeologie.

In Anbetracht der Bedeutung, die dem hermeneutisch-interpretativen Kulturbegriff auch und gerade in der gegenwärtigen Diskussion um ‚Kultur‘ zukommt, überrascht es kaum, dass Max Weber in den vergangenen Jahren als

Weitere kulturtheoretische Ansätze

Max Webers Kulturtheorie

Kulturtheoretiker eine eigentliche Renaissance erlebt hat (133; 146; 150; 152, S. 88–99; 177; 188; 198, S. 38–42; 277). Sein Diktum „Kultur‘ ist ein vom Standpunkt des Menschen aus mit Sinn und Bedeutung bedachter endlicher Ausschnitt aus der sinnlosen Unendlichkeit des Weltgeschehens“ (203, S. 180) dürfte mittlerweile im deutschen Sprachraum zu den am häufigsten zitierten Definitionen von Kultur gehören. Kulturelle Erscheinungen sind nach Weber demnach Ausdrucksmomente menschlicher Sinngebungsprozesse. Diese Sinngebungsprozesse nun, durch die die kulturelle Welt überhaupt erst geschaffen wird, gründen in spezifischen Normensystemen, sind der sichtbare Ausdruck jener Werthaltungen, denen sich kulturelle Bedeutungsstiftung verdankt. Wenn kulturelle Erscheinungen wissenschaftlich begriffen werden sollen, bedarf es einer Erkenntnismethode, die diesen Umstand berücksichtigt. Es genügt nicht, die verschiedenen Faktoren, die eine kulturelle Erscheinung in ihrer Gesamtheit konstituieren, einfach zu sammeln; die einer kulturellen Erscheinung zuzuordnenden Einzelphänomene müssen vielmehr als bedeutsame und gedeutete aufgefasst werden. Der Blick des Forschers richtet sich demzufolge nicht nur auf die jeweils historischen Manifestationen menschlicher Kultur, sondern auch und vor allem auf Wertvorstellungen und Wertmaßstäbe, die das praktisch-geschichtliche Handeln von Menschen innerhalb eines kulturellen Zusammenhangs leiten. Diese Wertvorstellungen und Wertmaßstäbe müssen, wie Weber in Anlehnung an den Philosophen Heinrich Rickert postuliert, kollektiv und damit intersubjektiv verankert sein. Der Fokus richtet sich demnach nicht auf das, was einen einzelnen Menschen unabhängig von anderen Menschen prägt, sondern auf jenes normative Fundament, das für eine Gemeinschaft als Ganze verbindlich ist und das eine Kultur determiniert. Dabei betont Weber im Unterschied zu Rickert nun allerdings, dass jene Werte und Normen, die menschliches und damit kulturelles Handeln leiten, weder universell noch transhistorisch sind. Sie gelten nur innerhalb spezifischer Kulturen und wandeln sich im Lauf der Zeit; sie sind abhängig von materiellen Voraussetzungen und sozioökonomischen Strukturen und müssen in ihrem jeweiligen historischen Kontext reflektiert werden.

Webers Auffassung wertgeleiteten kulturellen, das heißt politischen, ökonomischen, sozialen Handelns findet ihre Konkretisierung in seinem wohl berühmtesten Aufsatz, der Studie *Die protestantische Ethik und der „Geist“ des Kapitalismus* (1904/05 und 1920) (204). Ausgehend von der Frage nach dem dynamischen Prinzip, das die moderne Gesellschaft bis heute antreibt, versucht Weber die „Kulturbedeutung von religiösen Ideen“, die sich in der abendländischen Geschichte abzeichnende „Dialektik von geistigen Triebkräften [...] und den sich organisierenden sozioökonomischen Strukturen“ herauszustellen (153, S. 123). Die abendländische Entwicklung, die Weber als Prozess zunehmender Rationalisierung der Lebensführung und Ökonomisierung der Lebenspraxis beschreibt, gründe in einem ideellen Substrat, das Weber in der protestantischen, insbesondere calvinistischen Ethik verortet. Die calvinistische Prädestinationslehre, die ökonomisches Wohlergehen als Indikator für religiöses Heil versteht und das für den calvinistischen Glauben kennzeichnende asketische Lebensprinzip bilden nach Weber die zentralen Voraussetzungen für die Entstehung und Entfal-

tung des ‚Geists des Kapitalismus‘. Sie motivierten zu ökonomisch produktivem Verhalten und verhinderten zugleich, dass der dadurch erworbene Reichtum im Rahmen eines aufwändigen Lebensstils verschwendet würde. Erworbenes Kapital werde, so Weber, nicht vollumfänglich konsumiert, sondern reinvestiert und im Verbund mit Fleiß und Disziplin wirtschaftlich fruchtbar gemacht. Indem die calvinistische Ethik außerdem zu einer methodischen Planung der eigenen Lebensführung aufrufe, erhebe sie rationales und methodisches Verfahren zum Leitbild menschlichen Verhaltens. Nicht Kontemplation sei gefragt, sondern aktives und vernunftorientiertes Handeln im Rahmen der durch die calvinistische Glaubenslehre vorgegebenen Wertmaßstäbe und Verhaltensnormen (189).

Die protestantische Ethik und der „Geist“ des Kapitalismus hat nicht nur Anerkennung gefunden, sondern ist auch vielfach und mit guten Gründen kritisiert worden (Einleitung der Hrsg. in 204). Allen berechtigten Einwänden zum Trotz macht Webers viel diskutiertes Werk auf unhintergehbare Weise deutlich, dass menschliches Handeln grundsätzlich von Wertvorstellungen geleitetes sinnhaftes Handeln ist und dass es deshalb eines kulturalanalytischen Zugriffs bedarf, der der wertorientierten und sinnstiftenden Dimension geschichtlicher Praxis Rechnung trägt. Indem nun Weber die Erkenntnis kultureller Phänomene an einen Deutungsakt bindet, der es überhaupt erst ermöglicht, die den historischen Erscheinungen inhärenten handlungsleitenden Werte zum Vorschein zu bringen, konzipiert er wissenschaftliche Erkenntnis als das Ergebnis hermeneutischer Tätigkeit.

Kritik an Webers
Kulturgeschichts-
schreibung

Dies verbindet ihn mit Ernst Cassirer, der sich mit seinem dreibändigen Werk *Philosophie der symbolischen Formen* (1923–29), seiner Aufsatzsammlung *Zur Logik der Kulturwissenschaften* (1942) sowie seinem *Essay on Man. An Introduction to a Philosophy of Human Culture* (1944) [dt. *Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur* (1992)] einen wichtigen Platz innerhalb der modernen Kulturphilosophie gesichert hat (127, S. 90–101; 142; 147; 172; 173; 198, S. 42–45). Wie für Weber gilt auch für Cassirers Auffassung kultureller Phänomene, dass historisch konkrete Erscheinungen nicht losgelöst von geistigen Ideen existieren, dass sie im Gegenteil überhaupt erst durch geistige Tätigkeit geschaffen wurden und deshalb über ein ideelles Fundament verfügen. Letzteres manifestiert sich darin, dass alle kulturellen Manifestationen auf einen Sinnbereich zielen, mit dem sie in Bezug gesetzt sein wollen. Sie sind Symbole und stellen, in Analogie zur Sprache, ein Zeichensystem dar, das auf einen ihm inhärenten Sinn verweist. Dieser Sinn nun kann nicht verstanden werden, wenn die einzelnen kulturellen Erscheinungen isoliert betrachtet werden. Anders als der Naturwissenschaftler, der gerade durch die Isolierung eines Phänomens, durch das Entfernen all jener Elemente und Kontexte, die das Auffinden eines Naturgesetzes erschweren, Erkenntnis zu gewinnen sucht, muss der Kulturwissenschaftler immer das Ganze einer kulturellen Formation beziehungsweise ‚symbolischen Form‘ im Blick haben. Jede einzelne kulturelle Manifestation ist nämlich geprägt durch ein ihr zugehöriges Ordnungsmoment. Dieses wiederum ist bestimmt durch die ‚symbolische Form‘, der es zugerechnet werden kann. Cassirer unterscheidet in diesem Zusammenhang zwischen Sprache, Kunst, Mythos, Religion und Wissenschaft als jenen En-

Ernst Cassirer

titäten, die in ihrer Gesamtheit menschliche Kultur konstituieren (123, S. 12): „[J]eder dieser Bedeutungszusammenhänge [d.h. symbolischen Formen, A.d.V.], die Sprache wie die wissenschaftliche Erkenntnis, die Kunst wie der Mythos, besitzt sein eigenes konstitutives Prinzip, das allen besonderen Gestaltungen in ihm gleichsam sein Siegel aufdrückt“ (123, S. 31). Die Folgen für die Art und Weise kulturwissenschaftlicher Erkenntnis, die sich aus dieser Prämisse ergeben, verdeutlicht Cassirer am Beispiel der Raumwahrnehmung des Menschen: Nicht indem der Mensch ein fertig vorhandenes materielles Urbild eines gewissermaßen ‚absoluten‘ Raumes in seiner Vorstellung eins zu eins abbildet, sondern indem er unterschiedlichste, an sich unvergleichbare Eindrücke und Sinneswahrnehmungen, vor allem optische, akustische und haptische räumliche Erfahrungen als Zeichen nutzt und aufeinander bezieht, entsteht in seiner Vorstellung Raum als eine Welt miteinander systematisch verknüpfter und aufeinander bezogener Wahrnehmungen (123, S. 34ff.). Kulturwissenschaftliche Erkenntnis nun funktioniert auf analoge Weise. Sie nimmt die konkret erfahrbaren Erscheinungen als Repräsentanten einer ihnen inhärenten Ordnung wahr, setzt sie zueinander in Beziehung und gewinnt daraus Erkenntnis über das Konstitutionsprinzip einer ‚symbolischen Form‘. Damit ist zugleich offenkundig, dass der Erkenntnisakt Kultur nicht einfach im Geiste des Betrachters abbildet, sondern dass er diese im Prozess der Erkenntnis als Netz von Bedeutungen überhaupt erst hervorbringt. Kulturelle Wahrnehmung bleibt so immer gebunden an ein betrachtendes Subjekt und dessen Interpretationsleistung.

Was Ernst Cassirer in seiner *Philosophie der symbolischen Formen* anstrebt, ist der Versuch, die verschiedenen Bereiche menschlicher Kulturtätigkeit als Systeme von Symbolbildung zu begreifen. Die einzelnen kulturellen Formationen oder – in der Begrifflichkeit Cassirers – ‚symbolischen Formen‘ präsentieren sich als „eine Mannigfaltigkeit von Gestaltungen, die doch zuletzt durch eine Einheit der Bedeutung zusammengehalten werden“ (123, S. 43). Jede kulturelle Erscheinung besitzt Zeichencharakter, ist gewissermaßen ein Buchstabe, ein Wort oder ein Satz, der zum ‚Text‘ der jeweiligen kulturellen Formation beiträgt, eines Textes, der sich nur demjenigen erschließt, der ihn als bedeutungsstiftendes System von Symbolen liest und versteht. Schon Max Weber hatte, wie vorgängig dargelegt wurde, betont, dass soziales Handeln sich weder dem Zufall noch überzeitlich gültigen Gesetzen verdanke, sondern vielmehr die Manifestation spezifischer, historisch wandelbarer Wertmaßstäbe und Wertvorstellungen darstelle, die in einem bestimmten geschichtlichen Moment und in einer bestimmten Kultur das Denken und Handeln von Individuen leiteten, und in diesem Zusammenhang die Erforschung der Relevanz dieser Werte im Kontext eines jeweils konkreten historischen Geschehenszusammenhangs als die primäre Aufgabe wissenschaftlicher Kulturforschung bestimmt. Geschichte als Ausdruck menschlicher Deutungsakte erscheint in dieser Perspektive als Folge von Sinngebungsprozessen, die es durch eine wissenschaftliche Hermeneutik aufzudecken gilt. Das Interesse kulturwissenschaftlicher Tätigkeit richtet sich demzufolge weniger auf die konkreten historischen Geschehensmomente als vielmehr auf jene Wertvorstellungen, die menschliches Handeln

antreiben und auf die menschliches Handeln zugleich zielt. Auch Ernst Cassirer definiert menschliches Handeln als sinnhaften Ausdruck eines ihnen zugrunde liegenden ideellen Zusammenhangs. Er fragt allerdings weniger nach den Normen, welche kulturelles Handeln begründen, sondern bemüht sich vielmehr um die Klärung der Frage, auf welche Weise kulturelles Handeln adäquat erfasst werden kann. Was er in seiner Einleitung zur *Philosophie der symbolischen Formen* entwirft, ist eine Erkenntnislehre, die darauf zielt, jene bedeutungsgenerierenden Muster, die den als Zeichen aufgefassen kulturellen Phänomenen inhärent sind, begreifbar zu machen.

Max Webers und Ernst Cassirers Auffassung der Kultur als einem auslebensbedürftigen symbolischen Kosmos' findet in Clifford Geertz' Postulat einer ‚Hermeneutik der Kultur‘ ihren Widerhall (115; 112; 113; 136; 182, S. 445–477; 312). Der amerikanische Kulturanthropologe hat nicht nur die in Auseinandersetzung mit Cassirer entwickelte philosophische Symbolkonzeption Susanne Langers intensiv rezipiert, sondern erweist auch Max Weber seine Reverenz, wenn er gleich zu Beginn seines neben *Deep Play: Notes on the Balinese Cockfight* (1972) [dt. „Deep play“: *Bemerkungen zum balinesischen Hahnenkampf* (1983) (145)] berühmtesten Aufsatzes, *Thick Description: Toward an Interpretive Theory of Cultures* (1973) [dt. *Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur* (1983) (144)], programmatisch festhält: „Der Kulturbegriff, den ich vertrete [...], ist wesentlich ein semiotischer. Ich meine mit Max Weber, dass der Mensch ein Wesen ist, das in selbst gesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt ist, wobei ich Kultur als dieses Gewebe ansehe. Ihre Untersuchung ist daher keine experimentelle Wissenschaft, die nach Gesetzen sucht, sondern eine interpretierende, die nach Bedeutungen sucht. Mir geht es um Erläuterungen, um das Deuten gesellschaftlicher Ausdrucksformen, die zunächst rätselhaft scheinen“ (144, S. 9). Wie Weber konzipiert Geertz Kultur demnach als das Ergebnis von Sinnstiftungsprozessen, wie Cassirer ringt er mit dem Problem, eine dem symbolischen Charakter von Kultur angemessene Erkenntnis methode zu definieren. Jede Kultur, so die These von Geertz, erzeugt Zeichenensembles, mittels derer sie sich selbst darstellt und zugleich deutet. In ihrer Gesamtheit bilden diese Zeichenensembles den kulturellen ‚Text‘, der einer Entzifferung und Interpretation bedarf. Wie nun hat man sich diese Entzifferung und Interpretation vorzustellen? Im Zentrum von Geertz' epistemologischen Überlegungen steht der auf den Philosophen Gilbert Ryle zurückgehende Begriff der ‚dichten Beschreibung‘ als prägnante Bezeichnung für jenes exegetische Verfahren, das Geertz in seinem Aufsatz über den balinesischen Hahnenkampf eindrücklich exemplifiziert hat (145). Womit der Ethnologe in seiner Rolle als Exeget einer Kultur konfrontiert wird, ist „eine Vielfalt komplexer, oft übereinander gelagerter oder ineinander verwobener Vorstellungsstrukturen, die fremdartig und zugleich ungeordnet und verborgen sind und die er zunächst einmal irgendwie fassen muss“ (144, S. 15). Seine Aufgabe besteht nun darin, das komplexe Gefüge von Bedeutungsstiftungen, als das sich eine Kultur manifestiert, die „geschichtete Hierarchie bedeutungsvoller Strukturen“ (144, S. 12) in deren Rahmen kulturelle Handlungen überhaupt erst verstanden werden können, als Symbolsysteme zu beschreiben und zu deuten. Es geht also weniger um eine de-

Clifford Geertz

skriptive Erfassung kultureller Praktiken als vielmehr darum herauszustellen, inwiefern eben diese Praktiken Formen der Sinnkonstitution bilden, die Auskunft geben über die einer Kultur inhärenten Wertordnungen. Dabei gilt es, wie Geertz betont, zu beachten, dass kulturelles Handeln als ethnologisch analysiertes Handeln einer doppelten Interpretation unterliegt: Wenn soziales Handeln grundsätzlich als symbolisches Handeln zu verstehen ist, heißt dies, dass das, was der Ethnologe beobachtet, bereits Deutungsmodi wirklicher Erfahrung sind. In ihren Praktiken bringen Individuen und Kollektive jeweils kulturspezifische ‚Interpretationen erster Ordnung‘ zum Ausdruck, die vom Ethnologen als einem ‚Interpreten zweiter und dritter Ordnung‘ (144, S. 22 f.) einer weiteren Deutung unterzogen werden. Was ethnologische Betrachtung demnach hervorbringt, sind nicht Abbilder kultureller Einheiten, sondern vielmehr einer subjektiven Perspektive verhaftete Lesarten und damit Konstruktionen von Kulturen.

Kritik an Geertz’
Kulturhermeneutik

So folgenreich Geertz’ Kulturbegriff und dessen methodisches Postulat einer ‚dichten Beschreibung‘ für die Neue Kulturgeschichte waren und sind, so wenig blieben sie vor Kritik verschont. Ein erster wichtiger Vorwurf zielt auf das Deutungsmonopol, welches dem mit der Analyse einer Kultur befassten Wissenschaftler verliehen werde. Zwar hat Geertz, so die Kritik, zu Recht die eminent wichtige Rolle hervorgehoben, die dem Ethnologen als Interpreten einer Kultur zukommt; indem er diesen als schöpferische Instanz, als allmächtiges deutendes Subjekt inthronisierte, gerieten jedoch die Stimmen und damit die Perspektiven der von ihm betrachteten und gedeuteten Individuen und Kollektive aus dem Blickfeld (115, S. 60). Die Autorität des Ethnologen müsse relativiert werden; was es zu gewinnen gelte, seien neue methodische Ansätze, die einen Dialog zwischen den Angehörigen der jeweils untersuchten Kultur und dem sich dieser Kultur widmenden Wissenschaftler in Gang setzten. Es sind insbesondere Vertreter der *Postcolonial Studies*, die in jüngerer Zeit nicht nur die Privilegierung des Ethnologen, sondern ganz generell das westliche Deutungsmonopol kultureller Phänomene in Frage gestellt haben.

Ein zweiter Kritikpunkt richtet sich gegen die mit der Privilegierung des Symbolischen einhergehende Ausblendung sozialer Praxis. Was Geertz entwickelte, sei, so der Vorwurf, eine „Semiotik“ ohne Pragmatik“ (115, S. 62). Die Art und Weise, wie Interpretationen intersubjektiv konstituiert werden, bleibe ebenso ungeklärt wie die Frage, in welchem Verhältnis die Deutungsleistung von Individuen und Kollektiven und deren Lebenswelt jeweils stünden. Geertz ignoriere die „Herrschaftsfunktionen kultureller Muster“ (ebd.), sei blind der Tatsache gegenüber, dass Interpretationen das Ergebnis keinesfalls konfliktfreier Prozesse des Aushandelns von Interessen seien.

Auf Widerstand gestoßen ist drittens die holistische Vorstellung von Kultur, wie sie auch Geertz’ hermeneutischem Kulturmodell zugrunde liege. Die gerade in der älteren Kulturanthropologie verbreitete Unterstellung, bei den erforschten Kulturen handle es sich um homogene, nach außen abgegrenzte soziale Gebilde, ist spätestens durch die im 20. Jahrhundert noch einmal an Dynamik gewinnenden weltweiten Migrationsbewegungen obsolet geworden. Moderne Kulturen sind, wie Homi K. Bhabha betont, heterogen und hybrid, sie sind gekennzeichnet durch die spannungs-

reiche Koexistenz unterschiedlicher kultureller Erfahrungen, mentaler Dispositionen und sozialer Praktiken (116). Den daraus resultierenden Konflikten und Widersprüchen nun hat sich der Ethnologe nicht weniger zu widmen als jenen Gegebenheiten, welche den Zusammenhalt einer Kultur begünstigen.

In die Kritik geraten ist schließlich auch und insbesondere Geertz' Postulat einer Analogie zwischen Kultur und Text. Zwar sekundiert die Formel ‚Kultur als Text‘ auf prägnante Weise Geertz' hermeneutischem Kulturbegriff; deren undifferenzierte Anwendung auf jedwede kulturelle Äußerung hat sie sehr schnell als problematisch erscheinen lassen. Vor allem jedoch hat sie eine kontroverse Diskussion über Geertz' theoretische Grundannahmen angeregt, die in der *Writing Culture*-Debatte kulminierte (114), im Zuge derer nicht nur amerikanische Autoren dazu aufriefen, weniger die Exegese kultureller Bedeutungsgefüge als vielmehr die „Untersuchung der Textabhängigkeit von Kulturrepräsentationen“ (112, S. 31) zum Forschungsprogramm zu erheben.

Clifford Geertz' Konzept einer ‚Hermeneutik der Kultur‘ mag es in begrifflicher Hinsicht bisweilen an Präzision fehlen, das Schlagwort ‚Kultur als Text‘ mag zum Widerspruch reizen, dennoch verdankt die aktuelle kulturwissenschaftliche Diskussion dem amerikanischen Ethnologen – und mit ihm der amerikanischen Kulturanthropologie überhaupt (169, S. 86–107; 187) – wichtige Impulse gerade auch für die historische Kulturforschung (195). Als Vertreter einer Disziplin, die sich vorwiegend mit fremden Kulturen befasst und sich damit in besonderem Maße mit der Frage konfrontiert sieht, wie ein zunächst mit vertrauten Kategorien nicht erklärbares Phänomen angemessen zu begreifen und darzustellen sei, hat er auf wirkungsmächtige Weise das Problem einer adäquaten Erfassung kultureller Phänomene systematisch reflektiert und dabei an kulturtheoretische Traditionen angeknüpft, deren Relevanz zum gegenwärtigen Zeitpunkt kaum bestritten wird. Gemeinsam mit Max Weber und Ernst Cassirer gehört er zu jenen Autoren, denen es in besonderem Maße gelungen ist, deutlich zu machen, welche Bedeutung der symbolischen Dimension sozialen Handelns zukommt und welche methodischen Probleme sich demjenigen stellen, der eben diese symbolische Dimension sozialen Handelns in den Mittelpunkt seiner kulturanalytischen Bemühungen zu rücken versucht.

So sehr die Positionen, welche der hermeneutisch-interpretativen Tradition der Kulturtheorie zuzurechnen sind, den Blick für die symbolische Dimension kultureller Manifestationen und die sich daraus ergebende erkenntnistheoretische Problematik geschärft haben, so wenig ist es ihnen gelungen – dies der wiederholt formulierte Vorwurf – ihren Kulturbegriff handlungstheoretisch hinreichend zu fundieren. Wenn Kultur als Ensemble symbolischer Ordnungen verstanden wird, das sich individuellen und kollektiven Sinnzuschreibungen verdankt, stellt sich die Frage, worin sich diese symbolischen Ordnungen materialisieren. Sind also die symbolischen Ordnungen der Kultur auf der Ebene des Geistes, verstanden als von der sozialen Handlungspraxis und den materialen Erscheinungen abgegrenzter mentaler Raum, zu verorten; bewegen sie sich auf der Ebene von meist textbasierten Diskursen oder manifestieren sie sich in den gesellschaftlichen Praktiken von Menschen (183, S. 16)? In der neueren Kulturgeschichte sind vor allem

Bilanz von Geertz'
Kulturhermeneutik

Diskurs-
theoretische
Kulturtheorien

jene Positionen auf Resonanz gestoßen, die sich in kritischer Distanzierung von mentalistischen Modellen um die Analyse diskursiver Formationen und die Entwicklung einer kulturellen Praxeologie bemüht haben. Die hier angedeuteten Bemühungen verbinden sich in erster Linie mit den Namen Michel Foucault und Pierre Bourdieu, deren Beitrag zu einer diskurstheoretisch beziehungsweise handlungstheoretisch begründeten Konzeption von Kultur im Folgenden knapp umrissen werden soll.

Michel Foucault

„Diskurs“

In einem oft zitierten Interview hat Foucault einmal von sich gesagt, er sei Experimentator und kein Theoretiker (141, S. 24). Es fällt in der Tat nicht ganz leicht, den Kern seiner kulturtheoretischen Überlegungen auf prägnante Weise zu fassen. Dies hängt zum einen mit Foucaults bisweilen hermetisch anmutender Diktion zusammen, aber auch und vor allem mit dem Umstand, dass er seine Positionen einem kontinuierlichen Revisionsprozess unterzogen hat. Wenn man, dem Systematisierungsversuch von Angelika Epple folgend, zwischen der Frühphase als einer um den Begriff der Wahrheit zentrierten Archäologie des Wissens, der mittleren Phase als Analytik der Macht und der Spätphase als Versuch einer Konstituierung des Subjekts unterscheidet (135), zeigen sich nicht nur signifikante Interessenverlagerungen innerhalb des Gesamtwerks des französischen Philosophen, sondern auch eine bemerkenswerte Kehrtwende, was die Rolle der Subjekte als kulturelle Akteure anbelangt. Kennzeichnend für frühe Arbeiten Foucaults, zu denken wäre hier etwa an *Les mots et les choses* (1966) [dt. *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften* (1971) (139)] oder *L'archéologie du savoir* (1969) [dt. *Archäologie des Wissens* (1973) (140)], ist nämlich eine ‚Dezentrierung des Subjekts‘ in dem Sinne, dass, so die These, kulturelle Ordnungen nicht als Ergebnis subjektiver Bewusstseinsakte entstehen, sondern sich übersubjektiven ‚Wissenscodes‘ verdanken, die das kommunikative Handeln von Individuen und Kollektiven steuern (182, S. 262–284). Zentrale Bedeutung kommt in diesem Zusammenhang dem Begriff ‚Diskurs‘ zu, den Foucault folgendermaßen definiert: „Diskurs wird man eine Menge von Aussagen nennen, insoweit sie zur selben diskursiven Formation gehören“ (140, S. 170; vgl. auch 157, S. 75–89; 185). ‚Aussagen‘ im Sinne Foucaults haben ihren Ursprung, wie bereits angedeutet, nicht im Bewusstsein von Individuen, sie bilden in ihrer Gesamtheit vielmehr von subjektiver Intentionalität losgelöste institutionalisierte Redeweisen. Allein diese als zeitliche Folge kontingenter Kommunikationsereignisse in Erscheinung tretenden Redeweisen sind durch ihre Materialität einer Betrachtung zugänglich und haben deshalb, so Foucault, der primäre Gegenstand forschender Bemühungen zu sein. Das Ziel kulturanalytischer Reflexion besteht nach Foucault in erster Linie darin, die historisch spezifischen Formationsregeln beziehungsweise Funktionsmechanismen von Diskursen im Modus eines ‚archäologischen‘ Vorgehens frei zu legen. Es gehe darum, so Foucault in *Die Ordnung der Dinge*, zu erkennen, „nach welchem Ordnungsraum das Wissen sich konstituiert hat, auf welchem historischen Apriori [...] Ideen haben erscheinen, Wissenschaften sich bilden, Erfahrungen sich in Philosophien reflektieren, Rationalitäten sich bilden können, um vielleicht sich bald wieder aufzulösen und zu vergehen“ (139, S. 24). Indem er den Diskurs als übersubjektives System von Aussage- und

Zeichensequenzen mit regelhaftem Charakter konzeptualisiert, knüpft Foucault noch an die klassische strukturalistische Kulturtheorie an. Doch transformiert er strukturalistische Grundannahmen, indem er zugleich postuliert, dass dieses System nicht im Bewusstseinsraum von Individuen wurzelt, sondern ein sich selbst organisierendes, autonomes Ensemble geschichtlich kontingenter diskursiver Praktiken bildet, die durch Wissenscodes reguliert werden. Dadurch gelangt er zu einer Diskurstheorie, welche die Vorstellung verabschiedet, die Akteure seien aktiv an kulturellen Selbstverständigungsprozessen beteiligt.

Die Auffassung von kultureller Interaktion als einer Gesamtheit von Diskursen, die sich unabhängig von der Erkenntnisleistung und den Intentionen von Subjekten nach ihnen inhärenten Mustern oder Regeln formieren, hat erhebliche Irritationen erzeugt. Als problematisch wurde dabei vor allem das Verschwinden des Subjekts als ordnender Instanz gewertet; die Vorstellung selbsttätiger Diskurse wurde von nicht wenigen Kritikern als Illusion denunziert (182, S. 284–292). Foucault selber hat sich in der Folge von seinen Anfängen distanziert und zunächst im Rahmen seines vor allem in *Surveiller et punir. La naissance de la prison* (1975) [dt. *Überwachen und Strafen* (1976)] und *La volonté du savoir* (1976) [dt. *Der Wille zum Wissen* (1977)] unternommenen Versuchs, die Kategorie ‚Diskurs‘ mit der Kategorie ‚Macht‘ zusammen zu denken, den Charakter von Diskursen als gesellschaftliche Herrschaftstechniken herauszustellen, die Intentionalität diskursiver Praktiken zugestanden (205, S. 62 ff.). Noch entscheidender sind die sich in seinem Spätwerk, insbesondere in *L'usage du plaisir* (1984) [dt. *Der Gebrauch der Lust* (1986)] und *Le souci de soi* (1984) [dt. *Die Sorge um sich* (1986)], abzeichnenden Modifikationen seines kulturtheoretischen Ansatzes. Foucault hebt nun hervor, dass die Wissenscodes als kulturelle Ordnungen sich nicht unabhängig von menschlichen Subjekten reproduzieren, sondern dass sie von Akteuren in ihren alltäglichen Handlungszusammenhängen konkretisiert werden. Wissenscodes fungieren so als Handlungsanweisung für die Angehörigen einer Diskursgemeinschaft, sie finden ihre Materialisierung als diskursive Praktiken nur mittels handelnder Individuen und Kollektive, die diese Wissenscodes inkorporiert haben (182, S. 293–308). Bezeichnend für Foucaults späte Beiträge zu einer Theorie der Kultur ist nicht nur das, was man als ‚Wiederentdeckung des Subjekts‘ bezeichnen könnte, sondern auch eine Horizonterweiterung in dem Sinne, dass neuerdings nicht mehr ausschließlich diskursive Praktiken, sondern menschliche Praktiken überhaupt interessieren. Im Zuge seiner Wende weg von einer ‚textualistischen‘ hin zu einer ‚handlungstheoretischen‘ Wissensanalyse (182, S. 296) werden nun auch nicht-diskursive Praktiken als Ausdruck der Wissensordnungen verstanden, die menschlichem Handeln zugrunde liegen (121; 166; 186). Damit vollzieht Foucault eine Annäherung an jenen Kulturtheoretiker, der, ungleich prägnanter und empirisch fundierter als Foucault, die Rolle individueller und kollektiver Praktiken im sozialen Prozess beschrieben hat: Pierre Bourdieu.

Wie auch Michel Foucault gewinnt Pierre Bourdieu sein handlungstheoretisches Konzept aus der kritischen Aneignung und Auseinandersetzung mit Positionen des Strukturalismus. Eine Erklärung kultureller Erscheinungen al-

Verschwinden des Subjekts

Foucaults Revisionen

Pierre Bourdieus praxeologische Kulturtheorie

„Habitус“

lein aus ihnen zugrunde liegenden ‚objektiven‘ Regelsystemen lehnt er ab; seine im Folgenden knapp erörterte Praxistheorie stellt den Versuch dar, strukturelle Gegebenheiten sozialer Einheiten, beispielsweise Institutionen, ökonomische Rahmenbedingungen oder kulturelle Prägungen, mit den diese sozialen Einheiten konstituierenden Akteuren, deren ‚subjektiven‘ Intentionen und mentalen Dispositionen zu vermitteln (132; 182, S. 311–322). Von zentraler Bedeutung für Bourdieus Praxeologie ist dabei der Begriff ‚Habitus‘, der das soziale Handeln von Individuen bündelt. Habitus wird definiert als ein den sozialen Akteuren inhärentes handlungsleitendes System von Vorstellungen, „als strukturierte Strukturen, die geeignet sind, als strukturierende Strukturen zu wirken, mit anderen Worten: als Erzeugungs- und Strukturierungsprinzip von Praxisformen und Repräsentationen“ (120, S. 165). Menschen agieren in verschiedenen institutionellen Zusammenhängen oder, in der Begrifflichkeit Bourdieus, in verschiedenen ‚sozialen Feldern‘; unabhängig davon, ob sie sich wirtschaftlich, politisch, wissenschaftlich oder religiös betätigen, ist es jedoch ihr ‚Habitus‘, der ihr Verhalten bestimmt. ‚Habitus‘ ist demnach zu verstehen als jenes Ensemble kollektiver Denk-, Handlungs-, Wahrnehmungsschemata – Bourdieu spricht in diesem Zusammenhang von „Handlungs-, Wahrnehmungs- und Denkmatrix“ (120, S. 169) – das sich aus der sozialen Praxis von Akteuren heraus gebildet hat und zugleich auf diese zurückwirkt, indem es sie steuert (182, S. 323–329). Der Habitus konstituiert ein Ordnungsmuster, das es den handelnden Akteuren erlaubt, auf Erscheinungen ihrer jeweiligen sozialen Welt adäquat zu reagieren, sie zu verstehen und sie in ihr Handeln zu integrieren. Das Handeln sozialer Akteure ist demnach nicht losgelöst von vorgegebenen Handlungsdispositionen zu denken; zugleich kommen im Prozess der Aneignung dieser Dispositionen Momente individueller Kreativität zum Tragen: Der einzelne Mensch ist zwar konditioniert durch die seinen spezifischen sozialen Kontext charakterisierenden kulturellen Muster, zugleich beteiligt er sich aktiv an der kontinuierlichen Ausdifferenzierung und Modifizierung eben dieser kulturellen Muster.

Fundamental für Bourdieus Habituskonzept ist nicht nur die darin zum Ausdruck gelangende Vorstellung von der Wechselbeziehung zwischen gesellschaftlichen Vorgaben und individueller Konkretisierung, sondern auch das Postulat einer im Wesentlichen unbewussten Genese der die sozialen Akteure beeinflussenden ‚Handlungs-, Wahrnehmungs- und Denkmatrix‘. Soziales Handeln ist nicht das Ergebnis rationaler und intentionaler Bewusstseinsakte, es erfolgt vielmehr im routinisierten Rückgriff auf Handlungsdispositionen, die sich die sozialen Akteure meist unreflektiert ‚eingeprägt‘ haben. Habitus als mentale Struktur wird bei Bourdieu im Körper verankert; er manifestiert sich in der Motorik, in der Gestik und Mimik eines Menschen. Kulturanalytische Bemühungen haben sich folgerichtig nicht auf einen geistigen Raum jenseits geschichtlich handelnder Individuen und Kollektive zu richten, sondern von den empirisch erfassten sozialen Praktiken als körperlichen Hervorbringungen auszugehen. Dass soziale Praktiken sich unbewusst inkorporierten Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata verdanken, heißt nun allerdings nicht, dass sich keine Handlungsabsichten sozialer Akteure beschreiben ließen. In *La distinction. Critique sociale du ju-*

gement (1979) [dt. *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft* (1982) (7)] beschreibt Bourdieu modellhaft soziale Distinktionsmechanismen und die damit verbundenen Legitimationsmodi von Macht. Soziales Handeln erscheint bei Bourdieu generell als machtorientiertes Handeln; es dient der Hervorbringung von materiellem, sozialem, kulturellem und symbolischem Kapital, mit dem Individuen und Gruppen ihren Herrschaftsanspruch begründen. Kulturelle Praktiken sind so gesehen immer auch Instrumente im Kampf um materielle Ressourcen, politischen Einfluss und soziales Ansehen (181, S. 272 f.).

Mit seiner um den Begriff des ‚Habitus‘ zentrierten Theorie sozialer Praktiken legt Pierre Bourdieu ein Beschreibungsmodell kulturellen Handelns vor, das weithin Resonanz gefunden hat. Wie Kritiker betont haben, bleibt in Bourdieus Konzept allerdings letztlich ungeklärt, wie kulturelle Heterogenität und kultureller Wandel zu erklären sind. Wenn ‚Habitus‘ eine allen Akteuren eines Kollektivs gemeinsame, ‚Handlungs-, Wahrnehmungs- und Denkmatrix‘ darstellt, die zwar in unterschiedlichen sozialen Feldern zur Anwendung kommt, jedoch in ihrer Struktur konstant bleibt, wird sozialen Gemeinschaften implizit eine durch die Wirklichkeit nicht eingelöste Homogenität unterstellt. Kulturelle Gruppen erscheinen dann als nach außen abgegrenzte Entitäten, deren Zusammenhalt durch das in ihnen wirksame Habitusystem gewährleistet wird. Damit jedoch wird die Tatsache ausgeblendet, dass die gesellschaftliches Verhalten strukturierenden Wissensordnungen durch Heterogenität, ja nicht selten durch Gegenläufigkeit gekennzeichnet sind. Jeder Gesellschaft beziehungsweise jeder gesellschaftlichen Gruppe ist eine innere Dynamik eigen, die zugleich die Grundlage für die Entstehung neuer Wissensordnungen, neuer Sinnmuster bildet. Unterbelichtet bleiben in diesem Zusammenhang zum einen jene Prozesse, die mittel- und langfristige Verschiebungen im Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsgefüge von Kollektiven bewirken; unklar bleibt zum anderen die Rolle tief greifender lebensweltlicher Veränderungen auf die sozialen Praktiken der in Kollektiven handelnden Individuen (181, S. 275; 182, S. 339–346; 205, S. 44). Ungeachtet des hier formulierten Einwands gilt Bourdieus Beitrag zu einer Theorie sozialen Handelns gegenwärtig als der elaborierteste Versuch, die Relevanz kultureller Praktiken zu begründen, ohne die Dimension des Symbolischen außer Acht zu lassen. Dass menschliche Kultur auf Sinnstiftung beruht, wird – und hier schließt sich Bourdieu Max Webers kulturtheoretischen Überlegungen an – nicht geleugnet; die dieser Sinnstiftung zugrunde liegenden Deutungsakte werden allerdings nicht der Subjektivität einzelner Akteure überantwortet, sondern in kollektiven Sinnmustern und daraus abgeleiteten kollektiven Handlungsmustern verankert.

Kritik an Bourdieus
Kulturtheorie

d) Umrisse eines konsensuellen Kulturbegriffs

In ihrem Buch *Culture. A Critical Review of Concepts and Definitions* (1952) können die Autoren A. L. Kroeber und Clyde Kluckhohn auf fast dreihundert Definitionen des Begriffs ‚Kultur‘ verweisen (155, S. 291 Anm. 4a).

Seither hat die Auseinandersetzung um ein adäquates Verständnis kultureller Phänomene noch einmal an Breite und Dichte gewonnen (160; 171) und es dürften mindestens noch einmal so viele Bestimmungen des gegenwärtig modischen Terminus' hinzugekommen sein. Der zunehmenden Unübersichtlichkeit definitorischer Bemühungen zum Trotz zeichnen sich in der aktuellen Diskussion Konvergenzbewegungen ab, die in einen Forschungskonsens münden, der abschließend in seinen wesentlichen Umrissen beschrieben werden soll.

Zusammenspiel
von Handeln,
Deuten und
Materie

Favorisiert wird zum gegenwärtigen Zeitpunkt eine Auffassung von Kultur, die materielle, symbolisch-hermeneutische und handlungsorientierte Aspekte integriert. Kultur ist, wie Otto Gerhard Oexle im Anschluss an Georg Simmel formuliert, eine „Totalität“, die „Gesamtheit der Hervorbringungen des Menschen auf allen Gebieten des Lebens“ (170, S. 25). Kultur umfasst demnach zum einen jene Werthaltungen und Wissensordnungen, welche das Denken und Handeln von Menschen steuern und von diesen zugleich immer neu konstituiert werden; sie umfasst darüber hinaus jene kollektiven Sinnkonstruktionen, jene Formen der Wirklichkeitsdeutung, durch die Menschen die Welt ‚entziffern‘ und sie sich zu eigen machen. Ins Blickfeld geraten dann die vielfältigen Möglichkeiten von Individuen und Kollektiven, lebensweltlichen Erfahrungen einen spezifischen Sinn zuzuschreiben, ihnen im jeweils eigenen kulturellen System einen Ort zuzuweisen. Kultur umfasst weiter die ganze Vielfalt kulturell kodierter Praktiken von Menschen, seien dies nun religiöse Rituale, Modi politischer Interaktion, gewerbliche Techniken oder künstlerische Schaffensformen und zugleich die geistigen und materiellen Erzeugnisse, die sich derartigen Praktiken verdanken. Bedeutsam ist nun, dass die hier genannten Aspekte von Kultur nicht als unverbundenes Nebeneinander, sondern vielmehr als System komplexer Wechselwirkungen verstanden werden, auf die kulturhistorische Forschung den Fokus zu richten hat.

Weiter
Kulturbegriff

Wenn der Gegenstand kulturwissenschaftlicher Bemühungen als „Gesamtheit der Hervorbringungen des Menschen auf allen Gebieten des Lebens“ beschrieben werden kann, impliziert dies einen weiten Kulturbegriff. Kultur wird dann nicht als ein autonomer Bereich neben Staat und Religion, wie dies Jacob Burckhardt in seiner Potenzenlehre postuliert hatte, (siehe das Kapitel: Der Gegenstand und die Methode der Kulturgeschichte) verstanden; ebenso wenig ist sie mit hochkulturellen Erscheinungen gleichzusetzen, das heißt mit einem begrenzten Kanon literarischer, musikalischer, künstlerischer oder wissenschaftlicher Artefakte, denen ein besonderer ästhetischer Wert und transhistorischer Charakter zugeschrieben wird (162, S. 11 f.). Vielmehr bezeichnet sie die Totalität menschlicher Erfahrungen, umfasst gleichermaßen die politische, soziale, ökonomische und ästhetische Dimension menschlicher Lebenswelten.

Pluralität von
Kulturen

Von entscheidender Bedeutung für die aktuelle Auffassung von Kultur ist weiter die Skepsis gegenüber einer Vorstellung, die ‚Kultur‘ als räumliche und zeitliche Universalie, das heißt als grenzüberschreitend und transhistorisch begreift. Der Kollektivsingular ‚Kultur‘ ist längst dem Postulat einer Vielzahl von Kulturen gewichen. Nicht um die eine weltumspannende Existenzform repräsentierende ‚menschliche Kultur‘ geht es, sondern um die

Vielzahl sich voneinander unterscheidender Kulturen; im Zentrum kulturwissenschaftlicher Betrachtung steht folgerichtig nicht eine wie auch immer definierte ‚Weltkultur‘, der Blick richtet sich vielmehr auf die kontingenten Lebenswelten von Gesellschaften.

Diese Gesellschaften nun bewegen sich in doppeltem Sinn in einem Spannungsfeld von Identität und Alterität, von Eigenem und Fremdem. Zum einen stehen sie zu anderen Kulturen in einem Verhältnis, das gleichermaßen durch Abgrenzung und Austausch gekennzeichnet ist, zum anderen bilden sie keine homogenen Einheiten, sondern konstituieren sich aus einer Vielzahl gesellschaftlicher Gruppen mit unterschiedlichen religiösen, politischen, sozio-ökonomischen oder ästhetischen Prägungen und Überzeugungen. Signifikant für das gegenwärtige Verständnis von Kultur ist denn auch die Absage an ein holistisches Konzept von Kultur im Sinne von Kultur als einer in sich konsistenten, geschlossenen Entität. Nachdem seit den 1950er Jahren die Exponenten der britischen Cultural Studies in ihren Studien herausgearbeitet hatten, dass in Kulturen Raum bleibt für schichten-, generationen- oder geschlechtsspezifische ‚Teilkulturen‘ (131; 158; 163; 199), sind es mittlerweile vor allem Vertreter der *Postcolonial Studies*, die Kulturen als hybride Gebilde definieren. Konkret heißt dies zum einen, dass die Angehörigen einer Kultur sich immer auch in Subkulturen formieren (190) und damit innerhalb eines kulturellen Rahmens, bedingt durch regionale Verankerung, konfessionelle Zugehörigkeit, Altersgruppe, Geschlecht, soziale Herkunft, Beruf oder finanzielle Voraussetzungen, gleichzeitig unterschiedlichen Gruppen angehören. Zum andern bedeutet dies, dass Kulturen nicht als geschlossene Systeme verstanden werden, sondern als Kollektive, die mit anderen Kollektiven in steter Auseinandersetzung begriffen sind. Die Zunahme weltweiter Migration hat eine Ausweitung fremdkultureller Einflüsse begünstigt und in aller Deutlichkeit vor Augen geführt, dass Kulturen durch ihnen inhärente Differenzen, durch die ‚hybride‘ Überlagerung unterschiedlicher kultureller Prägungen und Zugehörigkeiten gekennzeichnet sind (113, S. 320–324). Das aktuelle Interesse an Fragen des Kulturtransfers, der Interkulturalität oder der ‚transitorischen Identitäten‘ erklärt sich nicht zuletzt aus dieser Entwicklung (162, S. 28–37).

Subdifferenzierungen und Hybridität

So wenig ‚Kultur‘ weltumspannenden Charakter hat, so wenig besitzen kulturelle Erscheinungen Zeit überdauernde Valenz. Die ahistorische Vorstellung eines allgemein und ewig gültigen Werte- und Normensystems als Fundament kultureller Selbstvergewisserung ist umso fragwürdiger geworden, je mehr die prinzipielle Historizität kultureller Phänomene in den Blick gerückt wurde. Zwar sind Kulturen auf Dauer angelegt, weisen ‚Standardisierungen‘ auf, die für ihre Erscheinungsform konstitutiv sind (149, S. 43–158), dennoch ist kulturelles Handeln, so die gegenwärtig dominierende Auffassung, grundsätzlich geschichtlich determiniert; es verdankt sich historisch spezifischen Prämissen und trägt zugleich dazu bei, die Rahmenbedingungen für spätere Generationen immer neu zu gestalten. Die seit dem späten 18. Jahrhundert sich durchsetzende Einsicht, dass Kulturen eine historische Dynamik eigen ist, ist nicht nur von fundamentaler Bedeutung für die Herausbildung der älteren Kulturgeschichte gewesen, sie hat zugleich den Blick dafür geschärft, dass jeder, der kulturelle Phänomene

Historizität

Notwendigkeit der Kontextualisierung

analysiert, um eine konsequente geschichtliche Kontextualisierung bemüht sein muss.

Dynamik

Mit der Einsicht in die prinzipielle Historizität kultureller Formationen verbindet sich die Präferenz für ein prozesshaftes Verständnis von Kultur. Kultur erscheint in dieser Perspektive nicht primär als Zustand, als mehr oder weniger invariante Struktur, sondern vor allem als dynamischer Prozess ständiger Produktion von Bedeutung, ständiger Stiftung oder auch Verweigerung von Sinn durch individuelle und kollektive Akteure (Gruppen, Klassen, Institutionen). Die von den Repräsentanten eines strukturalistischen Kulturbegriffs vertretene Auffassung, Kultur gründe in fest gefügten Ordnungsmustern, erscheint folgerichtig als ebenso reduktionistisch wie Michel Foucaults Vorstellung von Kultur als eines sich selbst organisierenden Systems. Besondere Aufmerksamkeit finden gegenwärtig vielmehr all jene Ansätze, welche soziale Praktiken, welche die kulturelle ‚agency‘ von Individuen und Kollektiven in den Mittelpunkt rücken (125, S. 28f.).

Gebundenheit der Kultur- wissenschaften an ‚ihre‘ Kultur

In diesem Zusammenhang nun ist bedeutsam, dass auch die sich mit kulturellen Phänomenen verbindenden Forschungsbemühungen eine Form von ‚agency‘ innerhalb einer Kultur darstellen. Als wissenschaftlicher Modus der Weltdeutung erheben sie den Anspruch, eine systematische und objektive Analyse kultureller Erscheinungen zu leisten. Da Kultur als der gesamte Bereich des sozialen Lebens und seiner symbolischen Repräsentationen kein ‚außerhalb‘ kennt, ist es jedoch für den Forscher nicht möglich, eine vom Gegenstand der Betrachtung abgehobene Position einzunehmen. Kulturwissenschaftler analysieren demnach etwas, dessen Teil sie sind, dessen Ausprägungen sie verinnerlicht haben. Es ist die hier benannte Unmöglichkeit, Kultur aus der Perspektive eines distanzierten Beobachters wahrzunehmen, die mitbedacht werden muss, wenn kulturelle Phänomene ins Blickfeld wissenschaftlicher Betrachtung rücken. Nicht zufällig haben Kulturwissenschaftler in den vergangenen Jahren vermehrt zu Selbstreflexivität aufgefordert und ihre eigene Vorgehensweise in den größeren Zusammenhang kultureller Deutungstraditionen einzuordnen und dadurch zu relativieren versucht.

Den mittlerweile inflationären Begriff ‚Kultur‘ zu präzisieren, um ihn für die Analyse menschlichen Denkens und Handelns fruchtbar machen zu können, bleibt, darauf hat Reinhard Sieder jüngst wieder hingewiesen, eine schwierige Herausforderung kulturwissenschaftlicher Reflexion. Angesichts des Bedeutungswandels von ‚Kultur‘ im Laufe einer langen Begriffsgeschichte, angesichts der zahlreichen, in unterschiedlichen disziplinären Zusammenhängen entstandenen kulturtheoretischen Ansätze kann das Konzept ‚Kultur‘ nicht viel mehr sein als ein „Konvergenzrahmen“, in dem sich „eine permanente theoretische Reflexion des Kulturellen organisieren lässt“ (193, S. 17). Der immer wieder beklagte Mangel an begrifflicher Präzision und definitorischer Stringenz hat so gesehen auch Vorteile. Er ermöglicht dauerhaft eine ebenso grundlegende wie perspektivenreiche Auseinandersetzung mit lebensweltlicher Erfahrung und zwingt dazu, die Prämissen kulturhistorischer Forschungsbemühungen immer neu zu klären.

3. Der Gegenstand und die Methode der Kulturgeschichte

Wenn Rudolf Vierhaus in einem programmatischen Aufsatz als Aufgabe kulturhistorischer Forschung „die möglichst vollständige Rekonstruktion der Bedingungen, Anlässe, Formen, Ergebnisse und Folgen sinnhaften Handelns konkreter Menschen – Individuen und Gruppen – in der Vergangenheit“ (375, S. 16) festschreibt, macht er deutlich, wie umfassend der Gegenstandsbereich der Kulturgeschichte zu konzipieren ist. Dies überrascht insofern nicht, als ein weiter Kulturbegriff notwendigerweise mit einer Entgrenzung des kulturhistorischen Forschungsfeldes einhergeht. Seit ihren Anfängen definiert sich Kulturgeschichte denn auch wesentlich dadurch, dass sie sich nicht auf die Analyse entweder politischer, sozialer oder wirtschaftlicher Entwicklungen beschränkt, sondern die unterschiedlichen menschlichen Erfahrungswelten in ihrer Gesamtheit und in ihren Wechselbeziehungen in den Blick nimmt. So unterschiedlich Kulturhistoriker hinsichtlich der Wahl ihrer theoretischen Grundlagen und ihres methodischen Zugriffs auch vorgehen mögen, konvergieren sie in der Überzeugung, dass es das ‚Ganze der Geschichte‘ ist, das es zu erforschen gilt. Die nicht selten äußerst polemisch geführten Kontroversen um die Legitimität der Kulturgeschichte und ihr spannungsreiches Verhältnis zur sich seit dem 19. Jahrhundert an den deutschen Universitäten etablierenden Politik- und später Sozialgeschichte kreisen zentral um die Bestimmung dessen, was den genuinen Gegenstand geschichtswissenschaftlicher Forschungsbemühungen zu bilden habe. In den Ausführungen dieses Kapitels sollen deshalb die vielfältigen Auseinandersetzungen, die den Aufstieg der Kulturgeschichte seit dem späten 18. Jahrhundert begleiteten, entlang des ‚roten Fadens‘ der Frage nach dem Gegenstandsbereich kulturhistorischer Forschung unter sowohl historischen als auch systematischen Gesichtspunkten knapp umrissen werden. Steht zunächst die ältere Kulturgeschichte mitsamt den sie kennzeichnenden Positionen, Perspektiven und Prozessen im Mittelpunkt, konzentriert sich die Darstellung im zweiten Teil des Kapitels auf den sich seit der Mitte des 20. Jahrhunderts vor allem in Deutschland abzeichnenden Konflikt zwischen der Politik- und der Sozialgeschichte einerseits und einer sich erneuernden Kulturgeschichte andererseits.

Wie der Blick in jüngere Publikationen zeigt, hat sich längst ein Kanon von Autoren und Werken herausgebildet, denen für die Begründung und Popularisierung kulturhistorischer Perspektiven besondere Relevanz zugestanden wird (53, S. 25–73; 126; 127, S. 195–219; 282; 310; 339). Dadurch gerät leicht aus dem Blick, dass die Kulturgeschichte seit ihren Anfängen eine Vielzahl heterogener Ansätze umfasste und dass unter dem Leitbegriff einer historischen Rekonstruktion menschlicher Erfahrung so unterschiedliche Traditionen wie die Ideen- und Geistes-, die Universal- oder die Wirtschaftsgeschichte (261, S. 15; 358) aber auch ethnographische Beschreibungen zusammengeführt werden können. Die Vielfalt der Auffassungen dessen, was Kulturgeschichte zu sein habe, und die interdisziplinären Verflechtungen, die die Herausbildung durchaus divergierender Konzeptionen von Kulturge-

Vielfalt der
Kulturgeschichte

Ein kultur-
geschichtlicher
Kanon?

schichte begünstigten (46), können in den folgenden knappen Darlegungen auch nicht annähernd vollständig vermittelt werden; der Überblick orientiert sich im Bewusstsein des sich daraus ergebenden Verlusts an Komplexität im Wesentlichen am bereits angedeuteten Kanon von Autoren und Werken und fokussiert deren inhaltliche und methodische Konzeption kulturhistorischer Analyse und Darstellung.

a) Anfänge der Kulturgeschichte

- Giambattista Vico Zu den Vorläufern der Kulturgeschichte gehört der neapolitanische Rechts- und Geschichtsphilosoph Giambattista Vico, der in seinem berühmtesten Werk, den *Principj di scienza nuova d'intorno alla comune natura delle nazioni* (³1744) [dt. *Prinzipien einer neuen Wissenschaft über die gemeinsame Natur der Völker* (1990) (201; 202)], einige in unserem Zusammenhang zentrale wissenschaftstheoretische Positionen antizipiert (152, S. 17–27; 224; 282, S. 19–43; 368). Vicos primäres Erkenntnisziel besteht zunächst darin, den historischer Dynamik zugrunde liegenden göttlich determinierten Plan und damit die Gesetzmäßigkeiten des geschichtlichen Ablaufs zu erfassen. Leitend ist dabei die Überzeugung, dass menschliche Erkenntnis immer Selbsterkenntnis in dem Sinne ist, dass sie nur jenen Bereich beinhalten kann, der sich menschlicher Gestaltungskraft verdankt. Der Fokus richtet sich folgerichtig auf die geschichtlich-kulturelle Welt, auf Philosophie und Logik, auf Theologie, auf die rechtlichen, ökonomischen und politischen Verhältnisse, auf Physik oder auch auf die Künste als zentrale Felder der Betätigung des menschlichen Geistes. Was Vico vorschlägt, ist ein universalhistorisches Konzept, das, auf der Einsicht in einen von der Natur gesonderten Bereich kultureller Erfahrung beruhend, die umfassende Erforschung des kollektiven geschichtlichen Handelns von Menschen fordert. Was dem analytischen Blick des Betrachters begegnet, sind, wie Vico hervorhebt, zunächst nur die sich wandelnden äußeren Erscheinungsformen menschlicher Kultur; die dieser Kultur inhärenten historischen Gesetzmäßigkeiten müssen im Zuge einer sorgfältigen Erschließung freigelegt werden. Vicos *Principj di scienza nuova d'intorno alla comune natura delle nazioni* ist für die Genese kulturhistorischer Ansätze demnach nicht nur von Bedeutung, weil darin historisch gewachsene menschliche Kultur als autonomer und umfassender Gegenstandsbereich definiert wird, sondern auch, weil das Werk eine von naturwissenschaftlicher Epistemologie unabhängige kulturhistorische Erkenntnisweise begründet. Auf der Basis der hier kurz benannten Prämissen entwirft Vico ein Stufenmodell, mit Hilfe dessen er das Grundprinzip sichtbar zu machen vermag, das den Ablauf der Kulturentwicklung bei den verschiedenen Völkern bestimmt, aus denen sich die Menschheit konstituiert. Universalgeschichte erscheint bei Vico als ein zugleich zyklisches und lineares Bewegungsmuster, als dessen Ziel die Entwicklung von einer irrationalen, nicht zivilisierten zu einer rationalen, zivilisierten Kulturordnung und damit die progressive Entfaltung von Humanität postuliert wird.
- Voltaire Ist es Giambattista Vico gelungen, eine Wissenschaftslehre zu konzipieren, die Erkenntnisziel und -methode kulturhistorischer Forschung begrün-

det, so kommt dem französischen Aufklärungsphilosophen Voltaire das Verdienst zu, in seinem *Essai sur les mœurs et l'esprit des nations* (1756/1769) (376) erstmals auf prägnante Weise das Modell einer Geschichtsschreibung formuliert zu haben, die sich nicht auf Schlachten, auf Könige und Generäle oder auf Hofgeschichten reduziert, sondern in einem viel umfassenderen Sinn menschliche Erfahrung und die sie bedingenden und strukturierenden mentalen Konstellationen darzustellen versucht (82, S. 48–53; 300). Zwar kann von einer systematischen und modernen Wortbedeutungen angenäher-ten Verwendung des Begriffs ‚Kultur‘ bei Voltaire noch keine Rede sein, was er jedoch in seiner universalhistorischen Programmatik und partiell auch in seinen historiographischen Schriften entwirft, ist ein sich in der Folge als wirkungsmächtig erweisendes Konzept einer Historie, welche die herkömmlichen Felder geschichtlicher Betrachtung um die innere politische Verfasstheit von Staaten, um wirtschaftliche Entwicklungen, um die Errungenschaften im Bereich der Wissenschaften und der Künste und um die Lebensformen bürgerlicher Schichten erweitert.

Es ist kein Zufall, dass Voltaires Entwurf einer kulturhistorisch akzentuierten Menschheitsgeschichte nicht singulär geblieben ist, sondern dass innerhalb weniger Jahrzehnte in ganz Europa eine bemerkenswerte Zahl von Werken erschien, in denen neue Modelle der Geschichtsschreibung erprobt wurden. Zwar lassen sich, wie Peter Burke gezeigt hat, bereits seit dem 15. Jahrhundert Ansätze einer Sprach-, Literatur- und Kunstgeschichte sowie kirchen- oder philosophiehistorische Abhandlungen belegen (223, S. 9–35), für eine Kulturgeschichte mit umfassendem Anspruch bereitete jedoch erst die Aufklärung den Boden (82, S. 40–71). Gegen Ende des 18. Jahrhunderts avanciert ‚Kultur‘, auch und gerade in Deutschland, zu einem Leitbegriff und erfährt zugleich eine folgenreiche semantische Erweiterung. ‚Kultur‘ bezeichnet nun nicht mehr primär einen am einzelnen Menschen zu vollziehenden Bildungsprozess, sondern steht für die geschichtlicher Dynamik unterworfenen zivilisatorischen Entwicklung menschlicher Gemeinschaften (127, S. 196ff.).

Es ist insbesondere Johann Gottfried Herder, der ‚Kultur‘ als kollektive Kategorie definiert und die ‚Historisierung‘ des Konzepts ‚Kultur‘ entschieden vorantreibt (siehe das Kapitel: Der Kulturbegriff der Kulturgeschichte). Der Geltungsgewinn des Begriffs ‚Kultur‘, dessen theoretische Fundierung und die Einsicht in die Historizität kultureller Phänomene bilden die zentralen Voraussetzungen für den Aufstieg der Kulturgeschichte. Exemplarische Bedeutung kommt in diesem Zusammenhang neben Herder, der bereits früh eine Universalgeschichte der Kultur(en) forderte und in diesem Zusammenhang explizit den Vorrang der „Karakter- und Sittengeschichte“ vor den „Helden- und Staatsactionen“ betonte (269, S. 341f.), vor allem Johann Christoph Adelung und seinem *Versuch einer Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts* 1788/1800 (208) zu (82, S. 78–88; 392). In der Vorrede zum genannten Werk wendet sich Adelung ausdrücklich gegen eine reine Kriegs- und Staatengeschichte: Wer die Vergangenheit auf die „Entwicklung der Ursachen wichtiger Staats- und Kriegesbegebenheiten“ reduziere, betrachte „die Geschichte und ihren Nutzen zu einseitig und eingeschränkt“ (208, Bl. 2v). Ein solchermaßen verfahrenender Historiograph

Kulturbegriff im
18. Jahrhundert

Johann Gottfried
Herder

Johann Christoph
Adelung

sei zwar in der Lage, eine überzeugende „Geschichte der Beherrscher und ihrer Kriege und Staatshandlungen“ zu schreiben, die Geschichte „des Volkes, welches sie beherrschen“ bleibe jedoch verborgen. Was Adelung fordert, ist eine Geschichte, die sich nicht auf Individuen und Ereignisse von besonderem historischem Rang konzentriert, sondern die menschliche Kultur in ihrer Totalität zum Gegenstand der Betrachtung erhebt. Im Zentrum stehen demnach einerseits Völker als je eigene kulturelle Entitäten und andererseits die gesamte Menschheit als Zusammenschluss dieser Völker. Die besondere Erhellungskraft des Begriffs ‚Kultur‘ ergibt sich nach Adelung daraus, dass die Frage, „warum das Veränderliche eines sich selbst überlassenen Volkes gerade so und nicht anders erfolgt ist, nirgends anders als aus der Cultur und ihrem Gange hergeleitet und erklärt werden kann“ (208, Bl. 2v) und dass er es zugleich ermöglicht, den universalhistorischen Anspruch der Aufklärungshistorie einzulösen. Die Aufmerksamkeit des Historiographen hat sich folgerichtig nicht in erster Linie auf die politische Verfasstheit menschlicher Gemeinschaften zu richten, sondern auf die ‚Cultur‘, die im Verständnis Adelungs materielle Kultur – Viehzucht, Ackerbau, Handwerk, Handel und Verkehr – ebenso umfasst wie Modi sozialer Interaktion, religiöse Vorstellungen und Praktiken, geistige und ästhetische Artefakte, Sprache oder die körperliche Beschaffenheit von Menschen. In gut aufklärerischer Manier und im Sinne der in seinem *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart* (1774–86/²1793–1801) vorgenommenen Bestimmung von ‚Cultur‘ als einer „Veredlung oder Verfeinerung der gesammten Geistes- und Leibeskräfte eines Menschen oder eines Volkes“ (111, Sp. 1354f.) richtet Adelung den Fokus auf den Entwicklungsprozess, der aus den ersten, im Naturzustand lebenden Menschen zivilisierte, der Vernunft gehorchende Subjekte hat werden lassen. Kultur erscheint unter dieser Perspektive als „Uebergang aus dem mehr sinnlichen und thierischen Zustande in enger verschlungene Verbindungen des gesellschaftlichen Lebens“ (208, Bl. 3). Folgerichtig gliedert Adelung die Menschheitsgeschichte in acht Kulturstufen, die den Bogen vom „Ursprunge des menschlichen Geschlechtes“ (208, Bl. A2) bis zur Gegenwart des Autors spannen. Wie auch Giambattista Vicos *Principj di scienza nuova d'intorno alla comune natura delle nazioni* eignet Adelungs Versuch einer *Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts* allerdings eine auffällige Ambivalenz. Sein Entwurf einer universalhistorisch fundierten Kulturgeschichte rekonstruiert die Entwicklung von einem ‚barbarischen‘ in einen ‚gesitteten‘ Zustand der Menschen als Fortschrittsgeschichte und damit als linearen, progressiven Prozess. Indem er jedoch zugleich die Kulturgeschichte in Analogie zu den Lebensstadien des Menschen organisiert, integriert er auch ein zyklisches Modell geschichtlicher Bewegung in seinen historiographischen Aufriss. Leitend ist dabei die unter Aufklärern verbreitete Überzeugung, dass die unterschiedlichen Kulturen zwar durch Wachstum, Blüte und Verfall charakterisiert sein mögen, dass jedoch die Menschheit als Ganzes auf Perfektibilität angelegt sei, sich in einem permanenten Zivilisierungsprozess befinde und in der Gegenwart eine neue Stufe der Vollkommenheit erreicht habe (266, S. 22–46).

b) Kontroversen um die Kulturgeschichte im 19. und frühen 20. Jahrhundert

Standen die Kulturhistoriker des späten 18. Jahrhunderts noch in Einklang mit den geschichtsphilosophischen und -theoretischen Postulaten der Aufklärungshistorik, so erfährt die Kulturgeschichte im Zeitalter der historistischen Geschichtswissenschaft eine zunehmende Marginalisierung. Dies hängt wesentlich mit Entwicklungen zusammen, die hier nur angedeutet werden können: Konstitutiv für die sich im 19. Jahrhundert herausbildende moderne Geschichtsforschung ist erstens die Abkehr von der Universalgeschichte. Nicht mehr die Menschheit in ihrer historischen Entwicklung steht im Mittelpunkt des Interesses, sondern die Individualität räumlich und zeitlich tendenziell autonomer Epochen. Konstitutiv für die historistische Geschichtswissenschaft ist zweitens deren Optimismus bezüglich der Möglichkeiten historischer Erkenntnis. Das Vertrauen in die Fähigkeit des Geschichtsforschers, durch systematische Erschließung der Quellen und deren kritische Analyse eine objektive Darstellung vergangenen Geschehens zu liefern, wird zwar bereits durch die Zeitgenossen problematisiert, sichert jedoch den wissenschaftlichen Status der sich erst im 19. Jahrhundert als akademische Disziplin etablierenden Geschichtsforschung. Konstitutiv für die historistische Geschichtswissenschaft ist schließlich und drittens die ‚Politisierung‘ historiographischer Tätigkeit. ‚Politisierung‘ meint hier zum einen den Ruf nach einer Geschichtswissenschaft, die sich den Interessen der sich formierenden eigenen Nation nicht verschließt, und zum andern und vor allem die zunehmende Konzentration auf eine politikgeschichtliche Perspektive (216; 217; 259; 268; 275; 276; 292; 326; 333; 342). Es ist insbesondere die für die akademische Geschichtsforschung charakteristische Privilegierung der politischen Geschichte, deren Konzentration auf herausragende Ereignisse und – um mit Georg Friedrich Wilhelm Hegel zu sprechen –, ‚welt-historische Individuen‘ (267, S. 45), die dazu führte, dass sich die Vertreter der Kulturgeschichte immer stärker in die Opposition zur universitären Geschichtswissenschaft gedrängt sahen.

Historismus

Dass die meisten deutschsprachigen Kulturhistoriker des 19. Jahrhunderts heute vergessen sind, darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass im genannten Zeitraum zahlreiche Autoren Werke mit kulturgeschichtlichem Anspruch veröffentlichten und damit bei einem breiteren, auch nichtakademischen Publikum Resonanz fanden (82; 266; 349; 350; 351). Ungeachtet des publizistischen Erfolgs, der einzelnen Kulturhistorikern beschieden war, blieb die Akzeptanz der Kulturgeschichte innerhalb der akademischen Geschichtsforschung jedoch gering. Nur wenigen Kulturhistorikern gelang es im 19. Jahrhundert, auf einen Lehrstuhl berufen zu werden, und deren historiographische Schriften stießen bei den universitären Kollegen nicht selten ebenso auf Ablehnung wie deren Bestrebungen, kulturhistorische Forschung auf ein neues methodisches Fundament zu stellen. Gustav Klemms *Allgemeine Kulturwissenschaft* (2 Bände 1854/55), Johannes Falkes programmatische Abhandlung *Die deutsche Kulturgeschichte* (1856), Karl Biedermanns kulturgeschichtliche Aufsätze wie beispielsweise derjenige über *Die Stellung der Kulturgeschichte in der Gegenwart* (1857), Georg Friedrich Kolbs

Deutsche Kulturgeschichte im 19. Jahrhundert

Culturgeschichte der Menschheit (2 Bände 1869/72), Otto Henne am Rhyns *Die Kulturgeschichte im Lichte des Fortschritts* (1869), Friedrich Jodls *Die Kulturgeschichtsschreibung, ihre Entwicklung und ihr Problem* (1878) oder Johann Jacob Honeggers *Katechismus der Kulturgeschichte* (1879) stellen letztlich gescheiterte Versuche dar, die Kulturgeschichte durch stärkere theoretische Verankerung und methodische Erneuerung in den Rang einer akademischen Wissenschaft zu erheben.

Dass es den Repräsentanten der Kulturgeschichte im 19. Jahrhundert nur bedingt gelungen ist, an den Universitäten Fuß zu fassen und den methodischen Diskurs nachhaltig zu befruchten, hat mehrere Gründe, die im Rahmen dieses knappen Überblicks nicht ausführlich dargelegt werden können: Von entscheidender Bedeutung dürfte sein, dass die deutschsprachigen Kulturhistoriker des 19. Jahrhundert nie zu einem methodischen Konsens gefunden haben. Anders als die akademische Geschichtsforschung bietet die Kulturgeschichte ein außerordentlich disparates Bild, ist gekennzeichnet durch „Buntscheckigkeit“ (349, S. 74), durch die offenkundige Vielfalt der mit dem Begriff ‚Kulturgeschichte‘ etikettierten Ansätze. Gefördert wurde diese Heterogenität, welche die Durchsetzungskraft kulturhistorischer Impulse verringerte, durch die Isolation vieler Kulturhistoriker. Da sie in der Regel nicht der Professorenschaft angehörten, sondern in Museen, Archiven, Bibliotheken oder Schulen tätig waren, fehlte ihnen die Verankerung in einer überregional vernetzten und korporativ organisierten Institution. Die daraus resultierende Vereinzelung wiederum stand nicht nur einer wissenschaftstheoretischen Verständigung im Wege, sondern begünstigte außerdem eine bei nicht wenigen Kulturhistorikern anzutreffende methodische Unbekümmertheit, die den Kulturhistorikern von Seiten der Fachhistoriker bereits früh den Vorwurf des Dilettantismus eintrug und deren Einflussmöglichkeiten minderte. Zeitschriftengründungen wie etwa diejenigen der *Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte* (1856/59, 1872/75, 1891/93) oder des *Archivs für Kulturgeschichte* (seit 1894) vermochten daran nur wenig zu ändern (82, S. 597–630 und S. 951–961). Und so gilt auch noch in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, in denen die Zahl kulturhistorischer Veröffentlichungen noch einmal signifikant zunahm, was für die Modernisierung der deutschen Geschichtswissenschaft seit dem frühen Historismus charakteristisch ist: Ungeachtet ihrer beeindruckenden Produktivität, ungeachtet vielfältiger Bemühungen, das theoretisch-methodische Fundament der Kulturgeschichte mit dem Wissenschaftsverständnis der Zeit in Einklang zu bringen, ungeachtet des Erfolgs von Autoren wie Gustav Freytag, deren literarische Werke das verbreitete Interesse an kulturgeschichtlichen Darstellungen befriedigten und zugleich nährten, ungeachtet schließlich der Tatsache, dass, wie beispielsweise die Schriften Wilhelm Heinrich Riehls deutlich machen (82, S. 813–841; 209; 322), auch die Kulturgeschichte Anschluss an den nationalen Diskurs fand, gelingt es den Kulturhistorikern des 19. Jahrhunderts nicht, die Dominanz der Rankeanischen Geschichtswissenschaft ernsthaft zu gefährden, die sich dem methodischen Paradigma einer historisch-kritischen Quellenforschung verpflichtet sah und sich auf die politische Historie konzentrierte.

Es ist so gesehen nicht verwunderlich, dass der berühmteste Kulturhistoriker des 19. Jahrhunderts, der Basler Professor Jacob Burckhardt (225; 250; 256; 258; 262; 277; 328; 343; 365), in seiner programmatischen Einleitung zur *Griechischen Kulturgeschichte* (4 Bde. 1898–1902) provokativ festhält: „Wir sind ‚unwissenschaftlich‘ und haben gar keine Methode, wenigstens nicht die der andern“ (221, S. 5). Burckhardts methodische Eigenwilligkeit unterscheidet ihn übrigens nicht nur von den Vertretern einer auf den Staat zentrierten historisch-kritischen Geschichtsforschung, sondern auch von Exponenten der Kulturgeschichte. Mit letzteren teilt er immerhin die Überzeugung, dass der Fokus geschichtswissenschaftlicher Betrachtung sich nicht nur auf einen Teilbereich menschlichen Handelns, sondern auf die Totalität historischer Erfahrung zu richten habe. Auch für Burckhardt steht die Kultur im Mittelpunkt seiner forschenden Bemühungen. Zwar bildet Kultur in seinen Vorlesungen über das Studium der Geschichte, die unter dem Titel *Weltgeschichtliche Betrachtungen* (1905) (222) postum veröffentlicht wurden, nur eine von insgesamt drei ‚Potenzen‘, denen im historischen Prozess konstitutive Bedeutung zukommt. Indem Burckhardt jedoch die Kultur den anderen beiden Potenzen, dem Staat und der Religion, überordnet und in ihr das dynamische Prinzip geschichtlicher Entwicklung erkennt, kann er sie zum zentralen Gegenstandsbereich historiographischer Tätigkeit bestimmen. Welchen Begriff Burckhardt mit ‚Kultur‘ verbindet, bleibt allerdings merkwürdig opak. Steht „Cultur“ in seinen *Weltgeschichtlichen Betrachtungen* für „die ganze Summe derjenigen Entwicklungen des Geistes, welche spontan geschehen“ (222, S. 391), so bezeichnet er sein Vorhaben in der Einleitung zur *Griechischen Kulturgeschichte* in Abgrenzung zu der „politischen Geschichte“ als „kulturhistorische Betrachtung“, welche die die griechische Kultur konstituierenden Erscheinungen in ihrer Gesamtheit erfassen wolle (221, S. 2f.). Poesie und Malerei, philosophische und wissenschaftliche Äußerungen gelten ihm dabei als ebenso aufschlussreich wie politische und ökonomische Ereignisse, denn nur als Totalität, nur in ihrem Zusammenhang gäben die heterogenen Manifestationen einer Kultur deren Eigenart preis. Der Blick auf sein noch zu Lebzeiten erschienenen Opus magnum, *Die Kultur der Renaissance in Italien* (1860), macht allerdings deutlich, dass Burckhardts Augenmerk sich in erster Linie auf hochkulturelle Phänomene richtet. Wenn Burckhardts Modell von Kulturgeschichte gegenwärtig als nur bedingt anschlussfähig erscheint, dürfte dies nicht zuletzt damit zu tun haben, dass der Basler Historiker ungeachtet seiner auf einen weiten Kulturbegriff zielenden Programmatik kulturhistorischer Forschung letztlich ein elitäres Konzept kulturellen Handelns vertritt, das die Alltagspraktiken von Menschen hinsichtlich ihres Erkenntniswerts als sekundär beurteilt.

Der im Kontext seiner anthropozentrischen Auffassung von Geschichtsforschung postulierte weite Kulturbegriff verbindet sich – auch in dieser Hinsicht lassen sich Gemeinsamkeiten mit anderen Vertretern der Kulturgeschichte feststellen – bei Burckhardt mit einem weiten Quellenbegriff. Zwar hat der ehemalige Rankeschüler Burckhardt sorgfältige Quellenarbeit wiederholt als wesentliche Voraussetzung für historiographische Tätigkeit bezeichnet, zugleich jedoch plädiert er für eine neue Art der Quellenbehandlung. Was er fordert, ist ein umfassender Quellenbegriff, der die unter-

schiedlichsten, auch künstlerischen Manifestationen in den Status historischer Zeitzeugen erhebt. So betont er in seiner Einleitung zur *Griechischen Kulturgeschichte*: „Quelle kann für uns alles aus dem hellenischen Altertum Erhaltene werden, nicht bloß die Schriftwelt, sondern jeder Überrest und vor allem die Bauten und die bildende Kunst – und in der Schriftwelt selbst nicht bloß der Historiker, der Dichter und der Philosoph, sondern auch der Politiker, der Redner, der Epistolograph, der späte Sammler und Erklärer – welcher ja oft sehr alte Aussagen weiter meldet“ (221, S. 8). Nicht der philologischen Quellenarbeit gilt folgerichtig Burckhardts primäres Interesse; bedeutsamer scheint ihm die umfassende und sorgfältige ‚Lektüre‘ all jener Manifestationen, die er als legitimes Mittel und konstitutives Moment historischer Erkenntnis definiert. „Teilnahme für das Ganze“ verlangt er, denn „die ausgezeichneten Denkmäler, Historiker wie Dichter usw. wirken dann als Gesamtbilder und werden nicht bloß als Belege für eine spezielle Frage nachgeschlagen, sondern ganz gelesen“ (221, S. 8). Was Burckhardt als Kulturhistoriker an Text- und Bildzeugnissen aus vergangenen Zeiten interessiert, sind dabei weniger die Aussagen, die sie im Hinblick auf spezifische geschichtliche Ereignisse ermöglichen, als vielmehr das, was „Quellen und Denkmäler unabsichtlich und uneigennützig, ja unfreiwillig, unbewusst und andererseits sogar durch Erdichtungen verkünden“ (221, S. 3). Der für den fachhistorischen Umgang mit Quellen charakteristischen Überbewertung der ereignis- und personenbezogenen Überlieferung will er durch eine Analyse von Dokumenten entgehen, die den Fokus auf jene Zusammenhänge richtet, die das für die dargestellte Epoche Kennzeichnende, das sich in den konkreten Phänomenen Verbergende zu konturieren vermögen. Die irrelevanten Tatsachen, der „Schutt“ hingegen bedürften keiner Erwähnung (221, S. 4). Burckhardts Interesse richtet sich also nicht primär auf den historischen Ereignisablauf; sondern vielmehr auf jene menschlichen „Denkweisen und Anschauungen“ (221, S. 2), die einer Kultur ihr spezifisches Gepräge geben. Wie soll der Kulturhistoriker nun aber aus der Fülle erhaltener Spuren jene eruieren, die den „Realinhalt“ (221, S. 4), das Typische einer Kultur in ihrer historischen Ausprägung zu erhellen vermögen? Durch die Lektüre der Quellen – so Burckhardt – schule der Historiker seine Fähigkeit, vom Einzelnen auf das Allgemeine zu schließen, und gelange in der Folge zu einer systematischeren Perzeption geschichtlicher Zusammenhänge. Kulturhistorische Darstellung erscheint bei Burckhardt demnach als das Ergebnis eines methodischen Verfahrens, das Marianne Sammer als „von der intuitiven Wahrnehmung zur induktiven Erkenntnis schreitend und diese zum Erkenntnistyp rationalisierend“ beschrieben hat (343, S. 91). Dass ein derartiges Vorgehen dem Geschichtsforscher große Deutungsspielräume ermöglicht, war Burckhardt durchaus bewusst. Er spricht sich denn auch dezidiert für „subjektive Willkür“ (221, S. 5), für die Eigenmächtigkeit des Geschichtsforschers aus und rechtfertigt dies damit, dass Geschichte als, zumindest was deren Darstellungsprinzipien anbelangt, „[v]on allen Wissenschaften [...] unwissenschaftlichste“ über keine sichere Methode verfüge (220, S. 372). Das in der Einsicht, dass „jedes Zeitalter die entferntere Vergangenheit neu und anders“ betrachte (221, S. 8), gegründete Postulat der subjektiven Aneignung historischen Geschehens geht einher mit dem Anspruch auf stilisti-

sche Autonomie, jene stilistische Autonomie, der Burckhardts *Die Kultur der Renaissance in Italien* sowohl den riesigen und lang anhaltenden Erfolg bei einem bildungsbürgerlich geprägten Lesepublikum verdankt als auch das Verdikt Wilhelm Diltheys, Burckhardts berühmtestes Werk könne eher „das Interesse eines Kunstwerkes als ein wissenschaftliches“ in Anspruch nehmen (238, S. 72).

Ein sehr viel schärferer Ton als in Wilhelm Diltheys kritisch-wohlwollender Auseinandersetzung mit Burckhardts historiographischem Werk herrscht in jener sich mit dem Namen Karl Lamprechts verbindenden Kontroverse vor, die als ‚historischer Methodenstreit‘ in die Wissenschaftsgeschichte eingegangen ist (127, S. 209–216; 226; 227; 237; 251; 261; 331; 348; 355; 356; 357). Die über einen Zeitraum von gut zehn Jahren mit bemerkenswerter Heftigkeit geführte Auseinandersetzung um den Gegenstandsbereich und das methodische Fundament geschichtswissenschaftlicher Forschung hat bereits Georg G. Iggers als Symptom für eine ‚Krise des Historismus‘ gedeutet (274, S. 26–30; 275), eine Krise, die sich wesentlich der Spannung zwischen der methodischen Erstarrung der Geschichtswissenschaft einerseits und deren Herausforderung durch den Siegeszug der naturwissenschaftlichen Disziplinen andererseits verdankte (273; 352). Die die Geschichtsforschung während der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts kennzeichnende wissenschaftstheoretische Dynamik hatte spätestens seit den 1840er Jahren einem theoriefeindlichen Empirismus Platz gemacht, der wenig Raum für methodische Innovationen ließ. Für die Mehrheit der an deutschen Universitäten tätigen Historiker blieb jene Auffassung geschichtswissenschaftlicher Tätigkeit leitend, die der führende Kopf in der Frühphase des Historismus, Leopold von Ranke, begründet hatte und in deren Zentrum die Forderungen nach einer individualisierenden Geschichtsbetrachtung, nach einem hermeneutischen Zugriff auf historische Phänomene, nach einer Privilegierung der Ideen zulasten sozioökonomischer Strukturen und nach dem Primat der politischen Geschichte standen (352, S. 31 f.). Friedrich Rehms erstmals 1830 erschienenes *Lehrbuch der historischen Propädeutik* bildete noch bis weit ins 19. Jahrhundert hinein die hauptsächliche wissenschaftstheoretische Grundlage der akademischen Geschichtsforschung. Johann Gustav Droysens wegweisende Vorlesungen zur ‚Historik‘, die er seit 1857 hielt, wurden erst nach dessen Tod in vollständiger Fassung gedruckt und waren deshalb den meisten zeitgenössischen Fachkollegen nicht zugänglich, so dass diesen erst mit Ernst Bernheims 1889 veröffentlichtem *Lehrbuch der historischen Methode* wieder ein avancierter methodologischer Entwurf zur Verfügung stand. Zugleich geriet die deutsche universitäre Geschichtswissenschaft seit den 1870er Jahren ungeachtet ihres hohen internationalen Ansehens zunehmend in die Defensive. Der Geltungsgewinn der Naturwissenschaften stellte eine Herausforderung dar, welche Dissonanzen auch innerhalb der politischen Geschichte erzeugte. Die Vehemenz, mit der einzelne Fachhistoriker in der Folge auf methodische Vorstöße von Seiten der Kulturgeschichte reagierten, erklärt sich denn auch nicht zuletzt aus der Tatsache, dass die dadurch bewirkte Infragestellung der etablierten Geschichtswissenschaft in einem spezifischen Moment erfolgte: Das Fach Geschichte stand generell unter Druck – nicht nur in Deutschland, wie die gleichzeitig

Konflikt in der
Geschichtswissenschaft
1888–1899

‚Krise des
Historismus‘

in Frankreich oder England geführten Debatten belegen (254; 336) –, sein Verhältnis zu anderen akademischen Disziplinen wie den immer selbstbewusster ihren methodischen Führungsanspruch erhebenden Naturwissenschaften oder den an Bedeutung gewinnenden Sozialwissenschaften neu zu bestimmen. Zugleich galt es eine Antwort zu finden auf Fragen, die im Kontext neuer, den wissenschaftstheoretischen Diskurs in zunehmendem Maße beeinflussender Theoreme – zu nennen wären etwa Materialismus, Positivismus und biologischer Evolutionismus – aufgeworfen worden waren (315; 320; 353).

„Lamprechtstreit“

Die in der älteren Forschung bisweilen vertretene Vorstellung, beim so genannten „Lamprechtstreit“ handle es sich um eine Konfrontation zwischen Politik- und Kulturgeschichte, greift, so gesehen, zu kurz. Zwar standen programmatische Äußerungen von Exponenten der Kulturhistorie im Zentrum der Kontroverse, im Kern jedoch ging es, wie Stefan Haas überzeugend dargestellt hat, um eine grundlegende Diskussion des Selbstverständnisses der deutschen Geschichtswissenschaft (261). Im Kontext der theoretischen Debatte zwischen 1888 und 1899 artikulierte sich denn auch eine Vielzahl unterschiedlicher Positionen, deren Verfechter nicht immer eindeutig einer Schule zugeordnet werden können. Verfassungsgeschichtler wie Georg von Below oder Felix Rachfahl beteiligten sich ebenso an der Kontroverse, wie Vertreter der katholischen Geschichtsschreibung, so zum Beispiel Heinrich Finke, oder die Neurankeaner Hermann Oncken und Max Lenz (261, S. 126). Das Lager der Gegner einer Erneuerung der Geschichtswissenschaft unter kulturhistorischen Vorzeichen war genau so wenig homogen, wie die Gruppe jener Historiker, gegen die die genannten Vertreter der akademischen Geschichtsforschung mit Entschiedenheit ankämpften (261, S. 180–185; 349, S. 91–95). Neben Karl Lamprecht haben auch der Nationalökonom Eberhard Gothein und der Soziologe Kurt Breysig, um nur die bekanntesten zu nennen, eigenständige Beiträge zu einer Debatte geliefert, deren Anfänge in der Forschung mit Dietrich Schäfers 1888 gehaltener Tübinger Antrittsvorlesung gleichgesetzt werden (82, S. 1076–1079; 261, S. 100–103).

Als *[d]as eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte*, so der Titel der „Akademischen Antrittsrede“, bestimmt Schäfer das „staatliche Leben“, ohne das es weder ein „entwickeltes geschichtliches Bewusstsein“ noch „geschichtliche Arbeit“ geben könne (345, S. 22). Demgegenüber komme jenen Bereichen historischen Geschehens, die vorzugsweise im Rahmen außerakademischer Forschungsbemühungen erkundet würden, nur eine sekundäre Bedeutung zu. Er übt denn auch Kritik an der zeitgenössischen Kulturgeschichte, die nicht „die politischen und religiösen Überzeugungen und Leidenschaften der Völker“ in den Blick nehme, sondern ihre „alltäglichen Gewohnheiten und Gepflogenheiten, nicht jene geistigen und sittlichen Regungen, die als göttliches Erbteil im Menschen leben, sondern die Formen der Befriedigung jener niedrigeren Bedürfnisse, die im animalen Teile des menschlichen Seins ihren Ursprung haben“ (345, S. 6). Indem die Kulturgeschichte, einer materialistischen Auffassung huldigend, wie Schäfer unterstellt, sich mit alltäglicher Erfahrung befasse, verfehle sie ihre eigentliche Aufgabe, nämlich die Erhellung der Nation in ihrer geschichtlichen Bedingtheit; indem sie außer-

dem, wie Schäfer ebenfalls unterstellt, in demokratischer Manier auch historisch unbedeutende Individuen und Kollektive würdige, statt sich auf jene Persönlichkeiten zu konzentrieren, die als Staatenlenker die Geschichte maßgeblich bestimmt hätten, vernachlässige sie jene Kräfte, denen sich historische Dynamik wesentlich verdanke. Schäfer geht es nicht um die grundsätzliche Ablehnung einer nicht auf den Staat fokussierten Erkundung der Geschichte. Er vertritt vielmehr die Ansicht, der Historiker müsse die vielfältigen Manifestationen menschlicher Kultur beachten und konzidiert der Kirchen-, der Rechts-, der Wirtschafts- oder der Sprach-, Literatur- und Kunstgeschichte, einen wichtigen Beitrag zu einer geschärften Wahrnehmung vergangenen Geschehens zu leisten. Zugleich jedoch betont er immer wieder, dass das leitende Prinzip historischer Forschung die staatliche Ordnung bleibe. Sie gelte es in ihrer geschichtlichen Bedeutung herauszustellen; die wissenschaftliche Beschäftigung mit jenen Erfahrungsbereichen, die außerhalb einer eng definierten Staatlichkeit liegen, habe immer im Dienst der ‚eigentlichen‘, politischen Geschichte zu stehen.

Schäfers Antrittsvorlesung hat den Widerspruch jener Kollegen hervorgerufen, die eine derart entschiedene Privilegierung des Staates als Telos geschichtstheoretischer Reflexion und historiographischer Praxis als Bedrohung ihrer wissenschaftlichen Freiheit und ihres methodischen Horizonts empfinden mussten. Es ist vor allem Eberhard Gothein, der in seiner 1889 erschienenen Abhandlung *Die Aufgaben der Kulturgeschichte* (257) gegen die Hegemonie der Staatsgeschichte zu Felde zieht (82, S. 1023–1028; 261, S. 103–107). Nicht der Staat und damit die politische Geschichte seien es, so Gothein, die als organisierendes Zentrum geschichtswissenschaftlicher Betrachtung fungierten; vielmehr sei es die Kulturgeschichte, der die Aufgabe zukomme, die vielfältigen politik-, kirchen-, rechts-, wirtschafts-, sprach-, literatur- und kunstgeschichtlichen Perspektiven zu integrieren: „[D]ie Wissenschaften, welche die Geschichte einzelner Kultursysteme – Religion, Staat, Kunst, Recht, Wirtschaft – behandeln, setzen eine höhere Einheit voraus, in der sie sich zusammenfinden; sie sind die Glieder eines Organismus, der konkrete Wirklichkeit besitzt und Kulturgeschichte genannt wird“ (257, S. 6). Kulturgeschichte erscheint in Gotheins nicht durchweg konsistenter Programmatik nicht nur als Integrationswissenschaft schlechthin, sondern zugleich als eigene Disziplin mit eigenständigem methodischem Fundament. Was nämlich die Kulturgeschichte außerdem auszeichne, sei, dass sie, anders als die politische Geschichte, nicht eine „Erzählung von Ereignissen“ anstrebe, mithin „synthetisch“ verfare, sondern, indem sie „das Bleibende vom Veränderlichen“ scheide und die geschichtlicher Dynamik zugrunde liegenden Ideen rekonstruiere, sich eines „analytischen“ Vorgehens bediene (257, S. 11 f.). Sowohl hinsichtlich ihres Gegenstandsbereichs als auch hinsichtlich ihrer Methode sei die Kulturgeschichte demnach einer auf den Staat reduzierten Historie überlegen und dürfe deshalb zu Recht jenen Führungsanspruch behaupten, den Dietrich Schäfer für die politische Geschichte postuliert hatte. Welche Schwierigkeiten Letzterer mit Gotheins Inthronisierung der Kulturgeschichte als (nicht nur) historischer Leitdisziplin bekundete, belegt seine zwei Jahre später veröffentlichte, ausdrücklich als „Erwiderung“ konzipierte Schrift *Geschichte und Kulturge-*

schichte, in der er noch einmal betont, dass es ihm keinesfalls darum gegangen sei, die Bedeutung der Kulturgeschichte grundsätzlich zu negieren, dass er jedoch weiterhin der Auffassung sei, geschichtliche Forschung habe, indem sie „der Entwicklung menschlicher Gesittung und Bildung zu folgen“ suche, „in erster Linie ihren Blick zu richten auf das Verhältnis des Menschen zum Staat“ (346, S. 11).

Schäfers Replik auf Gothein hat keine weitere Reaktion provoziert, und es war erst Georg von Belows vernichtende Rezension der ersten drei Bände von Karl Lamprechts *Deutscher Geschichte* (insgesamt 12 Bde. und 2 Ergänzungsbd., 1891–1909), die eine durch immer schärfere Töne gekennzeichnete Debatte um den Status der Kulturgeschichte hervorrief. 1891 war der erste Band von Lamprechts umfangreichem Werk erschienen und hatte insbesondere unter den Vertretern einer marxistischen Geschichtsauffassung positive Resonanz gefunden, was Lamprecht erheblich geschadet haben dürfte, trug es ihm doch den unberechtigten Vorwurf ein, Materialist zu sein. Erst nach der Veröffentlichung des dritten Bandes von Lamprechts *Deutscher Geschichte* im Jahre 1893 publizierte der Mediävist Georg von Below in der *Historischen Zeitschrift* eine äußerst kritische Besprechung von Lamprechts Werk, die den Auftakt zu einer sich über mehrere Jahre hinziehenden Auseinandersetzung um die Grundlagen geschichtswissenschaftlicher Forschung bildete. Zwar anerkennt von Below, dass „bisher noch nie eine deutsche Geschichte unter so ausführlicher Berücksichtigung der kulturgeschichtlichen Seite der Entwicklung des deutschen Volkes geschrieben worden“ sei (210, S. 465), er moniert jedoch zugleich, dass die politische Geschichte nicht hinreichend berücksichtigt werde: „Wir wollen aus einem Geschichtswerk nun einmal lernen, was geschehen ist, uns über die politischen Ereignisse und Personen unterrichten lassen“ (210, S. 467f.). Der zentrale Vorwurf zielt jedoch auf den Mangel an „Gründlichkeit, Genauigkeit und Klarheit“, an „Einsicht in Staat und Recht“, an „Schönheitssinn und Geschmack hinsichtlich der Form der Darstellung“ (210, S. 466). Ganz offenkundig misst von Below Lamprechts *Deutsche Geschichte* an Kategorien, die er der historistischen akademischen Geschichtswissenschaft entlehnt, und kommt folgerichtig zum Schluss, angesichts der zahlreichen Ungenauigkeiten, die er Lamprecht akribisch nachweist, und der das Werk kennzeichnenden Gestaltungsmängel genüge Lamprechts *Deutsche Geschichte* in keiner Weise den Anforderungen an eine wissenschaftliche Publikation.

Von Belows Kritik, so zutreffend sie im Detail auch sein mag, verkennt, dass es Karl Lamprecht, wie er in seinem 1894 verfassten Vorwort zur 2. Auflage des ersten Bandes seiner *Deutschen Geschichte* betont, weniger darum ging, eine Datenbasis zu erarbeiten, aufgrund derer isolierte Ereignisse historisch präzise beschreibbar würden, sondern vielmehr darum, den Zusammenhang geschichtlichen Geschehens zu erforschen, mittels einer von Lamprecht als ‚genetisch‘ bezeichneten Methode „im tausendfachen Wechsel der Erscheinungen immer den einigenden Mittelpunkt der Geschehnisse zu entdecken“ (294, S. VI und VIII). Was Lamprecht in Anlehnung an Jacob Burckhardt demnach anstrebt, ist eine Geschichtsbetrachtung, die nicht nur die politische Entwicklung, sondern alle für die Geschichte konstitutiven Bereiche menschlicher Erfahrung in den Blick nimmt und dabei versucht, jene

Lamprechts
geschichtswissenschaftliches
Programm

Triebkräfte aufzuspüren, welche die spezifische Ausformung einer Epoche determinieren. Indem er diese Triebkräfte in seiner *Deutschen Geschichte* in ihrer sozialen und ökonomischen Verankerung beschreibt, versucht Lamprecht zugleich, die Dichotomie von Idealismus und Materialismus zu überwinden und damit einen Beitrag zur Lösung jenes Problems zu leisten, das im ausgehenden 19. Jahrhundert gerade von Historikern intensiv diskutiert wurde (261, S. 113; 355, S. 118ff.).

Im aufgeheizten Diskursklima der 1890er Jahre hätte allein dies genügen können, erneute Debatten auszulösen, es war jedoch Lamprechts später Versuch einer theoretisch-methodischen Fundierung seines historiographischen Ansatzes, der die Hochphase der Auseinandersetzungen einläutete. 1896 erschien die als Entgegnung auf eine Reihe ablehnender Besprechungen der ersten Bände der *Deutschen Geschichte* – neben von Below hatten auch Felix Rachfahl, Max Lehmann und Friedrich Meinecke Kritik geäußert – gedachte Abhandlung *Alte und neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft*, in der Lamprecht seine Auffassung der Geschichte als Kulturgeschichte am systematischsten erörtert hat. Es ist weniger Lamprechts in diesem Zusammenhang entwickeltes, durch die damals modische Völkerpsychologie inspiriertes Konzept einer sozialpsychologischen Geschichtsbeachtung, welches die Reaktionen seiner Fachkollegen provozierte, als vielmehr dessen kritische Auseinandersetzung mit Rankes Ideenlehre. Den Ausgangspunkt von Lamprechts Argumentation bildet die Gegenüberstellung von älterer, ‚teleologischer‘ und jüngerer, ‚evolutionistischer‘ bzw. ‚kausaler‘ Geschichtsforschung, an die sich eine zitatgesättigte Auseinandersetzung mit Rankes Auffassung geschichtlicher Prozesse anschließt. Lamprechts Kritik zielt auf Rankes „Spiritualismus“ (295, S. 44), auf dessen transzendente Verankerung des geschichtlichen Ablaufs. Wenn Ranke göttliche Ideen als Triebkräfte der Historie bestimmt, erhebe er, wie Lamprecht betont, „das Irrationale“ zum „geschichtliche[n] Agens“ (295, S. 47). Wie wenig eine derartige Auffassung geeignet ist, die Kausalität geschichtlicher Dynamik zu begreifen, exemplifiziert Lamprecht in der Folge an Felix Rachfahls in den *Preußischen Jahrbüchern* publiziertem Aufsatz *Deutsche Geschichte vom wirtschaftlichen Standpunkt* (1896) (335). Indem Rachfahl in seiner Darstellung deutscher Geschichte die Existenz einer „mystischen Zentralisationsidee“ (295, S. 55) als Movens strafferer staatlicher Organisation unterstelle, übersehe er, dass es vornehmlich wirtschaftliche und soziale Faktoren waren, denen sich sowohl ein neues Verständnis von Staatlichkeit, als auch die Machtmittel, dieses Verständnis in die Wirklichkeit umzusetzen, verdankten.

Lamprechts Aufweis einer ‚umgekehrten‘ Kausalität verbunden mit dem Postulat, geistige und materielle Momente geschichtlicher Entwicklung in ihrem reziproken Verhältnis neu zu reflektieren, richtete sich nicht nur gegen Ranke selbst, sondern auch gegen dessen Anhänger, und so ist es kein Zufall, dass es vor allem Neurankeaner wie Hermann Oncken oder Max Lenz waren, die sich nun ebenfalls in die Kontroverse einschalteten. Lamprecht konterte 1896/1897 mit *Was ist Kulturgeschichte? Beitrag zu einer empirischen Historik* (296), einem Aufsatz, in dem er nicht nur seine psychologisch fundierte ‚Kulturzeitalter‘-Theorie zusammenhängend formulierte,

sondern sich noch einmal in aller Deutlichkeit von einer sich auf den Bereich des Staates beschränkenden Geschichtsforschung distanzierte. Der ‚individualistischen‘, auf herausragende historische Persönlichkeiten fokussierten Politikgeschichte setzt er eine ‚kollektivistische‘ Kulturgeschichte entgegen, die nicht nur den einzelnen Menschen, sondern auch menschliche Gemeinschaften wie Familie oder Nation, nicht allein die staatlichen, sondern auch die natürlichen (Klima, Bodenbeschaffenheit, Flora und Fauna, physische Gestalt des Menschen) sowie, in der Terminologie Lamprechts, die ‚sozialpsychischen‘ (Sprache, Wirtschaft, Kunst, Sitte, Moral, Recht) Faktoren geschichtlicher Entwicklung empirisch erforscht. Damit spricht er sich dezidiert für eine Geschichtsauffassung aus, die nicht die herausragenden Repräsentanten politischer Macht in den Mittelpunkt der Betrachtung stellt, sondern den Menschen in seiner sozialen Verfasstheit. Mit seinem Postulat, die „kollektivistische, generisch untersuchende Methode [sei] der individualistischen überlegen [...]“; entsprechend der Tatsache, dass das Reich des Sozialen, Zuständlichen in der ununterbrochenen Kontinuität seiner Entwicklung die Basis, nicht den Annex des Reiches der freien That bildet“ (296, S. 86f.), stellt Lamprecht auf provokante Weise das herkömmliche Verhältnis zwischen Politikgeschichte und Kulturgeschichte auf den Kopf. Anders als die Verfechter des Primats des Staates, für die die Erforschung der Politik als des ‚Reiches der freien Tat‘ im Zentrum geschichtswissenschaftlicher Bemühungen zu stehen hat, rückt Lamprecht die von diesen als ‚Annexe‘ verstandenen sozial-, wirtschafts- und im weitesten Sinne kulturhistorischen Fragestellungen in den Mittelpunkt forschender Tätigkeit.

Niederlage der
Kulturgeschichte?

Lamprechts vielfältige Versuche, das theoretisch-methodische Fundament seiner wissenschaftlichen Bemühungen zu explizieren (363, S. 75f.), haben seine Kontrahenten nicht zu überzeugen vermocht. 1898 erschien eine weitere Besprechung Georg von Belows, die Lamprechts kulturhistorischen Ansatz einer grundsätzlichen Kritik unterzog und mit Blick auf dessen „System“ zum vernichtenden Schluss gelangte, „dass das, was in ihm richtig ist, durchaus nicht neu, und das, was es neues enthält, ganz und gar verkehrt ist“ (211, S. 267). Lamprechts Replik *Die historische Methode des Herrn von Below*, die im darauf folgenden Jahr als Beigabe zum 82. Band der *Historischen Zeitschrift* veröffentlicht wurde, fand allerdings kaum mehr Resonanz. Nicht nur von Below, auch Hans Delbrück, Heinrich Finke, Max Lenz, Friedrich Meinecke, Hermann Oncken, Felix Rachfahl und mit ihnen die meisten anderen Historiker, auf deren Kritik Lamprecht in mehreren Streitschriften geantwortet hatte, zogen es vor, ihren kämpferischen Kollegen durch Nichtbeachtung zum Verstummen zu bringen (363, S. 77f.).

Die in der älteren Forschung bisweilen vertretene These, mit dem Rückzug der Vertreter der politischen Geschichte aus der Debatte sei nicht nur das Ende des Methodenstreits, sondern auch die Niederlage der Kulturgeschichte besiegelt gewesen, bedarf einer Relativierung (261, S. 155). Der Auslöser des Streits, Lamprechts *Deutsche Geschichte*, erlebte bis 1922 sechs Auflagen, Lamprechts Überlegungen zur Kulturgeschichte wurden insbesondere im angelsächsischen und französischen Raum breit rezipiert und der Autor wurde von mehreren ausländischen Universitäten mit der Ehrenpromotion gewürdigt. Durch die 1909 erfolgte Gründung des Königlichen

Instituts für Kultur- und Universalgeschichte in Leipzig fand die Kulturgeschichte darüber hinaus auch in Deutschland ihren institutionellen Ort. Nicht verstimmt waren außerdem jene Historiker, die, wie etwa Eberhard Gothein, Kurt Breysig oder Walter Goetz, Lamprechts Nachfolger in Leipzig, keinen Anlass sahen, ihre sich von Lamprechts Konzept durchaus unterscheidenden kulturgeschichtlichen Positionen zu revidieren.

Dennoch ist offenkundig, dass wichtige Anregungen, welche wir der erkenntnistheoretischen Grundlagendiskussion, die als ‚historischer Methodenstreit‘ in die Wissenschaftsgeschichte eingegangen ist, verdanken, weniger in der weiterhin unter dem Einfluss Rankes stehenden akademischen Geschichtswissenschaft, als vielmehr in sich neu etablierenden Disziplinen wie der Soziologie oder der Ethnologie aufgegriffen wurden. Dessen ungeachtet kommt der vorgängig nur in groben Zügen skizzierten Kontroverse auch für den geschichtswissenschaftlichen Fachdiskurs Bedeutung zu. Die Fokussierung der Kritik auf den in der Tat besonders exponierten Lamprecht, der wiederholt formulierte Vorwurf dieser hätte sich im Detail gravierende Fehler zuschulden kommen lassen, würde sich eines feuilletonistischen Stils bedienen und hinsichtlich der Darstellung einem modischen Modernismus huldigen, der mit ernstzunehmender Wissenschaftsprosa nicht zu vereinbaren sei, sind allenfalls aufschlussreich für das Wissenschaftsverständnis der Gegner Lamprechts, sie treffen jedoch nicht den Kern der Debatte. Letztlich ging es um den Status der Politikgeschichte als Leitdiskurs innerhalb des Fachs Geschichte und damit um die Frage, welche Auffassung von Geschichtswissenschaft im akademischen Kontext dominierend sein sollte. Dass die den Primat der politischen Geschichte verfechtenden universitären Historiker sich zu behaupten vermochten, ändert nichts daran, dass die Kontroverse alle Beteiligten zu einer vertieften Reflexion der eigenen wissenschaftstheoretischen Prämissen zwang. Ihre Bedeutung liegt, wie Stefan Haas betont hat, „weniger in der revolutionären Beseitigung eines herrschenden Paradigmas, als in der Etablierung eines theoriegeleiteten [...] Pluralismus heterogener Wissenschaftskonzepte“ (261, S. 12). Damit erweist sich die Kulturgeschichte als Katalysator einer theoretisch-methodischen Reflexion, die aus heutiger Perspektive bemerkenswert aktuell erscheint. Die an der Auseinandersetzung um das Selbstverständnis einer den Anforderungen der Moderne gewachsenen Geschichtswissenschaft beteiligten Kulturhistoriker haben sich nicht darauf beschränkt, die engen Grenzen einer auf den (nationalen) Staat und die in ihm handelnden ‚welthistorischen‘ Individuen konzentrierten Geschichtsforschung aufzubrechen, und historische Erfahrung als umfassende, auch die alltäglichen Lebens-, Denk- und Handlungsweisen von Individuen und Kollektiven integrierende Wirklichkeit in den Mittelpunkt zu rücken; sie haben auf grundlegende Weise den Gegenstandsbereich, den Quellenbegriff, die Methoden und die Darstellungsprinzipien geschichtlicher Forschung zur Diskussion gestellt und in diesem Zusammenhang Positionen formuliert, denen auch innerhalb der Neuen Kulturgeschichte Signifikanz zukommt: die Privilegierung des generischen Prinzips zulasten einer individualisierenden Auffassung von Geschichte; die Skepsis gegenüber einem teleologischen Konzept historischer Prozesse, das ein historisches Phänomen, in diesem Falle die ‚Nation‘, als Fluchtpunkt ge-

Bilanz:
Anregungen
durch den
‚Methodenstreit‘

schichtlicher Dynamik bestimmt; die Vorliebe für genetische und kausale Erklärungsmuster; die Absage an eine ausschließlich auf Ideen gegründete Geschichtsbetrachtung sowie die Forderung nach Berücksichtigung auch der materiellen Aspekte historischer Erfahrung.

c) Die Historiographische Wende um 1960: ‚Sozialgeschichte‘ als neues Paradigma

Die Herausbildung der Neuen Kulturgeschichte seit den 1980er Jahren verdankt sich allerdings nicht dem Rekurs auf die Kulturhistorie des 19. Jahrhunderts und sich in deren Tradition stellende Forscher wie etwa Johan Huizinga (370), sie ist vielmehr die Folge einer kritischen Auseinandersetzung mit der neueren deutschen Sozialgeschichte (385), der es in den 1960er und 1970er Jahren gelang, die Geschichtswissenschaft in der Bundesrepublik maßgeblich zu prägen.

Die Sozialgeschichte, deren Aufstieg nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs allmählich einsetzt – Werner Conze spricht in diesem Zusammenhang von einer ‚historiographischen Wende‘ um 1960 (229, S. 13) –, hat mehrere Wurzeln (73, S. 173–195; 246; 274, S. 26–50 und 54–63; 287; 299; 323; 341).

Zu nennen wäre zum einen jene Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, die sich seit dem späten 19. Jahrhundert in Abgrenzung zu einer auf den Staat fokussierten Geschichtsbetrachtung als geschichtswissenschaftliche Teildisziplin in Deutschland zu etablieren vermocht hatte. Sie fand in der 1893 gegründeten und bis heute existierenden *Zeitschrift für Social- und Wirtschaftsgeschichte* (seit 1903 *Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*) ihr wichtigstes periodisches Publikationsorgan und wurde an Universitäten im Rahmen von Professuren mit entsprechender Denomination gelehrt.

Bedeutung kommt zum anderen Entwicklungen zu, die insbesondere für die französische und angelsächsische Geschichtswissenschaft kennzeichnend sind, und von denen die deutsche Historiographie nicht unbeeinflusst blieb. Es sind vor allem in der Zeitschrift *Annales* publizierende Autoren wie Marc Bloch, Lucien Febvre und später Fernand Braudel, die in ihren Studien den systematischen Einbezug wirtschaftlicher und sozialer Perspektiven praktizierten sowie neue methodische Instrumente erprobten und damit über die Grenzen Frankreichs hinaus Beachtung fanden (280). In die Nachkriegszeit reicht auch die zunehmende intensive Rezeption von Historikern aus dem angelsächsischen Raum. Besonders wirkungsmächtig war hier der aus Deutschland emigrierte Hans Rosenberg, der nicht nur durch seine Schriften, sondern auch durch ein dichtes Netz von Korrespondenzen, das er mit jüngeren deutschen Historikern unterhielt, Einfluss auf die sich herausbildende Sozialgeschichte genommen hat (244; 245). Von Belang ist außerdem und drittens der Aufstieg der Sozialwissenschaften, namentlich der Soziologie, die in den 1960er Jahren den Status einer Leitdisziplin gewann. Was der Historiker Kurt Breysig bereits um 1920 gefordert hatte, nämlich die stärkere Verzahnung geschichtswissenschaftlicher und soziologischer Ansätze (215; 261, S. 158–166), wurde ein halbes Jahrhundert

später zum Programm einer sich erneuernden Geschichtswissenschaft, deren theoretische und methodische Anleihen bei der Sozialforschung offenkundig sind.

Nicht ohne Folgen blieben viertens die gleichermaßen durch produktive Aneignung und kritische Abgrenzung gekennzeichnete Auseinandersetzung mit der einer marxistisch-materialistischen Geschichtsauffassung huldigenden Historiographie der DDR und, wie Jürgen Kocka kürzlich betont hat, die Impulse, die der Geschichte der Arbeiterbewegung zu verdanken sind (291, S. 9f.).

Eine erst in jüngster Zeit reflektierte, besonders wichtige Rolle spielt schließlich und fünftens die aus der Volksgeschichte hervorgehende Strukturgeschichte, die sich vor allem mit den Namen Otto Brunner, Werner Conze und Theodor Schieder verbindet (249; 260; 271; 272; 283; 330; 337; 361, S. 281–301). Seine bündigste frühe Formulierung findet der sich von einer politischen Ereignisgeschichte Rankeanischer Prägung abgrenzende strukturgeschichtliche Ansatz in Conzes programmatischem Vortrag *Die Strukturgeschichte des technisch-industriellen Zeitalters als Aufgabe für Forschung und Unterricht* (1957): Konstitutiv für das technisch-industrielle Zeitalter als „moderne Weltepoche“ sei dessen „phänomenologisch-strukturgeschichtliches Interesse“; die Aufmerksamkeit des Historikers habe folgerichtig weniger den *res gestae*, als vielmehr den „Strukturen in ihrer Kontinuität und Veränderung“ zu gelten (228, S. 17f.). Conzes Postulat, den Strukturen vor den Ereignissen den Vorrang zu geben, stellt keine prinzipielle Absage an die politische Geschichte dar. Eine Historiographie, die sich befleißigt, „das Ganze der geschichtlichen Welt“ in den Blick zu nehmen (228, S. 21), wird, wie Conze betont, neben sozialen und ökonomischen Aspekten immer auch die politische Dimension geschichtlicher Prozesse zu berücksichtigen haben und kann ungeachtet ihrer Privilegierung des ‚Typischen‘ die geschichtlichen Akteure und deren Handeln nicht völlig ausblenden (228, S. 18f.). Was Conze demnach fordert, ist eine „politisch-gesellschaftliche Integrationshistorie“ (299, S. 15), eine synthetisierende Geschichtsbetrachtung, die vergangenes Geschehen als Strukturzusammenhang versteht und zu dessen Erforschung politik-, begriffs-, wirtschafts- und sozialgeschichtliche Perspektiven bündelt und mit Hilfe eines noch zu erarbeitenden, Anregungen aus benachbarten Disziplinen aufgreifenden methodischen Instrumentariums rekonstruiert (247, S. 49–54). Es dürfte unter anderem diese buchstäblich vermittelnde Haltung Conzes gewesen sein, die der frühen Strukturgeschichte innerhalb der deutschen Historikerkunft eine verhaltenfreundliche Aufnahme sicherte (248, S. 21–25; 347).

Der sich seit der Mitte der 1960er Jahre abzeichnende Siegeszug der Sozialgeschichte verdankt sich allerdings nicht nur den vorgängig genannten Impulsen, sondern auch und vor allem einer Reihe von günstigen (hochschul-)politischen Rahmenbedingungen, und hier nicht zuletzt dem Ausbau des bundesdeutschen Bildungssystems, der einer ganzen Generation von sozialgeschichtlich orientierten Historikern den Weg in ein akademisches Amt ebnete (287, S. 67–70; 390, S. 194–197).

Es wäre nun allerdings verfehlt – daran hat Thomas Welskopp kürzlich auf gleichermaßen differenzierte und prägnante Weise erinnert (390) –, die

Impulse der
Strukturgeschichte

Sozialgeschichte in Deutschland einfach als Verlängerung älterer strukturge-schichtlicher Ansätze zu beschreiben. Was den westdeutschen geschichts-wissenschaftlichen Diskurs der 1960er und 1970er Jahre charakterisiert, ist die Auseinandersetzung um eine eigenständige ‚disziplinäre Matrix‘, die zentrale Postulate insbesondere der Strukturgeschichte aufgreift, um sie in der Folge zu modifizieren (286, S. 72; 341, S. 40f.; 390, S. 197–218).

‚System‘ und
Determination

Dies geschah erstens durch eine Radikalisierung des Strukturbegriffs (318). ‚Strukturgeschichte‘ stand nun für einen Zugang zur Vergangenheit, der sich, von der Annahme einer Übermacht langfristiger kollektiver Bedin-gungen ausgehend, in scharfem Gegensatz zu einer Geschichtsbetrachtung definierte, die den individuellen Akteuren und deren Handlungen als Kata-lysatoren historischer Prozesse den Vorrang gibt. In dezidiert Abgrenzung zu der weiterhin dominierenden auf den nationalen Staat zentrierten Ereignis- und Personengeschichte wurde das Ideal einer auf die strukturellen, das heißt auf Dauer angelegten institutionellen, politischen, ökonomischen und sozialen Gegebenheiten fokussierten ‚Gesellschaftsgeschichte‘ beschworen. Dort, wo geschichtliche Akteure, denen Conze immerhin noch eine auf die Strukturen einwirkende Gestaltungsmacht zugestanden hatte, als Han-delnde auftraten, erschienen diese durch das System, dem sie angehörten, determiniert.

Analytische und
quantifizierende
Methodologie

Zweitens wurde in Anknüpfung an und Abgrenzung von der Strukturge-schichte der 1950er Jahre innerhalb der Sozialgeschichte auch die methodo-logische Neubestimmung historischer Forschung vorgenommen. Die bereits von Conze geforderte Annäherung an die Sozialwissenschaften (228, S. 22) erfuhr eine programmatische Verschärfung und wurde zugleich konkretisiert (306; 377, S. 9–44; 379). Mit der Kritik an hermeneutischen Traditionen und deren Privilegierung des ‚Erzählens‘ als Modus der Darstellung ging die Operationalisierung und Adaption quantitativer und empirischer Analyse-instrumente einher; generalisierende Aussagen ermöglichende statistische und serielle Methoden gewannen innerhalb der Geschichtswissenschaft an Bedeutung und bildeten die Basis für jene Form wissenschaftlichen Erklä-rens, die der historischen Narration historistischer Prägung entgegengesetzt wurde.

Modernisierungs-
theorie

Die methodische Orientierung an den Sozialwissenschaften erleichterte drittens die Rezeption spezifischer makrotheoretischer Modelle, die dazu beitragen sollten, historische Dynamik zu erhellen. Besondere Bedeutung kommt in diesem Zusammenhang modernisierungstheoretischen Ansätzen angelsächsischer Prägung zu, die es erlaubten, die neuzeitliche Geschichte als Fortschrittsgeschichte zu konzeptualisieren (303; 378; 388). Generell ist die Sozialgeschichte der 1960er und 1970er Jahre durch eine offenkundige Vorliebe für Theorie gekennzeichnet (284). Nur als theoriegeleitete, so die vorherrschende Überzeugung, könne die Geschichtsforschung einerseits den selbst gestellten wissenschaftlichen Anspruch einlösen und andererseits „ihre „politisch-didaktische Aufklärungsfunktion“ (390, S. 205) erfüllen.

‚Kritische
Geschichtswissen-
schaft‘

Das theoretisch untermauerte Postulat einer prinzipiellen Standortgebun-denheit historischer Erkenntnis ermöglichte es viertens, das Konzept einer ‚kritischen Geschichtswissenschaft‘ zu legitimieren. Aufgabe des Wissen-schaftlers sei weniger die ohnehin nicht zu leistende ‚objektive‘ Darstellung

geschichtlicher Zusammenhänge, sondern vielmehr die theoretisch fundierte Reflexion und Wertung gesellschaftlicher Prozesse. Der ideologiekritische Impetus nicht weniger bundesdeutscher Sozialhistoriker verstand sich dabei zum einen als Antwort auf die gesellschaftspolitischen Umbrüche der späten 1960er Jahre und zum anderen als Versuch, mit der Geschichtswissenschaft der DDR in eine fruchtbare Auseinandersetzung zu treten, ohne die eigene Position preiszugeben. Nicht zufällig wurde der historischen Erklärung des Nationalsozialismus besondere Relevanz zugesprochen und mit der These eines deutschen ‚Sonderwegs‘ ein Modell entwickelt, das es ermöglichte, die Entwicklungen innerhalb der Bundesrepublik seit 1945 als endlich erfolgte Integration Deutschlands in die westliche moderne Welt zu interpretieren (341, S. 52–58; 390, S. 212–218).

‚Deutscher
Sonderweg‘

Es dürfte deutlich geworden sein, dass die sich seit den 1960er Jahren an den bundesdeutschen Universitäten etablierende Sozialgeschichte – mit dem Anspruch einer fundamentalen Neuausrichtung historiographischer Tätigkeit antretend – seit ihren Anfängen weit mehr sein wollte als ein Teilbereich einer übergeordneten allgemeinen Geschichte. Ihre offenkundige Vorliebe für die Geschichte sozialer Klassen und Gruppen, etwa der Geschichte der Arbeiterbewegung oder der Vereinsgeschichte, für die den privaten und öffentlichen Erfahrungsraum von Individuen und Kollektiven konstituierenden Institutionen wie beispielsweise Partei, Fabrik oder Familie, für die vielfältigen Formen sozialer Interaktion – zu nennen wären hier etwa Verwandtschafts- und Geschlechterbeziehungen – sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass ‚Sozialgeschichte‘ ungeachtet terminologischer Unschärfen dem Verständnis ihrer Exponenten nach primär eine „auf die Totalität des historischen Prozesses gerichtete ‚Gesellschaftsgeschichte‘“ (287, S. 49) bezeichnete und bezeichnet. Sie ist, in der an Otto Brunner (219, S. 80 et passim) angelehnten Diktion Jürgen Kockas, eher ‚Betrachtungsweise‘ als ‚Sektorwissenschaft‘ (288, S. 3; vgl. auch 289, S. 17), zielt in der Auffassung Hans-Ulrich Wehlers auf ein „Synthesekonzept“ für die „historische Analyse von Gesamtgesellschaften“ (381, S. 34; vgl. auch 383).

Gesellschafts-
geschichte

Es ist dieser umfassende Anspruch, welcher der Sozialgeschichte nicht nur die Ablehnung durch Repräsentanten der Politikgeschichte eintrug, sondern auch Kritik von Seiten der sich in Deutschland seit den 1980er Jahren formierenden Kulturgeschichte. In der Wahrnehmung ihrer Gegner erschien die Sozialgeschichte dabei als monolithisches Gedankengebäude, errichtet auf einem wenig tragfähigen Fundament und durch ein fest gefügtes Mauerwerk theoretischer Annahmen gegen äußere Einflüsse gewappnet. Dass dieses Bild den wirklichen Verhältnissen nur bedingt gerecht wird, haben auch und gerade jene Wissenschaftler betont, mit deren Namen sich die deutsche Sozialgeschichte in besonderem Maße verbindet. Zwar war den unter dem Etikett ‚Sozialgeschichte‘ sich versammelnden Historikern die Überzeugung von der determinierenden Macht des Sozialen und des Ökonomischen gemeinsam, eine Überzeugung, die in programmatischen Publikationen vielfältig expliziert wurde (z. B. 270; 380; 384), zwar besaß die Sozialgeschichte mit dem *Archiv für Sozialgeschichte* (seit 1961) und dann vor allem mit der Zeitschrift *Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft* (seit 1975) Publikationsorgane, die wesentlich dazu beitrugen,

Pluralität der sozialgeschichtlichen Ansätze

das Profil einer auf gesellschaftliche Strukturen fokussierten Geschichtsforschung zu schärfen und deren Prämissen und Ergebnisse zu vermitteln, zwar gewann die Sozialgeschichte bereits in ihren Anfängen eine durch die „Differenz zum Etablierten“ (291, S. 18) suggerierte Einheit, dennoch gilt, dass die Sozialgeschichte nie eine homogene ‚Schule‘ darstellte. Der Eindruck einer in sich konsistenten ‚sozialhistorischen Matrix‘ (390, S. 219–228) sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich unter dem bemerkenswert weiten Dach der Sozialgeschichte so unterschiedliche Positionen wie die hauptsächlich von Reinhart Koselleck betriebene Begriffsgeschichte, die politische Sozialgeschichte eines Heinrich August Winkler oder die von Hans-Ulrich Wehler postulierte Gesellschaftsgeschichte versammelten und außerdem das Programm einer modernisierungstheoretisch fundierten Analyse sozio-ökonomischer Strukturzusammenhänge von den Sozialhistorikern selbst einer kritischen Reflexion und Modifikation unterzogen wurde (287, S. 70–82). Dies vermochte allerdings nicht zu verhindern, dass die Sozialgeschichte seit den frühen 1980er Jahren zunehmend unter Beschuss geriet und sich mit jenen Vorwürfen konfrontiert sah, die sie einst selbst gegen die Politikgeschichte erhoben hatte (317, S. 43–48).

d) Entstehung der Neuen Kulturgeschichte

Kritik der Alltagsgeschichte an der Sozialgeschichte

Eine erste, durch bemerkenswerte Heftigkeit charakterisierte Kontroverse löste die Auseinandersetzung um die Alltagsgeschichte aus, die anlässlich des 35. Historikertages 1984 ihren Höhepunkt erlebte (218). Besonders prägnant hat Hans Medick in einem im selben Jahr in *Geschichte und Gesellschaft* erstmals erschienenen Aufsatz die von den Alltagshistorikern vgetragene Kritik an der Sozialgeschichte formuliert: Kennzeichnend für die Sozialgeschichte sei deren „zentristische Sichtweise“ (312, S. 49). Sie richte ihr Augenmerk auf teleologisch gedachte Prozesse der Modernisierung, etwa der Industrialisierung oder Urbanisierung, die sie aus tendenziell statischen Strukturzusammenhängen erkläre. Was dabei aus dem Blick gerate, sei das Verständnis für die „Dynamik historischer Praxis“ (312, S. 51) im Sinne der von den jeweiligen geschichtlichen Akteuren gemachten Erfahrungen und der von ihnen zu verantwortenden Handlungsmodi. Der perspektivischen Verengung auf eine linear verlaufende und durch vorgegebene Strukturen determinierte Geschichtsbetrachtung setzt Medick einen Ansatz entgegen, der die „Doppelkonstitution historischer Prozesse, die Gleichzeitigkeit von gegebenen und produzierten Verhältnissen, die komplexe wechselseitige Beziehung zwischen umfassenden Strukturen und der Praxis der „Subjekte“, zwischen Lebens-, Produktions- und Herrschaftsverhältnissen und den Erfahrungen und Verhaltensweisen der Betroffenen“ (312, S. 50) reflektiert und methodisch bewältigt. Der Ort, an dem die von Medick geforderte Vermittlung von Struktur, Erfahrung und Handeln erfolgt, ist der „historische Alltag“, sind die kulturell geprägten „Lebenswirklichkeiten“ von Menschen (312, S. 63). Dieser Alltag nun soll im Rahmen einer mikrohistorischen Untersuchung und im Rückgriff auf das theoretische und methodische Instrumentarium der Anthropologie erforscht werden. Was der

3. Der Gegenstand und die Methode der Kulturgeschichte

Historiker zu leisten habe, seien, so Medick, weniger Strukturanalysen als vielmehr ‚dichte Beschreibungen‘ im Sinne Clifford Geertz‘, weil nur sie es vermöchten, jene Deutungs- und Sinnstiftungsweisen zu erhellen, die den Kern menschlicher Tätigkeit ausmachen.

In ihrer Kritik am sozialhistorischen Paradigma haben die Vertreter der Alltagsgeschichte manches von dem vorweggenommen, was auch das Selbstverständnis der Neuen Kulturgeschichte ausmacht (127, S. 298–313; 263; 293; 301; 305; 344):

Gemeinsam ist beiden Richtungen erstens die dezidierte Ablehnung modernisierungstheoretischer Ansätze und damit die Leitvorstellung, historische Dynamik sei notwendigerweise als Fortschritt zu konzipieren. Nicht zufällig verweist Medick in seinen programmatischen Überlegungen auf die „Kosten der Modernisierung“ (312, S. 56) und warnt vor einer allzu optimistischen Beurteilung der politischen, ökonomischen und sozialen Entwicklungen innerhalb des neuzeitlichen Europas.

Was die Alltagsgeschichte und die Neue Kulturgeschichte außerdem verbindet, ist zweitens der Stellenwert, der den historischen Akteuren zukommt. Im Zentrum der Forschungsbemühungen stehen nun nicht mehr übergreifende gesellschaftliche Strukturen, sondern vielmehr jene historisch Handelnden, die von der sozialhistorischen Historiographie weitgehend ausgeblendet worden waren. Geschichte erscheint weniger als Effekt struktureller Gegebenheiten, sondern als Ergebnis kultureller Praktiken von Individuen und Kollektiven. Die historischen Protagonisten, deren Erfahrungen, deren psychische und intellektuelle Dispositionen und die daraus resultierenden Sinnstiftungsmuster und Handlungsoptionen sind es, auf die geschichtswissenschaftliche Forschung ihren Fokus zu richten hat; die Art und Weise, wie Menschen die Bedingungen ihrer jeweiligen Existenz erleben und wie sie auf diese einwirken, bilden den eigentlichen Gegenstand historischer Betrachtung. Der Alltagsgeschichte geht es dabei nicht etwa um eine Neuauflage der die herausragenden historischen Persönlichkeiten einer Epoche privilegierenden Geschichtsschreibung des Historismus; das Interesse gilt vielmehr den ‚kleinen Leuten‘, jenen oft namenlosen Akteuren, denen weder die Politik- noch die Sozialgeschichte größere Bedeutung zugemessen hatte.

Die Entscheidung zugunsten einer Perspektive, die sich auf die regional bzw. lokal fokussierte alltägliche Lebenswelt historisch nur unzureichend dokumentierter Akteure richtet, verlangt drittens nach neuen methodischen Verfahrensweisen. Die auch in Deutschland vehement ausgetragene Kontroverse zwischen den Verfechtern einer am Vorbild Giovanni Levis oder Carlo Ginzburgs orientierten Mikrogeschichte und den Verteidigern makrohistorischer Ansätze (313; 316; 332; 354; 360; 374) entzündete sich folgerichtig nicht nur an der Frage, was als genuiner Gegenstandsbereich historischen Studiums zu gelten habe, sondern auch am Problem, die geschichtlicher Forschung angemessenen Methoden zu definieren. Den von nicht wenigen Sozialhistorikern bevorzugten statistischen Methoden setzten die Exponenten der sich formierenden Alltags- bzw. Mikrohistorie das durch Clifford Geertz theoretisch postulierte und praktisch exemplifizierte Konzept der ‚dichten Beschreibung‘ entgegen. Damit verbunden war die zumindest partielle Ab-

Gemeinsamkeiten
von Alltags-
und Neuer
Kulturgeschichte

Mikro- versus
Makroperspektive

Impulse aus der
Anthropologie

„Hermeneutische
Wende“

wendung von den Sozialwissenschaften und die Annäherung an die Anthropologie, die nun als neue Leitdisziplin fungierte. Verstanden sich die einem strukturgeschichtlichem Ansatz verpflichteten Geschichtswissenschaftler als Vertreter einer ‚Historischen Sozialwissenschaft‘, so definieren sich die der Alltagsgeschichte nahe stehenden Historiker als Repräsentanten einer ‚Historischen Anthropologie‘ (241; 243; 309; 371) und lassen damit eine Dimension zu ihrem Recht kommen, die bereits Thomas Nipperdey als konstitutiv für die Geschichtswissenschaft postuliert hatte (327). Mit dem Blick des Ethnologen, der einer Kultur im Bewusstsein ihrer Fremdheit und Komplexität begegnet, soll der Historiker sich seinem Gegenstand nähern und ihn als vernetztes System von bedeutungsvollen Handlungsmustern entziffern. Die Vergangenheit erschließt sich ihm dabei nicht nur in jenen Quellenkorpora, die bereits die Historik des 19. Jahrhunderts als Grundlage geschichtswissenschaftlicher Forschung bestimmt hatte, sie ist darüber hinaus und vor allem durch weitere schriftliche und bildliche Überlieferungsträger sowie durch Objekte oder aber mündlich übermittelte Traditionen dokumentiert und dadurch rekonstruierbar. Mit der Präferenz für einen weiten Quellenbegriff, der Egodokumente wie Tagebücher oder Briefe, der Bittschriften, Predigten, Prozessakten und kirchliche Visitationsprotokolle ebenso umfasst wie die visuellen und materiellen Zeugen vergangener Alltagswelten geht zum einen jene ‚hermeneutische Wende‘ einher, die Ute Daniel auf dem Historikertag 1992 noch einmal nachdrücklich anmahnte, und verbindet sich zum anderen jene Rückkehr zum Erzählen als Darstellungsmodus geschichtlicher Phänomene, die der britische Historiker Lawrence Stone bereits 1979 in einem in der Zeitschrift *Past and Present* erschienenen programmatischen Aufsatz gefordert hatte (369). Leitend ist dabei die Überzeugung, dass die sich auf quantitative Methoden stützenden von Sozialhistorikern postulierten und praktizierten Formen wissenschaftlicher Erklärung nicht in der Lage seien, der Komplexität der subjektiven Wahrnehmungsmuster und Bedeutungszuweisungen historischer Akteure gerecht zu werden. Die erzählende Darstellung vergangener Phänomene erscheint in diesem Kontext als adäquatere Form historiographischer Praxis und wird in der Folge auch von deutschen Geschichtsforschern vermehrt gewählt (274, S. 51–54).

Antikritik der
Sozialgeschichte

Gegen die von den Exponenten der Alltagsgeschichte vertretene Auffassung von Wissenschaft wurden von Seiten der Sozialhistoriker zahlreiche Einwände erhoben (214, S. 85–89; 341, S. 60ff.; 382): Der Begriff ‚Alltag‘ bleibe ungeachtet definitorischer Bemühungen (213; 362, S. 15f. Anm. 7) insgesamt opak (372); die Alltagsgeschichte sei generell durch einen Mangel an terminologischer Schärfe und durch Theoriefeindlichkeit gekennzeichnet (324; 334; 364, 391); auf die durch die Privilegierung einer mikrohistorischen Perspektive aufgeworfene Frage, welche Repräsentativität den im Rahmen dichter Beschreibungen rekonstruierten historischen Erfahrungen von Individuen zukomme, sei keine überzeugende Antwort gefunden worden; das Interesse an den gesellschaftlichen Unterschichten habe dazu geführt, dass die bürgerlichen und aristokratischen Eliten weitgehend ignoriert worden seien; mit der Aufwertung der historischen Akteure und der durch sie erzeugten Sinnstiftungen und Deutungsleistungen seien die weiterhin relevanten strukturellen bzw. institutionellen Prämissen und Prägungen ge-

3. Der Gegenstand und die Methode der Kulturgeschichte

schichtlichen Handelns aus dem Blick geraten; die Darstellung von Geschichte im Modus der Erzählung bedürfe der Ergänzung durch eine theoriegeleitete Begrifflichkeit, den Rückgriff auf statistische Daten und die Analyse von Strukturen und Prozessen (285).

Ungeachtet der durchaus bedenkenswerten Kritik an zentralen Postulaten der Alltagsgeschichte ist es Letzterer gelungen, den sozialgeschichtlichen Forschungsdiskurs und die damit verbundene Forschungspraxis nachhaltig zu beeinflussen. So haben etwa Martin Dinges mit seinem Konzept einer ‚Alltagskulturgeschichte‘ (239), aber auch Gerhard A. Ritter oder Jürgen Kocka, die auch aus ihrer Sicht berechtigte Kritik an einer Überbewertung struktureller Parameter aufgreifend, für eine ‚Sozialgeschichte in der Erweiterung‘ (291, S. 28) plädiert, einer Sozialgeschichte also, die einerseits von der Alltagsgeschichte okkupierten Forschungsfeldern wie Körpererfahrung, Freizeitverhalten, Kriminalität, Analphabetismus und Lesegewohnheiten, Festen oder Frömmigkeitspraktiken stärkere Aufmerksamkeit schenkt (287, S. 93) und andererseits die einseitige Konzentration auf Strukturen und Prozesse überwindet, den mentalen und psychischen Dispositionen historischer Akteure größeres Gewicht beimisst (286, S. 73–82) und damit jene „Verknüpfung von Strukturgeschichte, Erfahrungsgeschichte und Ereignisgeschichte“ (341, S. 62) anvisiert, die eine sich stetig erneuernde Sozialgeschichte zu leisten habe. Darüber hinaus und vor allem bereiteten die Kontroversen um die Alltagsgeschichte jene kulturwissenschaftliche Wende vor, die seit den frühen 1990er Jahren auch in Deutschland die Geschichtswissenschaft erfasst und der Sozialgeschichte erneut einen machtvollen Antagonisten, die ‚Neue Kulturgeschichte‘, beschert hat.

‚Sozialgeschichte
in der Erweiterung‘

Nicht zufällig haben wichtige Protagonisten dieser Neuen Kulturgeschichte ihre akademische Sozialisation an der Universität Bielefeld erfahren, entstammen gewissermaßen dem Epizentrum der deutschen Sozialgeschichte.

‚Cultural turn‘
in den frühen
1990er Jahren

Dies gilt auch für Ute Daniel, die 1993 mit ihrem Ruf nach einer hermeneutisch gewendeten Sozialgeschichte, welche die Sinnzuweisungen, die Wahrnehmungs- und Deutungsmuster historischer Subjekte nicht ausblendet, eine Diskussion eröffnete, die bis heute anhält (230). Was Daniel in ihrem in *Geschichte und Gesellschaft* erschienenen Beitrag zunächst im Modus eines Problemaufrisses darlegt, die Herausbildung eines anthropologisch fundierten modernen Kulturbegriffs, die Auseinandersetzung deutscher Historiker mit der Kategorie ‚Kultur‘ und schließlich die Notwendigkeit, eine auf die sozioökonomischen Strukturen menschlicher Gemeinschaften reduzierte Betrachtungsweise zu überwinden, indem die sinnstiftende Tätigkeit der historischen Subjekte als konstitutives Element sozialer Verfasstheit erkannt und damit die symbolische Ebene geschichtlichen Handelns mit einbezogen wird, hat sie in der Folge in einer Reihe von Publikationen vertieft und konkretisiert (127; 231; 232; 233; 234; 235; 236).

Sekundiert wurde Daniel zunächst durch Reinhard Sieder, der 1994, ebenfalls in *Geschichte und Gesellschaft* (93), eine Bündelung der mit Blick auf die Entwicklungen innerhalb der Sozialgeschichte wesentlichen Debatten vornahm und das Potential einer kulturwissenschaftlich orientier-

ten Geschichtsforschung umriss. In Anlehnung an die von Vertretern der Alltagsgeschichte vorgebrachte Kritik an einer einseitig auf strukturelle Parameter fokussierten Analyse historischer Zusammenhänge, plädiert Sieder für eine Vermittlung von Struktur und Handlung, die der doppelten Konstitution sozialer Wirklichkeit gerecht wird: Letztere entstehe nämlich „zum einen aus den Gegebenheiten, die sich als Strukturen des Sozialen, des Ökonomischen, des Politischen beschreiben lassen, und zum anderen aus dem Handeln und Deuten der Akteure, die diese strukturierten Gegebenheiten [...] hervorbringen, reproduzieren oder verändern“ (93, S. 448). Die hier geforderte und im Rückgriff auf Pierre Bourdieus Praxeologie theoretisch legitimierte handlungstheoretische Perspektive geht einher mit jener systematischen Reflexion der symbolischen Dimension geschichtlicher Praktiken, die eines der zentralen Postulate der Neuen Kulturgeschichte darstellt. Diese Praktiken nun sind in der Regel als textuelle Äußerungen überliefert und werden ihrerseits als historiographische Rekonstruktionen in die Form eines Textes gegossen. Aus der Auseinandersetzung um die ‚Textualität der Geschichte‘, in der Forschung in der Regel als ‚linguistic turn‘ bezeichnet, ergeben sich für Sieder zwei Konsequenzen: Die textuelle Konfiguration der Quellen verlange einerseits nach einer avancierten, die Fremdheit der zu untersuchenden historischen Phänomene beachtenden Hermeneutik; das Schreiben der Geschichte erfordere andererseits ein Wissen um die eigene Standortgebundenheit und den Konstruktcharakter wissenschaftlicher Erkenntnis. Von zentraler Bedeutung für eine kulturwissenschaftlich erweiterte Sozialgeschichte ist schließlich die Einsicht in die Problematik einer im Modus der Kontinuität und Kohärenz konstruierten Geschichte. Wie bereits die Exponenten der Alltagsgeschichte verabschiedet auch Sieder die von der Sozialgeschichte favorisierten makrotheoretischen Modelle und die mit ihnen korrespondierenden Meta-Erzählungen und spricht sich für einen programmatischen Eklektizismus aus, der jene Erweiterung des Gegenstandsbereichs und der Methoden ermöglichte, den Kritiker der Kulturgeschichte in der Folge als Beliebigkeit (387) denunziert haben.

Im Verbund mit Richard van Dülmens auf die Frühe Neuzeit fokussierter Darstellung des Perspektivenreichtums kulturhistorischer Forschung (242) bildeten Daniels und Sieders Plädoyers für eine die Sozialgeschichte fortschreibende und zugleich erweiternde historische Kulturwissenschaft den Ausgangspunkt für eine nicht selten von polemischen Untertönen begleitete Kontroverse um den Stellenwert des Paradigmas ‚Kultur‘ innerhalb der Geschichtswissenschaft.

Einer ersten Standortbestimmung diene eine unter dem Titel *Kulturgeschichte Heute* 1996 als Sonderheft von *Geschichte und Gesellschaft* herausgegebene Sammlung von Aufsätzen, in der, wie die Herausgeber betonen, die kulturelle Dimension historischen Geschehens in den Blick genommen werden sollte, ohne dass „ein strenger sozial-, wirtschafts- und politikgeschichtlicher Zugriff“ für obsolet erklärt würde (264, S. 13). Eine noch stärker vermittelnde Haltung nehmen jene jüngeren Historikerinnen und Historiker ein, die sich ein Jahr später mit einem Band zu Wort melden, der den Titel trägt *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft* (318).

Vermittlungs-
versuche zwischen
Sozial- und
Kulturgeschichte

In spürbarem Kontrast zu den mehrheitlich sachlichen und differenzierten Überlegungen in den genannten Sammelbänden stehen die schrilleren Töne nicht entbehrenden Stellungnahmen Hans-Ulrich Wehlers (205; 386). Zwar räumt auch Wehler ein, dass „kulturelle Traditionen, ‚Weltbilder‘ und Sinnkonstruktionen, Religion, Weltdeutung und Perzeption der ‚Realität‘ durch die Akteure, Kollektivmentalität und Habitus in ihrer wirklichkeitsprägenden Kraft unterschätzt [...], ihre Bedeutung [...] abstrakt konzediert, forschungspragmatisch aber lange Zeit zu sehr vernachlässigt“ worden seien (205, S. 145), dennoch ist er der festen Überzeugung, dass die Sozialgeschichte, sofern es ihr gelinge, ihre einseitige Ausrichtung auf eine Erforschung von Strukturen und Prozessen aufzugeben, kulturhistorischen Zugängen weiterhin überlegen sei. Wehlers Kritik richtet sich nicht nur gegen von der Neuen Kulturgeschichte vereinnahmte Autoren, etwa den „Rattenfänger“ Michel Foucault (205, S. 91), dem er historische Unzuverlässigkeit und begriffliche Unschärfe vorwirft und dessen Konzept eines sich selbst organisierenden Diskurses er mit durchaus einleuchtenden, wenn auch nicht immer neuen Argumenten problematisiert, sondern auch gegen deren Affinität zu postmodernen Positionen. Den durch den ‚linguistic turn‘ ausgelösten Diskussionen um die ‚Textualität von Geschichte‘ begegnet er mit offenkundiger Skepsis; nicht weniger vehement wendet er sich dagegen, die Gesellschaftsgeschichte in einer auf Totalität zielenden Neuen Kulturgeschichte aufgehen zu lassen. Der programmatische Methodenpluralismus der Kulturgeschichte erscheint ihm nicht weniger suspekt als deren politischer Indifferentismus; ihre Tendenz, die wirtschaftliche Dimension geschichtlichen Handelns zu vernachlässigen und ganz generell die ‚harten‘ realhistorischen Gegebenheiten bestenfalls als zweitrangig zu behandeln, deutet er als Beleg für deren nur begrenzte Erhellungskraft. Wofür er plädiert, ist eine Gesellschaftsgeschichte, welche, Max Webers Auffassung wertgeleiteten Handelns und Pierre Bourdieus Konzept symbolischer Praktiken aufgreifend, die historischen Akteure und deren Wahrnehmungs- und Deutungsmodi in den Blick nimmt, ohne den Primat einer systematischen Analyse struktureller Faktoren geschichtlicher Dynamik in Frage zu stellen.

Das nur schwer zu lösende Problem der Vermittlung von Strukturen und Prozessen einerseits und Erfahrungen und Praktiken andererseits steht auch im Zentrum jener Beiträge zur Debatte um die Neue Kulturgeschichte, die weniger auf eine Dichotomie konkurrierender Forschungsparadigmen als vielmehr auf deren Synthese setzen. Dies gilt etwa für Thomas Welskopp, der zwar noch auf dem Leitbegriff ‚Gesellschaft‘ beharrt, jedoch zugleich für einen „grundlegenden Umbau der Strukturkategorie“ (389, S. 180) eintritt, weil nur so jene produktiven Potentiale fruchtbar gemacht werden könnten, welche die Sozialgeschichte der Herausforderung durch die Kulturgeschichte verdanke: „Vermittlung von Mikro- und Makrogeschichte, das Verständnis von ‚Gesellschaft‘ als je konkreter ‚Vergesellschaftung‘, die relationale Integration der ethnischen, religiösen und Geschlechterdimensionen“ (389, S. 190). Zu nennen sind in diesem Zusammenhang auch jene Autoren, die dem Gegensatzpaar ‚Kultur versus Gesellschaft‘ wenig abzugewinnen vermögen und den systematischen Zusammenhang zwischen den von Kul-

Strukturen und
Prozesse versus
Erfahrungen und
Praktiken

Etablierung
der Neuen
Kulturgeschichte

tur- bzw. Gesellschaftshistorikern ins Feld geführten wissenschaftstheoretischen Konzepten betonen (308).

Mittlerweile scheinen die sich an den Kategorien ‚Gesellschaft‘ und ‚Kultur‘ entzündenden Debatten zu ihrem (vorläufigen) Ende gekommen zu sein (278; 373). Die seit den frühen 1980er Jahren auch in Deutschland geforderte kulturalistische Wende wurde nicht nur in programmatischen Publikationen theoretisch fundiert und methodisch reflektiert, sondern außerdem durch eine Vielzahl von geschichtswissenschaftlichen Studien forschungspraktisch erprobt und durch die Schaffung entsprechender Professuren institutionell verankert. Der Macht des Faktischen verdankt die Kulturgeschichte zunehmende Akzeptanz und eine im Moment noch ungebrochene Strahlkraft. Dass in jüngerer Zeit gleich mehrere monographisch angelegte Werke mit einführendem Charakter veröffentlicht wurden, die es sich zur Aufgabe machen, das Profil einer erneuerten Kulturgeschichte zu schärfen (53; 127; 282), dass ein publizistisches Großunternehmen wie die seit 2005 im Metzler Verlag erscheinende *Enzyklopädie der Neuzeit* einen dezidiert kulturhistorischen Ansatz verfolgt (279), mag als weiterer Beleg für die aktuelle Signifikanz der Kulturgeschichte dienen, die sich nicht als „kurzlebige Modeerscheinung, sondern als sehr ernstzunehmende intellektuelle Herausforderung erwiesen“ hat und immer noch erweist (329, S. 2).

Definitions-
probleme

So offenkundig der Geltungsgewinn einer kulturalistischen Perspektive innerhalb der deutschen Geschichtswissenschaft auch sein mag, so schwierig ist es offenbar, das, was unter ‚Neuer Kulturgeschichte‘ bzw. ‚Historischer Kulturwissenschaft‘ gefasst werden kann, prägnant zu benennen. Die historische Semantik des Begriffs erweist sich bei näherer Betrachtung als auffällig variabel (359). Die Exponenten einer ‚Historischen Kulturwissenschaft‘ scheuen sich nicht, die Legitimität eines theoretisch-methodologischen Pluralismus immer neu zu betonen, und auch in thematischer Hinsicht erscheint die Neue Kulturgeschichte nicht nur ihren Gegnern bisweilen als „diffuses Feld“ (251, S. 8). Dies hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass die Neue Kulturgeschichte Impulse aus einer Vielzahl durchaus heterogener Wissenschaftstraditionen aufgenommen hat. Alltagsgeschichte, Mikro-Historie und Historische Anthropologie, deren Bedeutung für die Vermittlung kulturgeschichtlicher Zugänge Hans Medick kürzlich noch einmal herausgestellt hat (314, S. 83), wären hier ebenso zu erwähnen wie die Oral History, die französische Mentalitätengeschichte, die Geschlechtergeschichte, die sprach- und erkenntnistheoretischen Debatten rund um den ‚linguistic turn‘, die Diskursanalyse oder die in jüngerer Zeit wieder an Bedeutung gewinnende Ideengeschichte (265; 304; 338). Daneben knüpft die Neue Kulturgeschichte gerade, aber keinesfalls nur in Deutschland an Traditionen der deutschen Kultursoziologie und Kulturphilosophie an und hat außerdem in hohem Maße von einer sich erneuernden ‚Historischen Sozialwissenschaft‘, welche auf dem Weg von einer Sozialgeschichte der Kultur zu einer Kulturgeschichte des Sozialen einen großen Schritt weitergekommen ist, profitiert (290). Die Integration unterschiedlicher Wissenschaftstraditionen – Ute Daniel hat in diesem Zusammenhang einmal von einem „schluckaufartigen Pluralisierungsschub“ gesprochen (232, S. 197) –, die Vielfalt der Theorien, Methoden und Themen, die unter dem Begriff ‚Neue Kulturgeschichte‘ ver-

handelt werden, mögen den Eindruck einer gewissen Unübersichtlichkeit begünstigen; es ist, so meinen wir, dennoch möglich, die Konturen des hier zur Diskussion stehenden wissenschaftlichen Ansatzes präziser zu umreißen (73, S. 228–246; 151; 240; 255; 298; 307):

Konstitutiv für die Neue Kulturgeschichte ist erstens die Abkehr von einer Geschichte der Strukturen und Prozesse, wie sie im Rahmen sozialhistorischer Forschung betrieben worden war und das Bestreben, Mikro- und Makroperspektive zu integrieren. Wie auch die Alltagsgeschichte richtet die Neue Kulturgeschichte das Augenmerk vor allem, aber keinesfalls allein auf die historischen Akteure, auf deren Erfahrungen, deren Wahrnehmungs- und deren Handlungsmuster; ihren Gegenstandsbereich bildet ‚Kultur‘, verstanden als Ensemble historisch wandelbarer Praktiken der Welt- bzw. Wirklichkeitsdeutung, die nicht losgelöst von den institutionellen und strukturellen Determinanten rekonstruiert werden können, welche sie mit bedingen. Anders als die Alltagsgeschichte mit ihrer Präferenz für Angehörige sozialer Unterschichten nimmt die Kulturgeschichte auch die politischen, ökonomischen, religiösen und kulturellen Eliten in den Blick und gewährt beispielsweise wissenschaftsgeschichtlichen Fragestellungen breiteren Raum. Es dürfte so gesehen kein Zufall sein, dass die Analyse diskursiver Praktiken und die Rekonstruktion ideengeschichtlicher Zusammenhänge im Kontext kulturhistorischer Forschungsbemühungen an Bedeutung gewonnen haben. Die sich in der wissenschaftlichen Diskussion und in der historiographischen Praxis bereits seit längerem abzeichnende Bevorzugung handlungstheoretischer und diskursanalytischer Modelle zur Erklärung historischer Phänomene und die Privilegierung anthropologischer Zugänge hängt eng mit der vorgängig genannten Fokussierung auf die Handlungsmöglichkeiten und Handlungsmodi geschichtlicher Individuen und Kollektive zusammen.

Konstitutiv für die Neue Kulturgeschichte ist zweitens, dass sie geschichtliches Handeln immer auch als symbolisches Handeln versteht. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang der Wandel, dem die Interpretation Max Webers innerhalb der deutschen Geschichtswissenschaft unterlag. Der Soziologe, der bereits durch die Gesellschaftsgeschichte eine intensive Rezeption erfahren hatte, gilt nun als Gewährsmann für eine Auffassung, welche die prinzipielle Wertorientierung und die sinnstiftende Funktion kultureller Praktiken postuliert (150). Das gesteigerte Interesse an der symbolischen Dimension menschlichen Handelns spiegelt sich nicht nur im Arbeitsprogramm von Sonderforschungsbereichen wie etwa dem SFB 496 „Symbolische Kommunikation und gesellschaftliche Wertesysteme vom Mittelalter bis zur Französischen Revolution“ (Universität Münster) oder dem SFB 486 „Norm und Symbol. Die kulturelle Dimension politischer und sozialer Integration“ (Universität Konstanz), sondern auch in einer steigenden Zahl einschlägiger wissenschaftlicher Monographien und Aufsätze. Die bereits bei Max Weber zu findende und von Clifford Geertz reformulierte Vorstellung des Menschen als eines in ‚selbstgesponnene Bedeutungsgewebe verstrickten Wesens‘ bildet denn auch den wohl wichtigsten gemeinsamen Nenner der unter dem weiten Dach der Neuen Kulturgeschichte sich versammelnden wissenschaftlichen Initiativen.

Konturen der
Neuen Kultur-
geschichte

Blick auf die
Akteure

Blick auf symboli-
sches Handeln

Problematisierung
von ‚Text‘

Konstitutiv für die Neue Kulturgeschichte ist drittens die Relevanz, die der Kategorie ‚Text‘ zugewiesen wird (siehe Kapitel II. 4. a). Die sprachliche Verfasstheit dessen, womit Historiker sich beschäftigen, die Notwendigkeit einer spezifischen hermeneutischen Kompetenz und schließlich das Bewusstsein für die Probleme, die aus dem Konstruktcharakter und der narrativen Konfiguration historiographischer Darstellung resultieren, bilden den Ausgangspunkt für eine Reihe von Reflexionen und Debatten, die, wie das sie bezeichnende Schlagwort ‚linguistic turn‘ verrät, durch ein verstärktes Interesse an Erkenntnissen aus dem Bereich der Sprach- und Literaturwissenschaften gekennzeichnet sind. In Deutschland haben die dem ‚linguistic turn‘ zu verdankenden Anregungen zumindest in forschungspraktischer Hinsicht nur begrenzte Resonanz gefunden. Jene Überzeugung, die Hans Medick aus der Sicht des Alltagshistorikers geäußert hatte, nämlich „dass sich historische Lebensweisen und gesellschaftliche Verhältnisse keineswegs vollständig und zulänglich als ‚kulturelle Texte‘ und ‚kulturelle Konstruktionen‘ begreifen lassen“ (314, S. 86), dürfte auch für nicht wenige der sich der Neuen Kulturgeschichte zuordnenden Historiker leitend sein.

Überwindung des
Eurozentrismus

Konstitutiv für die Neue Kulturgeschichte ist viertens der Versuch, die bereits von den Vertretern der Alltagsgeschichte monierte eurozentrische Perspektive aufzubrechen und die Standortgebundenheit des Historikers auf dessen spezifische kulturelle Prägung zurückzuführen. Wie auch die Alltagsgeschichte kritisiert die Neue Kulturgeschichte das Konzept einer teleologisch gedachten, auf Europa zentrierten Modernisierungsgeschichte und betont die Kontingenz historischen Geschehens, die ‚Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen‘. In noch stärkerem Maße, als dies in der Alltagsgeschichte der Fall war, richtet sie ihr Forschungsinteresse auf die Erfahrungen kultureller Vielfalt und Differenz sowie auf Fragen der historischen Perzeption fremdkultureller Räume. Insbesondere reflektiert sie die Probleme des Kulturtransfers innerhalb Europas aber auch zwischen Europa und der außereuropäischen Welt. Im Rahmen der *Postcolonial Studies* formulierte Überlegungen zu den durch das Begriffspaar ‚Identität‘ und ‚Alterität‘ bezeichneten Problemfeldern haben in diesem Zusammenhang auch in Deutschland einige Aufmerksamkeit gefunden. Die Kategorie ‚Fremdheit‘ wurde und wird innerhalb der Neuen Kulturgeschichte allerdings noch in anderer Hinsicht fruchtbar gemacht. Sie steht auch für einen neuen Zugang zur Vergangenheit, einen Zugang, der die eigene Geschichte als ‚fremd‘ postuliert und vom Historiker die Fähigkeit verlangt, seinem Gegenstand distanziert zu begegnen, sich nicht mit ihm zu identifizieren, indem er ihn in den Horizont seiner jeweils zeitspezifischen subjektiven Prägungen vereinnahmt.

‚Weiter‘
Kulturbegriff

Konstitutiv für die Neue Kulturgeschichte ist schließlich und fünftens die Entscheidung zugunsten eines weiten Kulturbegriffs, der Kultur nicht als einen abgegrenzten Bereich jenseits politischer, ökonomischer und sozialer Handlungsfelder definiert, sondern als jenen Rahmen, innerhalb dessen jegliche Form menschlicher Erfahrung und Tätigkeit zu situieren ist (siehe Kapitel II. 2.). Wie bereits die Sozialgeschichte erhebt auch die Neue Kulturgeschichte den Anspruch, weniger Sektoral- als vielmehr Integrationswissenschaft zu sein, sich nicht auf hoch- oder populärkulturelle Phänomene beschränken zu lassen, sondern ‚das Ganze der Geschichte‘ in den Blick zu

nehmen. ‚Kulturgeschichte‘ in diesem Sinn bezeichnet dann nicht eine thematische Zentrierung, sondern eine Betrachtungsweise, die auf die unterschiedlichsten Gegenstände angewendet werden kann. Es liegt so gesehen in der Logik der Sache, wenn in jüngerer Zeit jener Bereich, den die Politikgeschichte seit dem 19. Jahrhundert als ihr genuines Forschungsfeld bezeichnet hatte, in den Fokus kulturhistorischer Bemühungen gerückt ist. Hatte Jürgen Kocka in den späten 1970er Jahren noch Überlegungen zu einer Vermittlung zwischen Politik- und Sozialgeschichte angestellt (287, S. 108–111), so konzentriert sich die Diskussion mittlerweile auf die Frage, wie eine Kulturgeschichte des Politischen aussehen könnte (252; 253; 297; 302; 319; 321; 340; 367). Im Zentrum stehen dabei zum einen die sozialen und kulturellen Parameter, die politisches Handeln konstituieren, und zum andern die kulturellen Determinanten von politischen Institutionen und Ereigniszusammenhängen. Der Ruf nach einer kulturgeschichtlich überformten Geschichte der Politik – er ist übrigens nicht unwidersprochen geblieben (325) – verbindet sich nicht nur mit dem Bemühen, den Begriff des ‚Politischen‘ schärfer zu konturieren, sondern geht Hand in Hand mit einer Neuperspektivierung von thematischen Feldern bzw. Teildisziplinen, welche traditionell in den Zuständigkeitsbereich der Politikgeschichte fielen. So liegt mittlerweile eine größere Zahl von Studien vor, die kulturalistische Ansätze für Probleme der Verfassungsgeschichte, der Militärgeschichte oder der Geschichte der Internationalen Beziehungen fruchtbar machen.

Der geschichtswissenschaftliche Diskurs in Deutschland ist gegenwärtig durch eine bemerkenswerte Gelassenheit gekennzeichnet. Die bisweilen kämpferisch geführten Auseinandersetzungen zwischen Politik-, Sozial- und Kulturgeschichte sind abgelöst worden durch die kritische Selbstvergewisserung derjenigen, die zum Aufstieg der Neuen Kulturgeschichte beigetragen haben bzw. sich ihr zurechnen. Nachdem Wolfgang Kaschuba bereits 1995 den ‚Kulturalismus‘ mit dem „Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs“ und damit dem Verlust an politischem Problembewusstsein in Verbindung gebracht hatte (281, S. 82), moniert neuerdings auch Hans Medick, dass die für die Alltagsgeschichte konstitutive Koppelung von ‚Kultur‘ einerseits und ‚Konstitution und Transformation von Ökonomie und Herrschaft‘ andererseits in der Neuen Kulturgeschichte nicht systematisch beachtet werde (314, S. 86). Und Friedrich Jaeger mahnte kürzlich an, die Neue Kulturgeschichte müsse sich verstärkt jener Herausforderung stellen, die darin bestehe, zu ergründen, „welche Theorien historischer Entwicklung an die Stelle der kritisierten Fortschritts- und Modernisierungskonzepte treten könnten“ (278, S. 228), während Michael Maurer zum aus seiner Sicht unzureichend geklärten Verhältnis zwischen der ‚Neuen‘ und der ‚Alten‘ Kulturgeschichte Stellung bezog (311). Die Aufgaben, denen sich die Neue Kulturgeschichte zu stellen hat, sind in der Tat vielfältig: Es gilt zum einen die sie fundierenden forschungsleitenden Konzepte kontinuierlich zu präzisieren (366), es gilt zum zweiten durch weitere überzeugende Studien die forschungspraktische Relevanz eines kulturalistischen Ansatzes herauszustellen, es gilt zum dritten jenen Forschungsfeldern größere Aufmerksamkeit zuteil werden zu lassen, die, wie etwa der Bereich der Wirtschaft, bisher nur marginale Berücksichtigung fanden (212), und es gilt schließlich und vier-

Diskussionsstand
in der Gegenwart

tens, die Chancen und Gefahren, die sich aus der akademischen Institutionalisierung der Kulturgeschichte ergeben, selbstkritisch zu reflektieren. Wenn dies gelingt, dann ist nicht auszuschließen, dass auf das 19. Jahrhundert als Jahrhundert der Politikgeschichte und das 20. Jahrhundert als dasjenige der Sozialgeschichte (246, S. 9) im 21. Jahrhundert doch noch ein Jahrhundert der Kulturgeschichte folgt.

4. Die Quellen der Kulturgeschichte

Vielfalt der
Quellen

Die Entgrenzung des Forschungsfeldes, wie sie mit dem für die Neue Kulturgeschichte zentralen Postulat einhergeht, menschliche Erfahrungswelten in ihrer Gesamtheit und in ihren Wechselbeziehungen in den Blick zu nehmen, ist nicht ohne Folgen für den Umgang mit historischen Quellen geblieben. Wenn im Mittelpunkt wissenschaftlicher Bemühungen nicht mehr allein das politische Handeln herausragender Individuen und dessen wirtschaftliche und gesellschaftliche Bedingungen zu stehen haben, dann gilt es, neue Quellenkorpora zu eruieren, mittels derer die Erfahrungswelt auch jener individuellen und kollektiven Akteure erhellt werden kann, die bis anhin der forschenden Betrachtung entgangen sind. Dass ein umfassender Gegenstandsbereich geschichtlicher Analyse notwendigerweise mit einem weiten Quellenbegriff korrespondiert, belegen sowohl die im 19. Jahrhundert veröffentlichten kulturhistorischen Studien als auch die historiographische Praxis beispielsweise der französischen Mentalitätengeschichte. Um geschichtliches Geschehen und die in diesem Zusammenhang bezeugten Modi menschlicher Sinnstiftung zu rekonstruieren, greifen Kulturhistoriker nicht nur auf jene archivalische und gedruckte Hinterlassenschaft – etwa Verwaltungsschriftgut – zurück, deren Erschließung und Erforschung zu den Leistungen der Geschichtswissenschaft Rankescher Prägung gehört, sondern potentiell auf die gesamte ihnen verfügbare schriftliche und bildliche Überlieferung sowie auf archäologische Relikte und Objekte (nicht nur) der Alltagskultur. Publizistischen Quellen (Zeitungen, Zeitschriften, Sachbücher usw.), historiographischen Werken (Chroniken, Biographien), Gerichtsakten, Selbstzeugnissen (Briefe, autobiographische Aufzeichnungen, Tagebücher, Testamente, Leichen- oder Hochzeitspredigten usw.), Reisebeschreibungen oder poetischen Artefakten kommt dabei innerhalb des Korpus' schriftlicher Überlieferung besondere Bedeutung zu. Daneben interessiert die Text und Bild kombinierende Hinterlassenschaft aus der Vergangenheit, etwa Plakate, illustrierte Flugblätter, illuminierte Handschriften oder historische Karten, sowie in zunehmendem Maße bildliche Überlieferung wie Gebrauchsgraphik, sakrale Kunst, Porträtdarstellungen, Genre- und Historienmalerei, Denkmäler oder neuerdings Photographien und Filmdokumente. Zu den für Kulturhistoriker besonders aussagekräftigen Objekten gehören beispielsweise archäologische Funde wie Grabbeigaben, Münzen, Waffenrüstungen, künstlerische und kunsthandwerkliche Erzeugnisse und Bauwerke. Dem technologischen Fortschritt im Bereich der Medien zu ver-

dankende Quellen (wie Rundfunkansprachen, Interviews mit Zeitzeugen oder Meinungsumfragen) wären außerdem zu nennen (422).

Die Vielzahl und Vielgestaltigkeit geschichtlicher Überlieferung stellt den Kulturhistoriker vor besondere methodische Probleme. Auch er muss bedenken, was bereits in den Historikern des 19. Jahrhunderts im Rahmen einer systematischen Reflexion forschender Tätigkeit mit Blick auf den Umgang mit Quellen erkannt worden war. Darüber hinaus gilt es, methodische Instrumente zu entwickeln, die es erlauben, neu in die Untersuchung integrierte Quellen, beispielsweise literarische und künstlerische Werke oder Sachüberlieferung, adäquat zu deuten. Dabei erweist sich der Blick über die Grenzen der eigenen Disziplin als unabdingbar: Wer sich mit den unterschiedlichen Modi textueller Konfiguration befasst, wird ohne die von den philologischen Disziplinen gewonnenen Erkenntnisse nicht auskommen; wer bildliche, künstlerische und architektonische Überlieferung berücksichtigt, ist angewiesen auf die von der Kunst- und Architekturgeschichte zur Verfügung gestellten Zugangsweisen und Befunde; wer Sachkultur unter historischen Gesichtspunkten untersucht, kann auf die diesbezügliche Kompetenz der Kulturanthropologie nicht verzichten.

Methodische
Probleme

Die besondere methodische Herausforderung für die Kulturgeschichte besteht nicht nur darin, die mit einem erweiterten Quellenbegriff einhergehenden Probleme zu lösen, sondern auch im Postulat, geschichtliches Handeln als wert- und sinngeleitetes zu verstehen. Bedeutung wird zuallererst, wenn auch keinesfalls allein, durch Sprache erzeugt. Wenn es für einen Kulturhistoriker darum geht, die Produktion, die Vermittlung und die Perzeption sinnhaltiger Praktiken der Vergangenheit zu rekonstruieren, gewinnt die Sprache als zentrales Instrument der Kommunikation von Bedeutung erhöhte Relevanz (450, S. 9f.). Deren Funktionsweisen, deren Leistungsfähigkeit, aber auch deren Grenzen geraten dann in den Fokus methodischer Reflexion. Letzteres gilt auch für die in der historiographischen Praxis bisher tendenziell vernachlässigten bildlichen Quellen: Der spezifische Erkenntniswert visueller Artefakte muss ebenso bedacht werden, wie ihr eigenständiger medialer Charakter. Die auch und gerade mit Blick auf kulturhistorische Forschung zentrale Forderung nach einem problembewussten Umgang mit geschichtlicher Überlieferung zwingt deshalb einerseits zur Auseinandersetzung mit den historisch bedingten Spezifika einer jeweiligen Quelle beziehungsweise eines Quellenkorpus' und wirft andererseits die Frage auf, wie es gelingen kann, individuelle und kollektive Wahrnehmungs- und Deutungsmuster lebensweltlicher Erfahrung mittels der überlieferten Quellen zu plausibilisieren. Es ist so gesehen wenig überraschend, dass die Diskussion darüber, was einen methodisch bewussten Umgang mit geschichtlichen Zeugnissen auszeichnet, innerhalb der Neuen Kulturgeschichte mit besonderer Intensität vorangetrieben wurde.

Die sich mit der vorgängig eher angedeuteten als ausgeführten Problematik verbindenden Debatten kreisten vor allem um Texte und Bilder als Quellen historischer Forschung. In jüngerer Zeit haben außerdem performative Praktiken wie höfisches Zeremoniell oder politische Jubiläen erhöhte Beachtung gefunden, während die historische Sachforschung innerhalb der Geschichtswissenschaft nur selten systematischer Überlegungen gewürdigt

wurde. Im Folgenden sollen deshalb die Auseinandersetzungen um die ‚Texte der Geschichte‘, die im Begriff des ‚linguistic turn‘ eine prägnante Bezeichnung fanden, die Diskussionen um die ‚Bilder der Geschichte‘ – hier lautet das Schlagwort ‚iconic turn‘ – und die Bemühungen mit Blick auf eine theoretisch-methodische Begründung des ‚performative turn‘ behandelt werden, während der ‚material turn‘ (435; dort weitere Literatur) unberücksichtigt bleibt.

Medialität

Gemeinsam ist den nachfolgend zu rekonstruierenden Kontroversen die Einsicht in die ‚Medialität‘ historischer Praxis. Nur unter dieser Prämisse ist es überhaupt sinnvoll und legitim, dem ‚performative turn‘ im Rahmen eines Kapitels über den Umgang mit historischen Quellen Platz einzuräumen. Gerade am Beispiel symbolischer Handlungen, deren Bedeutung im körperlichen Akt des Ausführens entsteht und die sich zugleich nur auf der Grundlage schriftlicher und bildlicher Zeugnisse und damit medialer Äußerungen, die anderen Gesetzen folgen, rekonstruieren lassen, wird deutlich, wie wichtig es ist, die *Form* der Vermittlung geschichtlicher Erfahrung nicht aus den Augen zu verlieren. Vergangenes Geschehen ist nie unmittelbar zugänglich, es wird greifbar in medialer Überlieferung, in Texten, Bildern und Gegenständen. In welchem Medium Historie überliefert wird, ist dabei keinesfalls irrelevant. Der jeweilige Überlieferungsträger beeinflusst im Gegenteil die ihm zu entnehmenden Erkenntnisse, wirkt durch seine spezifische Gestalt auf das Vermittelte und die Wahrnehmung und Deutung des Vermittelten durch den Interpreten. Es gilt demnach, „die Form aus dem Inhalt nicht mehr herauszurechnen, sondern die medientheoretische Prämisse schlechthin, nämlich das disziplinäre Axiom, dass der Ort, die technologische und soziale Rahmung sowie die Materialität der Kommunikation [...] determinierenden Einfluss auf das Kommunizierte selbst und die Bedingungen seiner Rezeption haben [...], in die Quellenkritik mit einzubeziehen“ (412, S. 19). Wessen es also bedarf, ist das Wissen um die Funktionsweisen sprachlicher, bildlicher und gestischer Kommunikation und die Bereitschaft, dieses Wissen für die wissenschaftliche Analyse geschichtlicher Überlieferung und die daraus hervorgehende historiographische Praxis fruchtbar zu machen.

a) Text als Quelle: Der ‚linguistic turn‘

Sprache und Geschichte

Primat des Textes?

Der Primat des Textes gehört zu den Axiomen der sich seit dem frühen 19. Jahrhundert professionalisierenden akademischen Geschichtswissenschaft. Szientifische Rationalität, so die Überzeugung, findet in einer diskursiven Logik besonders affinen Medium des Textes ihre adäquateste Form. Zwar erschien die Textlastigkeit der älteren Geschichtswissenschaft bereits um 1900 fragwürdig (73, S. 98), und in der Folge wurden wiederholt neue Ansätze aus der Kultur- beziehungsweise Humangeographie (Kartographie; Statistik), aus der Archäologie, aus der Kulturanthropologie und schließlich der Soziologie zur Erforschung historischer Phänomene herangezogen, dennoch blieb und bleibt das Medium des Textes konstitutiv für historiographische Tätig-

keit. Nicht zufällig ist es die unbestrittene ‚Textualität der Geschichte‘, an der sich besonders heftige methodische Kontroversen innerhalb der Geschichtswissenschaft entzündet haben. Der Begriff ‚Textualität der Geschichte‘ bedarf allerdings einer Präzisierung: Er verweist zum einen darauf, dass es sich bei den Quellen, die der Historiker für seine Arbeit nutzt, in erster Linie um schriftliche Quellen handelt, und zielt zum anderen auf die Tatsache, dass die Darstellung der aus den Quellen gewonnenen Erkenntnisse ebenfalls primär im Medium des Textes erfolgt. Vergangenheit wird demnach in doppeltem Sinne sprachlich tradiert. Sowohl die Überlieferung individueller und kollektiver Erfahrung als auch die Interpretation dieser Überlieferung durch den Geschichtsschreiber beruhen wesentlich auf Verschriftlichung; der Historiker befasst sich mit Texten aus der Vergangenheit und er verfasst Texte über die Vergangenheit. Dass die Frage nach der Leistungsfähigkeit von Sprache, nach dem Zusammenhang von Sprache und Erkenntnis und vor allem nach dem Verhältnis zwischen Sprache und Wirklichkeit Historiker seit jeher beschäftigt hat, liegt auch und gerade in deren Angewiesensein auf sprachlich-textuelle Kommunikation begründet (439, S. 9–22).

Die sich aus diesem Befund ergebenden Probleme wurden bereits früh thematisiert. Ging es den Gründervätern der historistischen Geschichtswissenschaft zunächst darum, mit Blick auf die zu bearbeitende Überlieferung eine Methode zu entwickeln, mit deren Hilfe die Zuverlässigkeit einer Quelle überprüft und beurteilt werden konnte, kreiste die methodische Diskussion, nachdem die kritische Quellenvergleichen sich innerhalb der akademischen Geschichtswissenschaft durchgesetzt hatte, vor allem um die Frage, wie eine wissenschaftlichen Standards genügende Historiographie beschaffen zu sein habe. Es galt, die nach rhetorischen Prinzipien verfahrenende Geschichtsschreibung der Aufklärung zu überwinden und eine Darstellungsform zu finden, welche die Literarizität der Historiographie minimierte, weil sie die Rationalität des Vermittelten bedrohte. Dabei sollte allerdings der auch von Leopold von Ranke eingeräumte Kunstcharakter historischen Erzählens nicht völlig preisgegeben werden.

‚Textualität‘ von
Geschichte

Die mit der sprachlichen Konfiguration geschichtlicher Quellen und geschichtlicher Darstellung zusammenhängenden Probleme haben die Historiker auch in der Folge beschäftigt. Als besonders anregend erwiesen sich dabei einige Erklärungsmodelle, die in anderen disziplinären Zusammenhängen entwickelt worden waren, so etwa in der (Sprach)Philosophie (Ludwig Wittgenstein, John L. Austin, Hans-Georg Gadamer, Richard Rorty, Jean-François Lyotard), der Linguistik (Ferdinand de Saussure, Roman Jakobson, Roland Barthes), der Literaturwissenschaft (Jacques Derrida, Hans Robert Jauss) oder der Kulturanthropologie (Claude Lévi-Strauss, Clifford Geertz) und der von ihr angestoßenen Writing-Culture-Debatte (397, S. 93 ff.; 411). Die genannten Ansätze fanden Eingang in die *Annales*, dienten dort sowohl der Begründung einer Strukturgeschichte als auch der Legitimation einer narrativ verfahrenen Historiographie, sie beeinflussten die Sprachreflexion innerhalb der anglo-amerikanischen *Intellectual History* (v. a. John Pocock, Quentin Skinner) und wirkten noch in der deutschen Begriffsgeschichte (Reinhart Koselleck) nach (439, S. 23–45). Die in diesem Zusammenhang formulierten Positionen sind ebenso zahlreich wie hetero-

gen und sie berühren unterschiedlichste Aspekte sprachlicher Kommunikation. Als besonders zentral und virulent, dies zeigt auch und gerade die in Zusammenhang mit dem Geltungsgewinn kulturhistorischer Perspektiven an Intensität gewinnende Debatte um die ‚Textualität‘ von Geschichte, haben sich insbesondere zwei Problemkomplexe erwiesen: Strittig ist zum einen, wie das Verhältnis zwischen Wirklichkeit und Sprache zu beschreiben ist (421, S. 11–31). Lässt sich Sprache als verlässliches Medium der Vermittlung von Realität bestimmen, das heißt bildet sie Realität ab oder stellt sie ein selbstbezügliches Zeichensystem dar, dessen Signifikanten nicht auf die Wirklichkeit verweisen, sondern nur auf andere Signifikanten? Es geht also um die grundlegende Frage, worauf Sprache referiert, und inwiefern sie geeignet ist, Erkenntnisse über historische Wirklichkeit zu ermöglichen. Strittig ist zum anderen, inwiefern die für die Darstellung historischer Befunde konstitutive Form der Geschichtserzählung in der Lage ist, die von einem wissenschaftlichen Text geforderte Rationalität zu gewährleisten. Unterliegt Historiographie, so lautet hier die Frage, nicht notwendigerweise den Gesetzmäßigkeiten poetischer Narration, und lässt sie sich unter dieser Prämisse überhaupt von fiktionalen Geschichtserzählungen, etwa Romanen oder Novellen, abgrenzen? Es sind die hier benannten Probleme sprachlicher Repräsentation, um die jene durchaus kontroversen Diskussionen kreisen, die unter dem Begriff ‚linguistic turn‘ subsumiert werden und die im Folgenden ausführlicher dargestellt werden sollen.

Die Neue Kulturgeschichte und der ‚linguistic turn‘

Realität jenseits
der Sprache?

Unter ‚linguistic turn‘ – der Begriff erschien erstmals im Titel eines vom amerikanischen Philosophen Richard Rorty herausgegebenen Sammelbandes (453) – lassen sich eine Reihe durchaus heterogener Ansätze subsumieren, deren gemeinsamen Nenner die grundlegende Skepsis gegenüber einer Auffassung bildet, Sprache stelle ein transparentes Medium zur Erfassung und Kommunikation von Wirklichkeit dar (125; 232, S. 259–278; 427; 465). Sprache, so die These, ermögliche keinen unmittelbaren Zugang zu einer außersprachlichen Realität oder, anders gewendet, eine Realität jenseits der Sprache sei nicht vorstellbar, da Sprache als unhintergehbare Bedingung des Denkens die Welt, die sie beschreibt, immer auch zugleich strukturiert oder überhaupt erst generiert. Im Zentrum der aus dieser Einsicht resultierenden Debatten stand und steht folgerichtig das Problem der Referentialität, die Frage also, worauf Sprache verweist: auf eine wie auch immer geartete Wirklichkeit oder, wie insbesondere die poststrukturalistischen und postmodernen Positionen verpflichteten Autoren betont haben, auf sich selbst als ein Bedeutungen erzeugendes System arbiträrer, d. h. willkürlicher, mit dem jeweils Bezeichneten nicht in einem notwendigen Zusammenhang stehender, Zeichen. „Il n’y a pas de hors-texte“ („Ein Text-Äußeres gibt es nicht“) (414, S. 274 [frz. 1967, S. 227]) – mit diesen Worten hat Jacques Derrida die Konzeptualisierung von Wirklichkeit als eines sprachlichen Artefakts in eine prägnante und viel zitierte Formel gefasst. Die Vorstellung, Sprache stelle ein selbstreferentielles System arbiträrer Zeichen dar, wirft nicht nur grundlegende erkenntnistheoretische Fragen auf, sondern bringt

Eigenmächtigkeit
der Sprache

auch die Überzeugung ins Wanken, verbale Äußerungen seien Ausdruck einer präzise benennbaren Autorintention. Sprache erscheint dann nicht mehr als verlässliches Instrumentarium eines den Kommunikationsvorgang kontrollierenden Subjekts, sondern als eigenmächtiger Akteur.

Angesichts der offenkundigen Tatsache, dass Geschichte und Geschichtswissenschaft auf sprachlicher Kommunikation basieren, sahen sich auch und gerade Historiker genötigt, sich der Provokation des ‚linguistic turn‘ zu stellen (429). Es sind insbesondere zwei Theorieangebote, die innerhalb der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft aufgegriffen und kontrovers diskutiert wurden: zum einen die Diskursanalyse, wie sie insbesondere von Michel Foucault formuliert worden war, und zum anderen Hayden Whites in *Metahistory* und einer größeren Zahl daran anschließender Aufsätze entwickeltes Konzept einer poetisch modellierten Historiographie (413; 416). Warf die Diskursanalyse die Frage nach dem Status des Autors und des Textes innerhalb eines komplexen Zusammenhangs diskursiver Äußerungen auf, so zielten Hayden Whites Überlegungen auf die für Historiker zentrale Herausforderung, ihre anhand von Quellen gewonnenen Erkenntnisse in eine wissenschaftlichen Regeln genügende geschichtliche Erzählung zu übersetzen. Diskursanalytischen Positionen verdankt die Geschichtswissenschaft demnach vor allem Anregungen für die Befassung mit Texten aus der Vergangenheit, während *Metahistory* in erster Linie als Beitrag zum Problem einer adäquaten Darstellung geschichtswissenschaftlicher Befunde zu verstehen ist. Wenn im Folgenden diskursanalytische Positionen und mit ihnen das eingangs thematisierte Postulat eines problembewussten Umgangs mit schriftlichen Quellen zurückgestellt wird zugunsten einer ausführlicheren Darstellung der durch Hayden Whites Hauptwerk ausgelösten Debatte, ist dies nicht nur den angesichts des begrenzten zur Verfügung stehenden Raumes notwendigen Schwerpunktsetzungen geschuldet, sondern auch sachlich begründet: Die Diskursanalyse hat innerhalb der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft eine breite, teils kritische, teils affirmative Rezeption erfahren (185; 439; dort weitere Literatur). Ungeachtet der Diskussionen, die sie auslöste, ist festzuhalten, dass eine Kontroverse, im Sinne eines ‚Schlagabtauschs‘ aufeinander bezogener prägnanter Stellungnahmen, kaum stattgefunden hat. Außerdem galt das Interesse deutschsprachiger Historiker in der Regel nicht nur und nicht einmal primär den Schriften Michel Foucaults zu verdankenden sprachtheoretischen Impulsen, sondern vielmehr einer Reihe anderer dem umfangreichen und vielfältigen publizistischen Oeuvre des französischen Historikers zu entnehmender Anregungen. Ganz anders stellt sich die Situation im Falle der durch Hayden Whites *Metahistory* erneut entfachten Debatte um den narrativen Charakter wissenschaftlicher Historiographie dar. Das Opus magnum des amerikanischen Geschichtstheoretikers hat zunächst innerhalb der anglo-amerikanischen Forschung und dann auch und vor allem im deutschsprachigen Raum eine lebhafte und kontroverse Auseinandersetzung um die darin postulierten Thesen ausgelöst und die methodische Reflexion zum Problem des Erzählens von Geschichte während zweier Jahrzehnte beherrscht. Pointiert hat Ute Daniel diesen Sachverhalt in die These gefasst, der ‚linguistic turn‘ sei erst als ‚narrative turn‘ zum Skandal geworden (127, S. 432). Im Mittelpunkt der nun folgen-

Diskursanalyse

den Ausführungen steht deshalb nicht die Rezeption der französischen Diskursanalyse innerhalb der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft; das Augenmerk richtet sich vielmehr auf jene Beiträge, welche Hayden Whites vielfach kritisierte Konzeptualisierung historiographischer Tätigkeit zum Anlass genommen haben, die mit der Darstellung geschichtlicher Erkenntnisse verbundenen Probleme einer grundlegenden Reflexion zu unterziehen.

Geschichte und Erzählung

„Narrative turn“

„Im Zentrum einer postmodernen Reflexion auf die Grundlagen dessen, was der Historiker tut“, so Jörn Rüsen in einem 1991 veröffentlichten Aufsatz über ‚Postmoderne Geschichtstheorie‘, stünden „nicht mehr die Geschichte als Erkenntnisobjekt und die methodische Strategie ihrer Erforschung, sondern Geschichte als Erzählkonstrukt und die Strategien seiner Hervorbringung“ (458, S. 39). Nun ist das Problem historiographischer Narration keinesfalls nur innerhalb der in Deutschland ohnehin eher widerwillig rezipierten postmodernen und poststrukturalistischen Theoriebildung thematisch geworden (396), sondern hat Historiker bereits beschäftigt, bevor Hayden Whites von manchen als Provokation empfundenes Buch *Metahistory* die Gemüter zu erregen begann (440, S. 127–187; 446). Dies gilt auch und gerade für den deutschsprachigen Raum, wo das Problem wissenschaftlicher Erzählung bereits seit den 1970er Jahren verstärkt Aufmerksamkeit gefunden hatte (401; 433; 436; 454). Die zunächst eher zögerliche (97, S. 89), dann jedoch zunehmend intensive Rezeption Hayden Whites im deutschsprachigen Raum (475, S. 148) dürfte nicht zuletzt mit einer Sensibilisierung für Fragen der Darstellung von Geschichte zusammenhängen, die sich einer länger zurückreichenden und interdisziplinär geführten Auseinandersetzung mit der Historiographie als methodischer Herausforderung verdankt. Noch entscheidender für die Aufmerksamkeit, die Hayden White in Deutschland in verschiedenen Disziplinen – neben der Geschichtswissenschaft wäre vor allem die Literaturwissenschaft zu nennen – gefunden hat, dürfte allerdings die Tatsache sein, dass sowohl Whites Hauptwerk *Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe* (1973) [dt. *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa* (1991) (483)], als auch die Mehrheit seiner wichtigen Aufsätze zum Problem historiographischer Narration in deutscher Übersetzung vorliegen. Dies gilt für *Tropics of Discourse. Essays in Cultural Criticism* (1978) [dt. *Auch Klío dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Topologie des historischen Diskurses* (1986) (480)] ebenso wie für *The Content of the Form. Narrative Discourse and Historical Representation* (1987) [dt. *Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung* (1990) (482)] sowie für eine Reihe weiterer, in Sammelbänden und Zeitschriften veröffentlichter Beiträge und Interviews (485; 486; 487; 488; 490). Richard Vann hat in seinem Überblick über die Rezeption Hayden Whites denn auch festgestellt, dass in Deutschland, anders als in den USA, Whites nach dem Erscheinen von *Metahistory* veröffentlichte Aufsatzsammlungen zitiert und vereinzelt diskutiert wurden (475, S. 142). Von Belang für die Wahrnehmung Hayden Whites in Deutschland war schließlich der Umstand, dass die Repräsentanten jener ‚Narrativi-

Hayden White

tätsdebatten', die sich im anglo-amerikanischen Raum, in den Niederlanden sowie in Frankreich in Anlehnung an und in Abgrenzung von Whites *Metahistory* entsponnen hatten, vereinzelt auch hierzulande Gehör fanden.

Auch für den anglo-amerikanischen Bereich gilt, dass die jüngere theoretische Diskussion um historische Erzählung nicht erst mit Hayden White beginnt (460). Lange vor ihm hatte etwa der amerikanische Philosoph Louis O. Mink die narrative Struktur historischer Darstellung zum Anlass genommen, systematische Überlegungen zum Erkenntniswert des Erzählens anzustellen (473), und 1979 erschien in der Zeitschrift *Past and Present* Lawrence Stones berühmte gewordener Aufsatz *The Revival of the Narrative. Reflections on New Old History* [dt. *Die Rückkehr der Erzählkunst. Gedanken zu einer neuen alten Geschichtsschreibung* (1986) (466)], in dem der englische Sozialhistoriker die von ihm beobachtete ‚Wiederkehr des Erzählens‘ innerhalb der Geschichtswissenschaft kritisch analysiert. Sowohl Louis O. Mink als auch Lawrence Stone haben sich in der Folge mit Hayden Whites Thesen beschäftigt. Ist Minks Haltung durch wohlwollendes Interesse und eine partielle Annäherung an die in *Metahistory* postulierten Thesen gekennzeichnet (473), so gehört Stone zu den vehementesten Kritikern einer Auffassung, die keine vorstellbare Realität außerhalb der Sprache zulässt. Erhellend ist in diesem Zusammenhang ein Anfang der 1990er Jahre in *Past and Present* ausgetragene Kontroverse zwischen Stone und jüngeren Exponenten einer postmodern orientierten Geschichtswissenschaft (431; 432; 462; 467; 468). Stone ist nicht der einzige Historiker, der den im Kontext des ‚linguistic turn‘ formulierten konstruktivistischen Positionen eine Absage erteilt. Seit Hayden Whites in seinem bereits 1966 publizierten Aufsatz *The Burden of History* (479) und den in den folgenden Jahren erschienenen, daran anknüpfenden Veröffentlichungen die Möglichkeit, zwischen wissenschaftlicher und poetischer Narration trennscharf zu unterscheiden, grundsätzlich in Frage gestellt hatte, wurden dessen Thesen innerhalb der anglo-amerikanischen Geschichtswissenschaft lebhaft diskutiert und mit zahlreichen, zumeist kritischen Argumenten konfrontiert (426; 430; 460, S. 340–370; 475). Ein auch nur oberflächlicher Blick auf die vor allem in historischen Zeitschriften wie *History and Theory* (474), *Past and Present*, *Journal of the History of Ideas*, *Clio*, *American Historical Review* oder *Central European History*, aber auch philologischen Periodika wie *New Literary History* oder *Critical Inquiry* ausgetragenen Kontroversen macht deutlich, dass viele der im Kontext der in Deutschland entfachten Diskussion um *Metahistory* formulierten Einwände bereits von amerikanischen und britischen Historikern vorgetragen worden waren (475, S. 149–155). Nicht zufällig ist es ein englischer Historiker, Richard J. Evans, der in seinem 1997 erschienenen, in Deutschland nicht un widersprochen gebliebenen (448) Buch *In Defence of History* [dt. *Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis* (1998) (417)] besonders scharf mit Positionen abrechnet, wie sie unter anderem auch Hayden White vertritt. Es wäre nun allerdings verfehlt, die Wahrnehmung Hayden Whites innerhalb des anglo-amerikanischen Forschungsdiskurses auf eine Haltung distanzierter Skepsis zu reduzieren. *Metahistory* hat im Gegenteil eine Reihe von Historikern, Philosophen und Literaturwissenschaftler angeregt, in durchaus nicht unkritischer, jedoch grundsätzlich wohlwollen-

der Auseinandersetzung mit den darin vertretenen Auffassungen eigene Beschreibungsmodelle des intrikaten Verhältnisses zwischen Literatur und Geschichte zu entwerfen. Zu nennen wären in diesem Zusammenhang etwa der amerikanische Ideenhistoriker Dominick LaCapra und hier vor allem dessen Aufsatzsammlung *History and Criticism* (1985) [dt. *Geschichte und Kritik* (1987) (438)] (vgl. dazu 402; 437).

Eine vergleichsweise intensive Rezeption hat Hayden White auch in den Niederlanden erfahren. Hier sind insbesondere der von dekonstruktivistischen Positionen ausgehende Philosoph Frank R. Ankersmit sowie der Geschichtstheoretiker Chris Lorenz erwähnenswert, deren Beiträge zum Problem historischer Darstellung vereinzelt auch in deutscher Sprache publiziert wurden (393; 394; 395; 440; 441) und, dies gilt insbesondere für Lorenz' kritisch-differenzierte Interventionen zum ‚linguistic turn‘, die Debatte im deutschsprachigen Raum bereicherten. Eher verhalten haben hingegen französische Historiker auf die Herausforderung durch Hayden White reagiert. Dies dürfte nicht zuletzt damit zusammenhängen, dass in Frankreich mit Paul Veynes *Comment on écrit l'histoire* (1971) [dt. *Geschichtsschreibung – Und was sie nicht ist* (1990) (476)], Michel de Certeaus *L'écriture de l'histoire* (1975) [dt. *Das Schreiben der Geschichte* (1991) (405)], und Paul Ricoeurs dreibändigem Werk *Temps et récit* (1983–85) [dt. *Zeit und Erzählung* (1988–91) (451)] gleich mehrere eigenständige Beiträge zum Problem der Geschichte als Erzählung vorgelegt worden sind. Immerhin hat sich in der Kontroverse um Hayden White auch Paul Ricoeur zu Wort gemeldet (452), und Roger Chartier hat in jüngerer Zeit wiederholt gleichermaßen kritisch und pointiert Stellung zu *Metahistory* bezogen (407; 409; 410).

Es waren Übersetzungen seiner wichtigsten Publikationen, die Hayden White in Deutschland den Weg ebneten; die Rezeption seiner Thesen setzte allerdings vergleichsweise spät ein und war von Beginn an durch offenkundige Skepsis gekennzeichnet. Bereits 1992, die Auseinandersetzung mit *Metahistory* hatte noch kaum begonnen, wurde die Aktualität Hayden Whites dezidiert bestritten (478), was allerdings nicht verhinderte, dass wenig später die Zeitschrift *Storia della Storiografia* Hayden Whites *Metahistory* gleich zwei Hefte widmete [*Storia della Storiografia* 24 und 25 (469 und 470)] und in der Folge in *Geschichte und Gesellschaft* eine Reihe von Aufsätzen erschien, in denen der ‚linguistic turn‘ im Allgemeinen und Hayden Whites Thesen im Besonderen einer mehr oder weniger differenzierten Kritik unterzogen wurden. Zwar hat Egon Flaig vor nicht allzu langer Zeit die Wirkungslosigkeit Whites behauptet und in diesem Zusammenhang konstatiert, der amerikanische Geschichtstheoretiker erlebe einen „schnellen Niedergang“ (418, S. 33), dennoch haben auch prominente deutsche Historiker keine Scheu bekundet, sich an der durch Hayden White ausgelösten Kontroverse mit Beiträgen in Periodika und Sammelbänden zu beteiligen.

Bevor deren Überlegungen gebündelt werden, ist es allerdings notwendig, Hayden Whites Auffassung historischer Narration in ihren wesentlichen Punkten vorzustellen (439, S. 45–50; 445, S. 466–471; 471; 491). Worin genau die Provokation von *Metahistory* besteht, offenbart erst die Beschäftigung mit dem Text selbst, einem Text, der, darin sind sich auch die meisten Kritiker Hayden Whites einig, neben in der Tat problematischen Postulaten

eine Reihe luzider Analysen historiographischer und geschichtsphilosophischer Werke des 19. Jahrhunderts bietet.

Den Ausgangspunkt von *Metahistory* bildet die Bestimmung des historiographischen Textes als „offensichtlich verbale Struktur in der Form einer Erzählung“ (483, S. 9). Historiographie erscheint als Resultat der literarischen Tätigkeit des Historikers, eine Tätigkeit, die White in mehrere Schritte untergliedert. Am Anfang steht die „Chronik“, die Bildung einer zeitlichen Sequenz aus dem historischen Material, den „Elemente[n] des historischen Feldes“ (483, S. 19). Diese ‚Chronik‘ nun wird in eine konsistente Erzählung, die einen Anfang, eine Mitte und ein Ende aufweist, überführt, es erfolgt die „Transformation der Chronik in eine Fabel“ (483, S. 19). Auf die Herstellung einer diachronen Erzählung folgt die Erörterung der sie kennzeichnenden synchronen Zusammenhänge. Dabei unterscheidet White drei verschiedene, komplementäre Formen der Erklärung: die „Erklärung durch narrative Modellierung“ dient der Bestimmung der Grundform, der ein Text zugeordnet werden kann. Als mögliche Grundformen nennt White im Rückgriff auf Northrop Frye die Romanze, die Tragödie, die Komödie und die Satire (483, S. 21–25). Die „Erklärung durch formale Schlussfolgerung“ erklärt eine historische Ereigniskette durch die Offenlegung ihrer Kausalität, durch die Benennung von Gesetzmäßigkeiten, die den Verlauf geschichtlichen Geschehens leiten. Dabei unterscheidet Hayden White, diesmal in Anlehnung an Stephen C. Peppers *World Hypotheses. A Study in Evidence* (1942) wiederum zwischen vier unterschiedlichen Grundformen in diesem Fall kausaler Erklärung, der formativistischen, der mechanistischen, der organizistischen sowie der kontextualistischen (483, S. 25–38). Die „Erklärung durch ideologische Implikation“ schließlich ermöglicht die Antwort auf die Frage, welche Schlüsse „sich aus der Analyse vergangener Ereignisse für das Verständnis gegenwärtiger ziehen lassen“ (483, S. 38). Auch hier geht White, frei nach Karl Mannheim, von vier Grundformen ideologischer Modellierung aus, der anarchistischen, der radikalen, der konservativen sowie der liberalen (483, S. 38–47). Aus der bewussten Kombination der vorgängig genannten Grundformen nun entwickelt der Historiker seinen eigentümlichen historiographischen Stil. Er ist in der Wahl der zu kombinierenden Elemente allerdings nicht völlig frei, wird sich in der Regel auf einen von vier Haupttypen beschränken, die White im Rekurs auf Giambattista Vicos Tropenlehre sowie Kenneth Burkes in *A Grammar of Motives* (1945) entwickeltes sprachtheoretisches Modell mit den vier die „Tiefenstrukturen der historischen Einbildungskraft“ (483, S. 50) bezeichnenden ‚Tropen‘ Metapher, Metonymie, Synekdoche und Ironie in Beziehung setzt (483, S. 50–57).

Die Entscheidung zugunsten eines spezifischen Darstellungskonzepts in den in der Folge analysierten Werken der Historiker Jules Michelet, Leopold von Ranke, Alexis de Tocqueville und Jacob Burckhardt ist – dies die zentrale These Hayden Whites – nicht wissenschaftslogisch begründet, sie wurzelt vielmehr in der Individualität des jeweiligen Geschichtsforschers und verdankt sich seiner „präkognitiven und vorkritischen“ Einbildungskraft, die sein historiographisches Artefakt strukturierte (483, S. 50). Wie auch der Verfasser poetischer Geschichtserzählungen gestaltete der Historiker Geschichten aus Geschichte, verwandte (empirisch) Vorgegebenes in eine mit Hilfe

‚Metahistory‘

Historiographie
gleich Poesie?

poetologischer Kategorien beschreibbare Narration. Historiographie ist, so das Postulat, nicht weniger eine Form der Fiktionsbildung als Dichtung: beide erweisen sich als Ergebnis eines subjektiven Konstruktionsaktes und beide verfügen über eine letztlich rhetorische Struktur.

Dass eine derart weitgehende Annäherung von historiographischer und poetischer Tätigkeit bei denjenigen Historikern, die von einer Darstellung geschichtlichen Geschehens in erster Linie methodische Überprüfbarkeit fordern, auf Widerstand stoßen musste, leuchtet ein. Zwar geht White nicht so weit, diskursive Erkenntnis als Faktor historischer Bewusstseinsbildung zu negieren, er vermittelt im Gegenteil Erzählung und Erklärung durch das Konzept eines Textes, der diachrone und synchrone Strukturelemente verbindet. Indem er jedoch historiographische Tätigkeit prinzipiell als poetischen Akt definiert, unterminiert er deren wissenschaftlichen Anspruch. Es dürfte so gesehen kaum überraschen, dass *Metahistory* vehementen Widerspruch erfahren hat und sowohl die darin entfaltete Argumentation als auch die aus dieser Argumentation hervorgehenden Thesen einer mehr oder weniger differenzierten Kritik unterzogen wurden.

Kritik an
,Metahistory'

Die gegen Hayden White vorgebrachten Einwände betreffen zum einen seine Vorgehensweise in *Metahistory*: Kritisiert wird erstens der übertriebene Schematismus seines Modells (403, S. 82). White präsentiere die „Welt im Viererpack“ (434), bediene sich eines zu grobmaschigen Analyserasters, um der Komplexität historiographischer Tätigkeit gerecht zu werden. Sein Formalismus berge die Gefahr des Reduktionismus (439, S. 50) – ein Vorwurf, den White mit dem Hinweis darauf, er habe die formalistische Prägung seines Werks nie verleugnet, zurückgewiesen, jedoch nicht entkräftet hat (488, S. 247) – und begünstige eine Betrachtungsweise, die historische Sinnbildung in einem „ahistorischen Raum struktureller Beziehungen“ ansiedelt (456, S. 155).

Nicht weniger problematisch als der Systemcharakter von Whites *Metahistory* erscheint den meisten Kritikern zweitens der dezisionistische Charakter des darin entfalteten Modells historiographischer Tätigkeit (491, S. 162). Dies betrifft nicht nur die dieses Modell begründenden Kategorien – Hayden White hätte, wie Gerrit Walther in Anlehnung an Johann Gustav Droysens Kritik an Georg Gottfried Gervinus formuliert, ebenso gut andere Schemata wie etwa dasjenige der vier Jahreszeiten oder das der vier Temperamente heranziehen können (478, S. 29) –, sondern auch und vor allem die Kriterien, nach denen Historiker aus den ihnen zur Verfügung stehenden Beschreibungsmustern eine Auswahl treffen. Die in *Metahistory* postulierte Klassifizierung erscheint demnach als willkürlich; es fehlen Präferenzkriterien, welche die Entscheidung zugunsten eines spezifischen Modells historiographischer Darstellung erklären und damit einer rationalen Überprüfung zugänglich machen könnten (415, S. 23; 457, S. 33).

Widerspruch erfahren hat darüber hinaus und drittens das in *Metahistory* verwendete Konzept der Tropen, das nur vereinzelt für den Umgang mit historiographischen Texten fruchtbar zu machen versucht wurde (477). Prekär erscheint nicht wenigen Autoren die Eigenwilligkeit und Inkonsistenz, die Whites Gebrauch eines aus der klassischen Rhetorik bekannten Konzepts kennzeichnet (420, S. 22–28). Whites Tropologie, die bereits von amerika-

nischen Kritikern als eher kryptisch beurteilt worden war (475, S. 150f.), erscheint in dieser Sicht als wenig tragfähige Basis für das in *Metahistory* erörterte Modell historischer Narration. Noch grundsätzlicher lautet die Kritik Herta Nagl-Docekal und Siegfried Kohlhammers: Erstere moniert, Hayden Whites strukturalistische Lesart der Tropologie führe in eine Aporie; das geschichtsphilosophische Fundament, dessen grundlegende Bedeutung für die historiographische Aneignung von Geschichte White wiederholt herausstreicht, werde in seinem Geltungsanspruch nicht gestärkt, sondern vielmehr endgültig ‚erledigt‘ (445, S. 476f.). Kohlhammer kritisiert, Whites Tropenlehre untergrabe das empirische Fundament der Historie (434, S. 902), sie zielen auf die „Verstoßung der Geschichtswissenschaften aus dem Bereich der Wissenschaften (434, S. 903).

Die von Hayden White bewerkstelligte ‚Entrationalisierung‘ der Geschichtswissenschaft spiegelt sich, will man seinen Kritikern glauben, auch in dessen Vorgehensweise. Der Vorwurf begrifflicher Unschärfe wird ebenso erhoben (478, S. 31f.) wie derjenige logischer Ungereimtheiten. Für fast jede These des Autors finde der aufmerksame Leser in *Metahistory* auch die Widerlegung (398, S. 519), das Buch wirke wie ein „ratloses Selbstgespräch“ (398, S. 520), das sich in immer neue Widersprüche verstricke. Die in den einleitenden Kapiteln exponierten Kategorien spielten in den Kapiteln über die von Hayden White behandelten Historiker und Geschichtsphilosophen keine Rolle mehr, sondern lösten sich in einem merkwürdig anmutenden „Verdampfungsprozess“ (478, S. 31) förmlich auf; Theorie und Fallanalysen stünden in *Metahistory* denn auch inkongruent nebeneinander (420, S. 10 Anm. 17). Dass Hayden White in seinem umstrittenen Werk nicht nur die Standards wissenschaftlicher Analyse missachte, sondern hinsichtlich der von ihm untersuchten Autoren zu unhaltbaren Befunden gelange, wird ebenfalls betont und in diesem Zusammenhang etwa dessen Einschätzung Leopold von Rankes (399) oder Edward Gibbons (400) kritisiert. Die Ursache für die bisweilen wenig überzeugende Interpretationsleistung Whites erkennt Georg G. Iggers im Umstand, dass dieser in *Metahistory* die seiner Studie zugrunde gelegten Klassiker der Historiographie des 19. Jahrhunderts keiner systematischen Untersuchung würdigt. Statt die Werke der von ihm behandelten Geschichtsforscher einer sorgfältigen Lektüre und Deutung zu unterziehen, beschränke sich White auf die Rekonstruktion ihres geschichtstheoretischen Horizonts und verzichte darauf, die Relevanz der jeweils eruierten Geschichtsauffassung für die historiographische Praxis zu überprüfen (428, S. 330).

Angesichts der zahlreichen und dezidiert vorgetragenen Einwände gegen Hayden Whites *Metahistory* und die darin entwickelte Poetik der Geschichtsschreibung wirkt der bisweilen laut werdende Vorwurf, mit seinem Modell historischer Darstellung habe der amerikanische Geschichtstheoretiker offene Türen eingerannt (444, S. 364), wenig überzeugend. Wenn die in *Metahistory* entwickelten Kategorien nicht mehr sind als „nachträglich geprägte Formeln für Befunde, die durch traditionelle ideengeschichtliche Forschung gewonnen wurden“ (478, S. 33), stellt sich die Frage, weshalb sie dann für so große Aufregung unter Historikern zu sorgen vermochten. Die von *Metahistory* ausgehende Provokation, so könnte die Antwort lauten, be-

Geschichte als
Wissenschaft?

steht nicht allein und nicht einmal primär in den vorgängig benannten, in der Fachdiskussion problematisierten Thesen, sondern berührt den Kern der Legitimation von Geschichte als Wissenschaft. Die meisten Kritiker haben denn auch vor allem auf drei Konsequenzen hingewiesen, die sich aus der in *Metahistory* begründeten ‚Literarisierung der Historie‘ ergeben: Wenn, wie dies Hayden White in seinem Hauptwerk postuliert, der Unterschied zwischen Geschichtsphilosophie und Geschichtsschreibung nur ein scheinbarer ist, wenn außerdem zwischen Geschichtsdichtung und Geschichtsschreibung allenfalls eine graduelle, keinesfalls jedoch eine kategoriale Differenz beschrieben werden kann, verliert die Historiographie ihren autonomen Status als Wissenschaft. Jene für die historistische Auffassung von Historie grundlegende Grenzziehung zwischen Geschichtsphilosophie als die Kausalität historischen Wandels reflektierender Operation, Geschichtspoesie als künstlerischen Regeln gehorchender Darstellung vergangenen Geschehens und Geschichtswissenschaft als empirisch verankerter Erforschung historischer Realität, die Leopold von Ranke in seiner Einleitung zur Vorlesung über die *Idee der Universalhistorie* (1831/32) vollzogen hatte (449), erscheint obsolet. Im Zuge einer radikalen Konvergenzbewegung werden die Grenzlinien zwischen den verschiedenen Aneignungs- und Deutungsmodi von Geschichte verwischt.

Daraus ergibt sich als zweite Konsequenz eine ‚Entrationalisierung‘ der Geschichtswissenschaft. Wenn Historiographie nichts anderes sein soll als ein poetischer Akt, dann, so die Kritik, wird ihr jene Rationalität abgesprochen, die den Wissenschaftscharakter von Historie überhaupt erst begründet (425, S. 217). Wenn der wissenschaftlichen Darstellung von Geschichte dieselbe metaphorische Qualität eigen ist wie einer literarischen Narration, bedeutet dies, dass die Geltung forschungsbasierter Argumente als Entscheidungskriterium für konkurrierende und einander ausschließende historische Erzählungen a priori negiert wird (441, S. 626). Die historischen Forschungsoperationen (z.B. Quellenkritik und -analyse, Begriffsbildung, Hypothesenbildung, Kontextualisierung, Relevanzbestimmung) erscheinen als belanglos, obwohl gerade sie es sind, die die Wissenschaftlichkeit historischer Darstellung garantieren; Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung treten auseinander, statt sich im Akt historischer Rekonstruktion zu verbinden (441, S. 630). Damit, und dies ist die dritte, sich aus den in *Metahistory* formulierten Thesen ergebende Konsequenz, verliert die Geschichte als Wissenschaft definitiv die Möglichkeit, zu objektivierbaren Erkenntnissen zu gelangen. Wenn Hayden White mit Blick auf die historiographische Erzählung den Bezug zur „Erfahrungsdimension“ und damit jener „Wirklichkeit, die der historischen Imagination erst den Stoff geliefert hat“ (398, S. 520), leugnet, ignoriert er den Wahrheitsanspruch wissenschaftlicher Darstellung (441, S. 627); sein Textualismus, so Chris Lorenz, entpuppt sich als „radikale Form des Relativismus“ (440, S. 177).

Was ist Wahrheit?

Auf die auch ethischen Implikationen einer derartigen Auffassung von Geschichte haben jene Historiker aufmerksam gemacht, die Hayden White mit dem Vorwurf konfrontierten, er leiste revisionistischen Positionen Vorschub, liefere den Leugnern der nationalsozialistischen Verbrechen Argumente für deren Position. Im Zuge der dadurch ausgelösten Debatte, in der es zentral

darum ging zu klären, auf welche Weise „eine stabile Wahrheit der Ereignisse in einem fraglos instabilen literarischen Medium“ gewährleistet werden könne (492, S. 140), hat White sich bemüht, seine Position zu präzisieren (419; 489). Die in diesem Zusammenhang vorgenommene Differenzierung zwischen einer als gegeben betrachteten außersprachlichen und einer sprachlich konstruierten Wirklichkeit wirft allerdings, wie Hans-Jürgen Goertz kürzlich betont hat, mehr Fragen auf als sie beantwortet. Indem Hayden White die Auffassung vertritt, die unbestreitbare Tatsache, dass historische Erfahrung nie unmittelbar, sondern immer als durch Sprache strukturiert wahrgenommen wird, heiße nicht, die Existenz einer objektiven, unabhängig von der Perzeption der Menschen sich manifestierenden Wirklichkeit zu negieren, setzt er ontologisch eine Realität voraus, die erkenntnistheoretisch in sprachlicher Gestalt erscheint (421, S. 17). Die dadurch vollzogene Gegenüberstellung zwischen bloßen Fakten einerseits und interpretierender Geschichtsschreibung andererseits trage nicht nur nichts zur Lösung des Problems bei, wie eine empirisch fundierte Historiographie auszusehen habe, sie verschleierte außerdem, dass Fakten als *historische* Fakten immer schon interpretierte Fakten sind (421, S. 23).

Hayden White vorzuwerfen, dass er seine in *Metahistory* entwickelte Theorie der Geschichtsschreibung später widerrufen habe, dadurch unglaublich geworden und deshalb keiner Beachtung wert sei (418, S. 34f.), ist nicht redlich. Was soll daran verwerflich sein, wenn ein Wissenschaftler seine eigenen Prämissen und Befunde immer neu einer kritischen Reflexion unterzieht, und weshalb sollen zur Diskussion gestellte Modelle schlagartig ihre Relevanz einbüßen, nur weil die ihnen inhärente Problematik klarer ins Bewusstsein tritt? Es ist denn auch nur eine Minderheit unter den sich an der Narrativitätskontroverse beteiligten Historikern, welche die Bedeutung von Hayden Whites *Metahistory* gering veranschlagt und etwa betont, Whites abstrakte Schemata hätten sich als theoretisch nicht anschlussfähig erwiesen (400, S. 137) beziehungsweise sein Konzept sei für die *Praxis* der Geschichtsschreibung folgenlos geblieben. Nicht wenige Autoren heben demgegenüber das Anregungspotential von Hayden Whites Thesen hervor: *Metahistory* verdanke die Geschichtswissenschaft auch in Deutschland „eine erneute Sensibilisierung für das eigene Schreiben und eine erhöhte Aufmerksamkeit für die Sprache der Quellen“ (423, S. 68; vgl. auch 404, S. 325); Whites Überlegungen hätten den Anstoß zu einer produktiven Reflexion über die Prämissen historischer Tätigkeit geliefert (425, S. 230). Peter Schöttler plädiert denn auch für eine gleichermaßen selbstbewusste und pragmatische Auseinandersetzung mit den im Kontext des ‚linguistic turn‘ vertretenen Positionen (461), ebenso Ute Daniel, die in diesem Zusammenhang zugleich an jene weiterhin klärungsbedürftigen Probleme erinnert, die sich mit Blick auf die ‚Textualität‘ der Geschichte stellen (127, S. 439–442).

Anregungen durch
„Metahistory“

Inwiefern die von der Kontroverse um *Metahistory* ausgehenden theoretisch-methodischen Impulse eine nachhaltige Wirkung gezeitigt haben, lässt sich zum jetzigen Zeitpunkt nicht einfach beantworten. Anders als im anglo-amerikanischen Raum (424) scheint die durch Hayden White ausgelöste Auseinandersetzung mit den Modi historiographischer Darstellung (noch) keine neuen Formen der Geschichtsschreibung generiert zu haben. Hinge-

gen hat sie auf die theoretische Selbstvergewisserung der Historiker befruchtend gewirkt und nicht nur in den USA – zu denken wäre etwa an die auch hierzulande rezipierte Mediävistin Gabrielle M. Spiegel (463; 464) –, sondern auch in Deutschland dazu angeregt, neue Konzepte von Geschichtsschreibung zu entwerfen, welche der ‚Textualität‘ historischer Darstellung gerecht werden, ohne deren Anspruch auf Wissenschaftlichkeit zu unterminieren. Es ist insbesondere Jörn Rüsen, der wiederholt dafür plädiert hat, die Rationalität und damit die Modernität der Geschichtsschreibung nicht preiszugeben (458; 459). Rüsen anerkennt die grundsätzlich narrative Struktur historischer Sinnbildungsleistung; die Frage, die sich der Historiker zu stellen habe, laute jedoch nicht einfach, was es heiße historisch zu erzählen, sondern was es heiße, *vernünftig* historisch zu erzählen (455). Rüsens geschichtstheoretische Bemühungen zielen darauf, Geschichtsschreibung als empirisch fundierte und methodisch regulierte Form der ‚narratio‘ zu begründen und der Geschichtswissenschaft damit jene disziplinäre Autonomie zurückzugeben, die Hayden White ihr abgesprochen hatte.

Dass die von Hayden White ausgehende Provokation den Blick für die sich aus der narrativen Verfasstheit geschichtlicher Darstellung ergebenden Herausforderungen geschärft und die geschichtstheoretische Reflexion auch in Deutschland bereichert hat, scheint unzweifelhaft. In den zahlreichen kritischen Stellungnahmen zu Hayden Whites Poetik der Geschichtsschreibung ist allerdings ein Aspekt noch kaum beleuchtet worden, dem für die Auseinandersetzung mit der Historiographie als spezifischer Form der Erzählung erhebliche Bedeutung zukommt. Gemeint ist der institutionelle Status der Geschichtsschreibung, das heißt jene Stelle, die sie innerhalb des kulturellen Kommunikationssystems einnimmt. Zu Recht wurde moniert, die in *Metahistory* begründete ‚Literarisierung der Historie‘ untergrabe das empirische Fundament geschichtswissenschaftlicher Darstellung (447, S. 8) und gehe mit einem Verlust an methodischer Rationalität einher; überzeugend wurde argumentiert, die Verankerung historischer Tätigkeit in einer vorbegrifflichen Sicht der Geschichte rede dem Relativismus historischer Erkenntnis das Wort. Nicht hinreichend reflektiert wurde hingegen die Problematik der für *Metahistory* kennzeichnenden einseitigen Fokussierung auf den Text und dessen formale Gestaltung. Nun ist eine derartige Fokussierung bei einem Autor, der seine Prägung durch den französischen Strukturalismus nie verleugnet hat (484, S. 14), wenig überraschend; die damit einhergehende Verengung der Perspektive wirft allerdings ein grundsätzliches Problem auf. Indem Hayden White den Kontext, in dem ein Werk sich verorten lässt, weitestgehend ausblendet, gerät aus dem Blick, dass der in einer Kommunikationsgemeinschaft geltende Konsens darüber, was einen wissenschaftlichen Text auszeichnet, darüber entscheidet, welcher Status einer Geschichtserzählung zukommt. Es genügt demnach nicht, die spezifische Wertigkeit der wissenschaftlichen Historiographie mit dem Hinweis zu begründen, narrativ verfassende Darstellung von Geschichte sei prinzipiell mit deskriptiven und analytischen Elementen durchsetzt, sei im Sinne der analytischen Philosophie Arthur C. Dantos als Erzählung immer zugleich Erklärung und damit erkenntnistiftend, wie dies etwa Wolfgang J. Mommsen getan hat (443, S. 73f.). Eine kategoriale Unterscheidung zwischen wissenschaftlicher und

Was ist ein wissenschaftlicher Text?

poetischer Narration von Geschichte lässt sich, das immerhin hat Hayden White zu Recht herausgestellt, allein durch die Berücksichtigung der sprachlichen Konfiguration eines Textes nicht gewinnen. „Rein als sprachliche Kunstwerke gesehen sind Geschichtswerke und Romane nicht voneinander unterscheidbar“ (481, S. 145) – so sein gleichermaßen lapidarer und zutreffender Befund. Die Historiographie Rankescher Prägung gründet, wie der Germanist Daniel Fulda herausgearbeitet hat, in einem goethezeitlichen Textmodell und unterscheidet sich hinsichtlich ihrer Erzählmodi in der Tat nicht wesentlich von zeitgenössischen poetischen Geschichtserzählungen (420). Der historische Roman des 19. Jahrhunderts wiederum greift auf Konventionen wissenschaftlicher Darstellung zurück, wie etwa Viktor von Scheffels aus den Recherchen zu einer Habilitationsschrift hervorgegangener und mit einem umfangreichen Anmerkungsapparat versehener *Ekkehard* (1855) belegt. Dass Theodor Mommsens *Römische Geschichte* (1854), ungeachtet der Tatsache, dass sie 1902 mit dem Nobelpreis für Literatur gewürdigt wurde, nicht nur den Zeitgenossen als wissenschaftliches Werk galt, während die nicht selten auf sorgfältigen historischen Vorarbeiten beruhenden Geschichtsromane des 19. Jahrhunderts der fiktionalen Dichtung zugeordnet wurden, hängt also weniger mit deren spezifischer Textorganisation zusammen, als vielmehr mit deren Position innerhalb des literarischen Kommunikationssystems. Es gilt demnach, den unterschiedlichen sozialen, kulturellen und institutionellen *Status* historiographischer und poetischer Geschichtsdarstellung zu berücksichtigen, wie Hans-Jürgen Lüsebrink in seiner Kritik an Hayden White betont hat (442, S. 359); es gilt in diesem Zusammenhang außerdem, die von Roger Chartier wiederholt angemahnte ‚materiale‘ und mediale Bedingtheit eines Textes in die Reflexion zu integrieren (406; 408).

Ausgehend von Überlegungen George Dickies habe ich kürzlich dargelegt, welche Bedeutung kollektiven Zuschreibungen zukommt, wenn es darum geht, den Status eines literarischen Artefakts zu bestimmen (472, S. 330–339). In seiner 1974 publizierten Studie *Art and the Aesthetic* hat der amerikanische Philosoph am Beispiel von Marcel Duchamps Ready-Mades gezeigt, dass deren Geltung als Kunstwerk nicht primär im Gegenstand selbst gründet, sondern vielmehr aus einem sozialen Konsens über dessen kulturelle Signifikanz resultiert. Es sind Institutionen wie Museen, Galerien, Kunstzeitschriften oder akademische Institute und die in ihnen tätigen Individuen (Kuratoren, Kritiker, Wissenschaftler), die letztlich darüber entscheiden, ob eine Schöpfung beanspruchen darf, Kunst zu sein. Die Klassifizierung eines Artefakts als Kunstwerk erfolgt nun allerdings nicht völlig losgelöst von der konkreten Beschaffenheit des jeweiligen künstlerischen Gegenstands. Damit die institutionelle Verortung einer kulturellen Schöpfung konsensuell geschehen kann, bedarf es einer den Urhebern und Betrachtern gemeinsamen Auffassung darüber, welche Eigenschaften ein künstlerisches Werk auszeichnen. Nur wenn das einzelne Kunstobjekt auf offensichtliche Weise Teil hat an einer kollektiv festgelegten Vorstellung dessen, was in Vergangenheit und Gegenwart Kunst war und ist, erscheint es in der Wahrnehmung seiner Betrachter als Kunstwerk.

Was George Dickie mit Blick auf Kunstwerke herausgestellt hat, nämlich dass jede künstlerische Manifestation in eine historisch spezifische kulturelle

Konventionen
über ‚Fakten‘
und ‚Fiktionen‘

Praxis eingebunden ist, welche deren Produktion und Rezeption steuert, trifft mutatis mutandis auch für historiographische Hervorbringungen zu. Ob ein Geschichtswerk als wissenschaftlich gelten darf, hängt nicht in erster Linie von dessen konkreter Textgestalt ab, sondern davon, inwiefern es durch den Rekurs auf Kategorien szientifischer Rationalität den Status als wissenschaftliches Artefakt anstrebt und inwiefern eben dieser Status von den dazu befugten Institutionen bestätigt wird. Übertragen auf das hier interessierende Problem des Verhältnisses zwischen faktischer und fiktionaler Narration von Historie bedeutet dies, dass es vor allem institutionelle Gegebenheiten sind, welche eine Differenzierung zwischen den beiden genannten Modi der Geschichtsdarstellung erlauben. Nicht eine textzentrierte Betrachtungsweise, sondern die Berücksichtigung der Systeme ‚Wissenschaft‘ und ‚Kunst‘ mit den ihnen inhärenten Konventionen öffnet den Blick für die unterschiedliche Bedeutung wissenschaftlicher und poetischer Geschichtsschreibung. Für die Klassifikation einer konkreten Geschichtserzählung ist deren Struktur demnach sekundär, relevanter sind einerseits paratextuelle Merkmale und andererseits kontextuelle Parameter. So dienen Gattungsbezeichnungen wie ‚Roman‘, ‚Novelle‘, ‚Biographie‘ oder ‚Abhandlung‘ im Untertitel ebenso einer institutionellen Verortung wie das Vorhandensein eines Anmerkungsapparats oder einer Bibliographie. Vor- und Nachworte, welche die Intention eines Werks offen legen, der Klappentext, Inhaltsverzeichnisse oder die typographische Gestaltung eines Buches sind weitere Signale, die den jeweiligen Status eines Textes suggerieren. Aufschlussreich sind darüber hinaus kontextuelle, das Kommunikationssystem ‚Kultur‘ betreffende Momente: Die Zeitschrift oder die Reihe, in der ein Text erscheint, die Wahl eines Verlags, Modi der Vermittlung wie Dichterlesung oder wissenschaftlicher Vortrag erleichtern es dem Rezipienten, ein Werk richtig einzuordnen. Die hier angeführten Indikatoren für ‚Faktizität‘ beziehungsweise ‚Fiktionalität‘ sind also an Konventionen gebunden, die darüber entscheiden, welchen Erwartungen eine Geschichtsdarstellung zu entsprechen hat, damit ihr wissenschaftlicher oder dichterischer Status gerechtfertigt erscheint. Diese Konventionen betreffen nicht nur die vorgängig genannten para- und kontextuellen Elemente, sondern, noch grundsätzlicher, die Auffassung darüber, was ein wissenschaftlicher beziehungsweise poetischer Text zu leisten habe.

Regeln rationaler
Erkenntnis

Mit Blick auf das System ‚Wissenschaft‘ nun gilt, dass der Text wahrheitsgemäße Aussagen enthalten und die Verifizierung des Ausgesagten ermöglichen soll. Von einem historiographischen Werk erwartet der Leser demgemäß, dass es Problemstellung und Ergebnis explizit darlegt, dass es mit Hilfe methodisch geregelter Verfahrensweisen die Geltung der rekonstruierten Geschichte sichert, dass es hinsichtlich der verwendeten Quellen transparent bleibt. Nur wenn es dem Autor gelingt, sein Werk als Ergebnis eines kritischen Denkprozesses, im Laufe dessen Fiktionales und Faktisches voneinander geschieden wurden, zu vermitteln, wird der Adressat seiner Geschichtserzählung bereit sein, dieser den Status einer wissenschaftlichen Darstellung zuzugestehen.

Mit der *Metahistory* zu verdankenden Einsicht, dass die historiographischen Werke (nicht nur) des 19. Jahrhunderts sich hinsichtlich ihrer narrativen Konfiguration nicht grundsätzlich von den zeitgenössischen poetischen

Geschichtserzählungen unterscheiden, ist demnach noch nicht allzu viel gewonnen. Die Aneignung und Darstellung geschichtlicher Vergangenheit vollzieht sich im Rahmen historisch spezifischer kommunikativer Praktiken, ‚Faktizität‘ erweist sich damit nicht als Konstitutionsprinzip des Textes, sondern als Ergebnis einer Produzentenintentionen und Rezipientenerwartungen zur Deckung bringenden Kommunikationssituation. Sowohl der Dichter als auch der Historiker versucht, im Medium der Sprache Aussagen über die Vergangenheit zu machen und bedient sich dabei der Kulturtechnik des Erzählens – darin ist Hayden White Recht zu geben. Es ist außerdem richtig, dass sowohl die wissenschaftliche als auch die poetische Geschichtsnarration das Ergebnis einer subjektiven Sinnbildungsleistung darstellen. Der Erzähl- und Konstruktcharakter auch der wissenschaftlichen Historie impliziert allerdings nicht, wie die Kritiker von *Metahistory* richtig betont haben, dass ein historiographisches Werk den Bezug zu dem, was Geschichtsforscher als ‚res gestae‘ bezeichnen, notwendigerweise preisgibt und die methodischen Instrumente, die eine größtmögliche Annäherung an ebendiese ‚res gestae‘ ermöglichen sollen, für obsolet erklärt. Um seinen institutionellen Status zu wahren, muss ein historiographischer Text ungeachtet seines erzählenden Duktus in der Lage sein, den Regeln rationaler Erkenntnisicherung zu gehorchen und den an ihn herangetragenen Erkenntnis- und Wahrheitsanspruch zu erfüllen (441, S. 627). Am Ende läuft der Unterschied zwischen Historiographie und Dichtung wohl wirklich darauf hinaus, dass der Vorwurf der Geschichtsfälschung weder den inkriminierten Literaten noch seine Leser in Aufregung versetzen dürfte, und seinen Status als Poet in keinerlei Weise gefährdet, während derselbe Vorwurf für den beschuldigten Historiker in letzter Konsequenz den Ausschluss aus der Scientific Community bedeuten kann.

b) Bild als Quelle: Der ‚iconic turn‘

Bilder und Geschichte

In Anlehnung an die von Lawrence Stone 1979 in der Zeitschrift *Past and Present* postulierte ‚Wiederkehr der Erzählung‘ ließe sich mit Blick auf die Entwicklungen seit den frühen 1990er Jahren von einer ‚Wiederkehr des Bildes‘ in der Geschichtswissenschaft sprechen. In der Tat fällt auf, dass der wiederholten Klage über den visuellen Analphabetismus vieler Historiker mittlerweile mit einer zunehmenden Zahl von Publikationen begegnet wird, die sich mit Bildern als historischen Quellen befassen. Es dürfte kein Zufall sein, dass Francis Haskell's *History and its Images. Art and the Interpretation of the Past* (1993) [dt. *Die Geschichte und ihre Bilder. Die Kunst und die Deutung der Vergangenheit* (1995) (517)] (dazu 515) und Peter Burkes *Eye-witnessing. The Uses of Images as Historical Evidence* (2001) [dt. *Augenzeugenschaft. Bilder als historische Quellen* (2003) (505)] bereits kurz nach ihrem Erscheinen auch in deutscher Übersetzung vorlagen. Die zunächst vornehmlich im anglo-amerikanischen Kontext geführte Diskussion um ‚Visual Culture‘ (538) hat in jüngerer Zeit auch den deutschsprachigen Raum

Frühe Ausein-
dersetzungen mit
Bildern als
Quellen

erreicht und sowohl die Rückbesinnung auf ältere Theorieangebote als auch neue Ansätze der Bildkritik begünstigt. Der von Bernd Roeck unlängst angemahnte und zugleich prognostizierte ‚visual turn‘ (547) scheint stattzufinden, wie nicht nur die Kataloge wissenschaftlicher Verlage belegen, sondern auch Forschergruppen wie etwa der am Historischen Seminar der Universität Hamburg angesiedelte Arbeitskreis ‚Historische Bildforschung‘. Dass das Motto des 46. Deutschen Historikertags (2006) „Geschichtsbilder“ lautete, darf ebenfalls als Indikator für die Relevanz des Themas gelten.

Es wäre nun allerdings verfehlt anzunehmen, erst die Erfahrung der mit dem Siegeszug der elektronischen Medien einhergehenden Bilderflut habe das Interesse der Geschichte als Wissenschaft auf visuelle Artefakte gelenkt. Seit ihren Anfängen hat die neuzeitliche Historiographie sich des überlieferten Bilderfundus bedient, um zu Erkenntnissen zu gelangen (517), und auch den Vertretern der sich modernisierenden Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert war der Quellenwert bildlicher Darstellungen bewusst. Johann Gustav Droysen hat in seiner *Historik* visuelle Artefakte ausdrücklich dem Quellenmaterial des Geschichtsforschers zugerechnet (506, S. 72 f., 81 f. und 426). Nicht die Exponenten der in der Nachfolge Rankes stehenden historistischen Geschichtswissenschaft waren es allerdings, die in ihren Studien auf das piktoriale Erbe der Vergangenheit zurückgriffen, sondern Vertreter der Kulturgeschichte, namentlich Jacob Burckhardt oder Karl Lamprecht (548, S. 31–34). Burckhardts letztlich gescheitertes Vorhaben einer „integralen Kunst- und Kulturgeschichte der Renaissance“ (548, S. 25) offenbart in aller Deutlichkeit, welche Signifikanz der Basler Historiker Gemälden, Skulpturen und architektonischen Artefakten zumindest in seinen programmatischen Äußerungen zuschrieb, da in ihnen das ihn interessierende Typische einer Kultur mit erhöhter Evidenz zum Ausdruck komme. Parallel zur theoretischen Auseinandersetzung mit dem bildlicher Überlieferung inhärenten Erkenntnispotential erschienen seit dem späten 19. Jahrhundert außerdem eine große Zahl reich illustrierter kulturhistorischer Werke, die ihrer Leserschaft ein anschauliches Bild historischen Geschehens vermitteln wollten. Zu nennen wären hier etwa Gustav Freytags *Bilder aus der deutschen Vergangenheit* (1859–1867), Otto Henne am Rhyns *Kulturgeschichte des deutschen Volkes* (1886) oder Georg Hirths *Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten* (1881–1890).

Ein methodisch überzeugendes und wirkungsmächtiges Modell für den Umgang mit Bildern als historischen Quellen ist den hier nur angedeuteten frühen Bemühungen um Bildzeugnisse allerdings ebenso wenig zu verdanken wie den durch die 1928 anlässlich des VI. Internationalen Historikertreffens in Oslo ins Leben gerufene *Internationale Ikonographische Kommission* angeregten Initiativen (523, S. 213 ff.). Dem zwei Jahre später gegründeten *Deutschen Ikonographischen Ausschuss* gelang es nicht, über erste, in konzeptioneller Hinsicht problematische programmatische Äußerungen hinauszukommen; um die Mitte der 1930er Jahre stellte er seine Tätigkeit ein. Während in Frankreich im Kontext der *Annales*-Historiographie den Bildquellen durchaus Bedeutung zukam – zu nennen wären in diesem Zusammenhang etwa die *iconographie sérielle* oder Jacques Le Goffs Postulat einer ‚histoire de l’imaginaire‘ (524, S. 77–79; 533, S. 67–71; 565, S. 297–300) –, fanden

im Deutschland der Nachkriegszeit die ohnehin seltenen Forderungen nach einer systematischeren Beschäftigung mit den methodischen Problemen historischer Bildanalyse nur geringe Resonanz. Dies gilt auch noch für Rainer Wohlfeils seit der Mitte der 1980er Jahre zur Diskussion gestellte Überlegungen zu einer ‚Historischen Bildkunde‘, die immerhin daran erinnerten, dass für die Bearbeitung von Bildquellen ein erprobtes und allgemein anerkanntes *Instrumentarium* fehlte, obwohl ihnen insbesondere in der Althistorie, der Mediävistik und der Geschichte der Frühen Neuzeit – aber keinesfalls nur dort – erhebliche forschungspraktische Bedeutung zukam (573; 575).

Es dürfte nicht zuletzt der wachsende Erfolg kulturgeschichtlicher Forschungsansätze sein, der einer systematischeren Auseinandersetzung mit Bildern als historischen Quellen seit den frühen 1990er Jahren auch in Deutschland den Weg geebnet hat. Die Auffassung historischen Handelns als wertgeleitet und sinnstiftend hat den Blick auch und gerade auf jene Quellen gelenkt, die besonders geeignet scheinen, die mentalen Dispositionen geschichtlicher Akteure zu enthüllen (537). Das gegenwärtig zu beobachtende Interesse für das piktoriale Erbe der Vergangenheit findet allerdings nicht nur in dem von der Neuen Kulturgeschichte propagierten weiten Quellenbegriff seine Begründung, es ist auch eine Reaktion auf die zunehmend zahlreichen Versuche von Kunsthistorikern, Philosophen und Medienwissenschaftlern, ein theoretisches Modell zu entwickeln, mittels dessen die spezifische Beschaffenheit visueller Artefakte und deren aus dieser Beschaffenheit resultierende Wirkungen beschrieben werden können. Mit den anhaltenden Bemühungen um eine ‚Bildwissenschaft‘ verbinden auch Historiker die Hoffnung, den Umgang mit bildlicher Überlieferung auf ein solideres methodisches Fundament stellen zu können. Der Blick auf die jüngst veröffentlichten Beiträge zu Bildern als historischen Quellen macht allerdings deutlich, dass die Diskussion erst am Anfang steht und ein in sich konsistentes und praktikables Konzept für die Analyse von Bildzeugnissen weiter auf sich warten lässt.

Unklar ist zum jetzigen Zeitpunkt nicht nur, wie eine den spezifischen Bedürfnissen historischer Bildanalyse angepasste bildkritische Methode aussehen könnte, unklar erscheint bisweilen auch die semantische Reichweite des Begriffs ‚Bild‘: ‚Bild‘ bezeichnet erstens materielle Artefakte, die der Veranschaulichung eines realen oder fiktiven Sachverhalts dienen. Der Begriff steht jedoch auch und zweitens für eine sprachliche Figur, die Metapher, und umfasst schließlich und drittens die ‚Bilder im Kopf‘, das heißt jene ideellen Konzepte, deren handlungsleitende Funktion von Vertretern der Neuen Kulturgeschichte wiederholt herausgestellt wurde. Zwischen gegenständlichen Bildern und den verschiedenen Formen nichtgegenständlicher Visualisierung kann es zu Grenzverwischungen kommen, etwa dann, wenn eine Metapher graphisch gestaltet wird oder wenn am Zustandekommen einer Vorstellung auch bildliche Artefakte beteiligt waren. Ungeachtet der komplexen Beziehungen, die zwischen graphischen, sprachlichen und mentalen Bildern bestehen (534), richtet sich der Fokus im Folgenden in erster Linie auf Bilder als materielle Artefakte. Allerdings wirft auch ein derart eng gefasster, auf gegenständliche *picturae* reduzierter Bildbegriff Probleme auf: Wenn von Bildern als historischen Quellen die Rede ist, werden nicht selten auch Skulpturen in die Betrachtung integriert, obwohl sie als dreidi-

Was ist ein Bild?

mensionale Objekte der Sachkultur zuzurechnen sind. Noch entscheidender dürfte sein, dass auch bewegte Bilder, in erster Linie Filme, und damit Medien, deren Rezeption sowohl durch sprachlich-akustische als auch durch optische Wahrnehmung gekennzeichnet ist, zum Fundus der Bildquellen gehören. Obwohl es sich bei filmischen Dokumenten um eine besonders wirkungsmächtige Form visueller Kommunikation handelt und die internationale Forschung zu Dokumentar- und Spielfilmen als historischen Quellen und als Modi der Geschichtsdarstellung zunehmend an Umfang gewinnt (vgl. z.B. 509; 510; 511; 513; 532; 535; 549; 558; 560; 561; 562; 563; 569), sollen die durch sie aufgeworfenen methodologischen Fragen nicht weiter verfolgt werden. Wenn es darum geht, die spezifische Beschaffenheit von Bildern und die sich für den Historiker daraus ergebenden methodischen Herausforderungen zu reflektieren, scheint es sinnvoll, das Augenmerk auf jene unbewegten Bilder zu richten, die geschichtliches Geschehen von Anfang an begleitet haben. Dies soll in den nun folgenden Ausführungen dadurch geschehen, dass zunächst einige unter dem Schlagwort ‚iconic turn‘ subsumierte, in unterschiedlichen Fachtraditionen angesiedelte theoretische Positionen benannt werden, die zur Herausbildung einer Bildwissenschaft einen aktuellen Beitrag leisten wollen. In einem zweiten Schritt wird es dann darum gehen darzustellen, inwiefern und auf welche Weise theoretische Angebote insbesondere aus der Kunstgeschichte und der Kulturanthropologie aufgegriffen und für die Auseinandersetzung mit Bildern als historischen Quellen fruchtbar gemacht worden sind.

Auf dem Weg zu einer Bildwissenschaft?

In expliziter Anlehnung an Richard Rorty hat der amerikanische Anglist und Kunsthistoriker W. J. T. Mitchell 1992 in einem in der Zeitschrift *ArtForum* erschienen Aufsatz (539) einen ‚pictorial turn‘ postuliert und in diesem Zusammenhang Überlegungen formuliert, wie den Provokationen der visuellen Kultur der Gegenwart zu begegnen sei. Mitchells Postulat wurde auch im deutschsprachigen Raum aufgegriffen: Bereits 1994 setzte der Kunstwissenschaftler Gottfried Boehm in seinem viel beachteten Aufsatz *Die Wiederkehr der Bilder* (499) dem den Forschungsdiskurs beflügelnden Schlagwort des ‚linguistic turn‘ dasjenige des ‚iconic turn‘ entgegen und initiierte damit eine Debatte, deren Ende noch nicht abzusehen ist (536). Angesichts der durch die modernen Medien erzeugten Allgegenwart visueller Reize, so der Befund, sei der Moment gekommen, den abendländischen Logozentrismus mit seiner Orientierung an der Sprache als Medium der Kommunikation hinter sich zu lassen und den Bildern und dem für sie charakteristischen „Wechselspiel von Visualität, Apparat, Institutionen, Diskurs, Körpern und Figurativität“ (539, S. 19) endlich jene Beachtung zu schenken, die sie verdienen. Der Aufruf verhallte nicht ungehört. Innerhalb weniger Jahre erschienen gleich mehrere deutschsprachige Monographien und Sammelbände, die sich mit dem Phänomen ‚Bild‘ aus philosophischer, medienwissenschaftlicher und kunsthistorischer Sicht befassten. So entwickelten etwa Gernot Böhme (501), Reinhard Brandt (503) oder Lambert Wiesing (570; 571) aus philosophischer Perspektive Modelle einer Phänomenologie beziehungs-

weise Hermeneutik des Bildes. Bereits 1991 hatte außerdem Oliver R. Scholz einen kritischen Überblick über ältere philosophische Bildtheorien veröffentlicht (556). Angesichts der Dominanz von Bildern in den modernen Medien ist es kaum verwunderlich, dass auch Kommunikationswissenschaftler Bilder zu ihrem Forschungsgegenstand erkoren und in diesem Zusammenhang grundsätzlichere Überlegungen zur spezifischen Leistung visueller Artefakte formuliert haben. Neben kommunikationstheoretischen (508) und allgemeiner medienwissenschaftlichen (519; 530) Publikationen sind hier insbesondere Marion G. Müllers auch für Historiker aufschlussreiche Beiträge zum Problem visueller Kommunikation zu nennen (540; 541). Vor allem jedoch sind es Kunsthistoriker, die sich in jüngerer Zeit erneut systematisch mit den vielfältigen Fragestellungen befasst haben, die der Umgang mit visuellen Artefakten aufwirft (496). Kennzeichnend für die in diesem Zusammenhang formulierten Positionen ist, dass sie die Zuständigkeit der Kunstgeschichte nicht auf ästhetische Artefakte beschränken. Als ‚Wissenschaft von den Bildern‘, so das Postulat, verfügt die Kunstgeschichte über bildanalytische Instrumentarien, die sich auch an nichtkünstlerischen Visualisierungen sinnvoll anwenden lassen.

Nicht nur in seinem bereits erwähnten programmatischen Essay *Die Wiederkehr der Bilder*, sondern auch in späteren Veröffentlichungen geht es Gottfried Boehm, mit dessen Namen sich im deutschsprachigen Raum das Schlagwort ‚iconic turn‘ zuerst verbindet, darum, die Autonomie des künstlerischen Bildes gegen die massenhaft auftretenden visuellen Manifestationen der modernen Mediengesellschaft zu behaupten. Dem Bild eigne eine ‚ikonische‘ Gestalt, die sich weder aus der mit einem jeweiligen Artefakt in Zusammenhang stehenden Textüberlieferung noch den für die Genese und die Rezeption eines Bildes relevanten kulturgeschichtlichen Kontexten erklären lasse. Zwar leugnet Boehm keinesfalls, dass jedes Werk sich im Spannungsfeld von Kunst und Geschichte bewegt und kein Bild völlig losgelöst von den spezifischen historischen Bedingungen, in denen es seine Wirkung entfaltet, betrachtet werden kann, zentral geht es ihm jedoch darum, die „visuelle Präsenz“ (498, S. 326) und damit die besondere Eigenart bildlichen Ausdrucks herauszustellen und vor den Zumutungen der medial erzeugten Bilderflut in Schutz zu nehmen. Gottfried Boehms phänomenologischer Ansatz kommt insofern Bedeutung zu, als er auf der „Nicht-Identität“ von Bild und Text insistiert und die ‚Ikonizität‘ bildlicher Artefakte reflektiert; für Historiker dürfte sein primär am Bild als Kunstwerk ausgerichtetes Verständnis ikonischer Überlieferung allerdings nur bedingt anschlussfähig sein.

Erhellender scheint da der anthropologische Ansatz Hans Beltings, der eine Form der Betrachtung fordert, die den sozialen Kontext eines Artefakts nicht ausblendet und das Augenmerk auf die Funktion richtet, die einem Bild zugeschrieben werden kann (494; 495; 497). Bilder, so die Überzeugung, spiegeln auf komplexe Weise menschliche Erfahrung und gewinnen ihre Relevanz im Rahmen historisch je verschiedener Formen individueller und kollektiver Aneignung und Deutung. Auch Wolfgang Kemp's rezeptions-ästhetische Modellierung kunsthistorischer Forschung (527; 528), Martin Warnkes Bemühungen um eine ‚politische Ikonographie‘ (568) oder Horst Bredekamps Vermittlung von Medientheorie und Kunstwissenschaft (504)

richten den Fokus weniger auf die Aura des Bildes als eines ästhetischen Objekts als vielmehr auf die komplexen kommunikativen Prozesse, die sich mit der Herstellung und Wahrnehmung visueller Artefakte verbinden.

Die vorgängig benannten Positionen bilden ein komplementär aufeinander bezogenes Ensemble unterschiedlicher Perspektiven, ohne sich in ihrer Gesamtheit zu einer konsistenten Bildtheorie zu verdichten. Ob ein in sich geschlossener, Grenzziehungen zwischen den Fächern überwindender theoretischer Rahmen für die Beschäftigung mit visuellen Artefakten überhaupt möglich und wünschenswert ist, gehört allerdings ohnehin zu den kontrovers diskutierten Problemen bildwissenschaftlicher Forschung. Klaus Sachs-Hombachs engagiertes Plädoyer für eine interdisziplinär angelegte, zeichentheoretisch fundierte allgemeine Bildwissenschaft (550; 551; 552) ist zwar vereinzelt auf Zustimmung gestoßen (553), die Auseinandersetzung mit Bildern verläuft jedoch weiterhin im Rahmen sich voneinander unterscheidender Fachtraditionen. Die Frage, ob wir uns auf dem Weg zu einer Bildwissenschaft befinden, muss demzufolge dann verneint werden, wenn ‚Bildwissenschaft‘ auf einen allgemeinen Theorierahmen zielt. Sie kann jedoch bejaht werden, wenn der Begriff die zunehmend differenzierte Auseinandersetzung mit den methodischen Problemen der Bildanalyse meint, eine Auseinandersetzung, welcher auch die Geschichtswissenschaft wichtige Impulse verdanken könnte, sofern sie bereit ist, in Bildern einen von Texten kategorial verschiedenen Quellentypus zu erkennen und die auch außerhalb eines engeren Fachkontexts gewonnenen Erkenntnisse für die eigene Arbeit fruchtbar zu machen.

Die Neue Kulturgeschichte und der ‚iconic turn‘

Der ‚iconic turn‘ hat nicht nur im Bereich der Philosophie, der Kommunikationswissenschaft und der Kunstgeschichte die Diskussion um den Stellenwert visueller Artefakte dynamisiert, er ist auch für den historischen Fachdiskurs nicht ohne Folgen geblieben. Die von Michael Maurer bereits 1994 angemahte „Historik der Bildquellen“ (537, S. 86) ist gegenwärtig allerdings weiterhin eher Programm als Wirklichkeit; der wiederkehrende Ruf nach einem problembewussteren Umgang mit visuellen Artefakten und die in diesem Zusammenhang erhobenen Forderungen nach einer dem Medium ‚Bild‘ angemessenen Quellenkritik (z.B. 567, S. 293) scheinen bislang nur in begrenztem Maße Gehör gefunden zu haben. Dies erklärt sich nicht zuletzt daraus, dass Bilder innerhalb der methodologischen Reflexion im Fach Geschichte lange nur eine marginale Rolle spielten. Thematisiert wurden sie allenfalls in Publikationen, deren primäre Aufgabe in der Einführung in das Studium der Geschichte bestand (502, S. 264–268; 514; 520; 543, S. 115–121; 546, S. 256; 566; 572, S. 281–292 und S. 372–375), und vor allem im Rahmen geschichtsdidaktischer Überlegungen, die um die Frage kreisten, auf welche Weise Bilder als visuelle Vergegenwärtigungen von Geschehenem in den Geschichtsunterricht zu integrieren seien (554; dort weitere Literatur). In Anbetracht der Genese der modernen Geschichtswissenschaft, die ihr methodisches Rüstzeug wesentlich den bereits vor ihr etablierten philologischen Disziplinen verdankt und sich von Anfang an vorrangig

an schriftlicher Überlieferung orientierte, erscheint dies wenig überraschend. Angesichts der (nicht nur) quantitativen Bedeutung erhaltener Bildzeugnisse stellt sich jedoch die Frage, weshalb der umfangreiche Fundus an Bildern nicht konsequenter für die historische Arbeit genutzt worden ist.

Die Schwierigkeiten, mit denen sich Historiker konfrontiert sehen, wenn sie auf visuelle Artefakte zurückgreifen – die Heterogenität der Bildgattungen, die unterschiedlichen Modi der Produktion, Distribution und Präsentation von Bildern, die vielfältigen Gebrauchszusammenhänge, in denen Bilder ihre Funktion entfalten – sind offenkundig, vermögen jedoch die „Ikono-phobie“ der Geschichtswissenschaft (531, S. 1) nicht zu rechtfertigen. Es trifft zu, dass die Vielgestaltigkeit visueller Artefakte die Arbeit mit Bildquellen nicht unbedingt erleichtert. Neben künstlerischen Objekten wie Gemälden, Zeichnungen oder Druckgraphik, gehören Buchminiaturen, Bildchroniken, illustrierte Flugblätter, Wandmalereien, Historienbilder, Wappenscheiben, Emblemsammlungen, Plakate, Bildpostkarten, Karikaturen, Comics oder Photographien genauso zum historisch relevanten Bildinventar wie Landkarten, Stadtpläne oder technische Skizzen. Die jeweilige Gestaltungsnorm der ihr übergeordneten Bildgattung muss bedacht werden, wenn eine visuelle Quelle für wissenschaftliche Fragestellungen herangezogen wird, was vom Historiker eine spezifische Bildkompetenz erfordert. Allerdings gilt dies auch für schriftliche Quellen, die unterschiedliche Textsorten repräsentieren und nur adäquat interpretiert werden können, wenn die in ihnen wirksam werdenden Gattungstraditionen nicht ignoriert werden. Auch hinsichtlich der materialen Beschaffenheit von Bildern und deren spezifischer Distributions-beziehungsweise Präsentationsform gilt es zu differenzieren. Bilder verdanken sich unterschiedlichen technischen Verfahren, sie können auf unterschiedlichen Trägern (Stein, Holz, Leinwand, Papier usw.) fixiert sein; sie werden als Unikate oder seriell angefertigt, vor den Blicken nicht Befugter geschützt oder massenhaft reproduziert; ihre Präsentation kann im Rahmen eines religiösen oder kulturellen Raumes (Kirche, Kunstmuseum usw.) erfolgen oder mit Hilfe ‚moderner‘, sich an einen potentiell unbegrenzten Adressatenkreis richtender Druck- und Bildmedien (Zeitung, Zeitschrift, Bildband, Fernsehdokumentation usw.). Die Form ihrer Vermittlung ist konstitutiv für die Bedeutung, die visuelle Artefakte in einem spezifischen Kontext gewinnen, und muss vom Historiker demnach bedacht werden, wenn er auf bildliche Überlieferung zurückgreift. Allerdings ist auch in diesem Fall eine Analogie zu Textquellen gegeben, deren Relevanz sich nur demjenigen erschließt, der auch deren Verbreitungsweisen in den Blick nimmt. Und schließlich darf nicht unberücksichtigt bleiben, in welchen historisch und kulturell sich wandelnden Verwendungszusammenhängen visuelle Artefakte ihre historische Bedeutung erlangen. Dass Bilder Bestandteil sozialer – religiöser, politischer, didaktischer, ästhetischer – Praktiken bilden, die es zu rekonstruieren gilt, wenn man ihre Funktion benennen will, stellt den Historiker allerdings vor Herausforderungen, die er in ähnlicher Weise auch zu meistern hat, wenn er sich mit schriftlichen Quellen beschäftigt.

Ohnehin lassen sich mit Blick auf bildliche Überlieferung ungeachtet der unbestrittenen hermeneutischen Differenz zwischen Text- und Bildanalyse Problemlagen beschreiben, die auch für schriftliche Überlieferung kenn-

Schwierigkeit und
Notwendigkeit
einer Bildkunde

Analogie der
Quellenprobleme
von Text und Bild

zeichnend sind: Wie im Falle schriftlicher Quellen handelt es sich auch bei Bildern nicht um eine wirklichkeitsgetreue Wiedergabe realer Verhältnisse; der Bezug zur Wirklichkeit, die sie repräsentieren, erweist sich vielmehr als mittelbar und perspektivisch. Dies gilt nicht nur für Malerei und Graphik, sondern beispielsweise auch für Photographien und damit für jenes moderne Bildmedium, das in besonderem Maße den Anspruch auf visuelle Evidenz erhebt. Der nur begrenzt mimetische Charakter photographischer ‚Abbildungen‘ lässt sich nicht allein aus der Tatsache ableiten, dass sie, dies gilt zumindest für ältere Bilddokumente, meistens schwarz-weiß reproduzieren, was das menschliche Auge bunt wahrnimmt, und dass sie plastische Gegenstände zweidimensional wiedergeben (516, S. 436). Durch die Wahl des Filmmaterials, durch Kameraeinstellung und Blickwinkel, durch die Entscheidung zugunsten eines bestimmten Bildausschnitts, durch nachträglich vorgenommene Retuschen können photographische Aufnahmen manipuliert werden und damit zu Bildern werden, die „lügen“ (518; 525). Bilder stellen nicht nur keine objektiven Abbilder geschichtlicher Realitäten dar, sie stehen in historisch zu rekonstruierenden Bezügen zu anderen Bildern, erweisen sich bei näherer Betrachtung als „in hohem Maße selbstreferentiell“ (559, S. 18). Bevor ihr Sinngehalt erfasst werden kann, müssen sie demnach in jenem umfassenderen Zeichensystem verortet werden, dessen Teil sie sind; als grundsätzlich mehrdeutige Objekte bedürfen Bilder einer Kontextualisierung, die es überhaupt erst ermöglicht, adäquate von inadäquaten Interpretationen zu unterscheiden. Damit wird zugleich deutlich, dass nicht nur die aus schriftlichen, sondern auch die aus bildlichen Quellen gewonnenen Befunde das Ergebnis letztlich subjektiver Erkenntnisoperationen darstellen. Wie auch Texte bilden visuelle Artefakte den Kristallisationspunkt unterschiedlicher Perspektiven, sind Ausdruck der spezifischen Auffassung von Wirklichkeit eines sie gestaltenden Individuums oder Kollektivs und spiegeln zugleich die mentalen Dispositionen ihrer Betrachter.

Eigenart von
Bildern

So offenkundig die Analogien sind, die sich in erkenntnistheoretischer Hinsicht mit Blick auf visuelle und verbale Aussagen festhalten lassen, so wenig bestreitbar ist zugleich, dass Bilder und Texte sich in ihrer Eigenart unterscheiden. Das Bild erreicht – so der Kunsthistoriker Max Imdahl – „durch Konzentration“ eine „das Textlogische übertreffende Sinneinheit“ (522, S. 53), es verfügt über eine eigenständige Logik (500) und eine daraus resultierende besondere Suggestivkraft. Anders als sprachliche ermöglichen visuelle Artefakte eine simultane Wahrnehmung, sie sind gekennzeichnet durch eine „optische Koinzidenz von Noch, Nicht-mehr, Schon und Noch-nicht“ (522, S. 54). Bilder und Texte konstituieren demnach unterschiedliche symbolische Formen, gehen nicht ineinander auf; zugleich jedoch gilt, dass im Medium der Sprache bisweilen nur unzureichend beschrieben werden kann, was ein Bild anschaulich zum Ausdruck bringt, und umgekehrt Bilder nicht selten auf Texte angewiesen sind, um verstanden zu werden. Die besondere Einprägsamkeit von Bildern – darauf hat nicht nur Max Imdahl hingewiesen – ist wesentlich dem Umstand geschuldet, dass sie das Dargestellte zeitlich verdichtet und anschaulich zum Ausdruck bringen, als wirkungsmächtige ‚Abbreviaturen‘ von Erfahrung fungieren. Die hier beschriebene Ökonomie bildlicher Manifestationen markiert nun allerdings auch

deren Grenzen: Eine den Entstehungs- und Rezeptionskontext eines visuellen Artefakts berücksichtigende Analyse von Bildern ist ohne den Einbezug schriftlicher Quellen, die über die Genese und historisch dokumentierte Wahrnehmungen eines Bildes Auskunft geben, kaum möglich. Außerdem lassen sich komplexe, sich über einen längeren Zeitraum erstreckende Geschehenszusammenhänge in Bildern nur schwer ausdrücken; ‚lesbar‘ werden diese oft erst durch die sie erschließende Textüberlieferung. Schließlich enthalten gerade die für historische Fragestellungen besonders aufschlussreichen Bildquellen nicht selten Textelemente, sind durch eine Kombination von sprachlichen und visuellen Zeichen charakterisiert. Sowohl die Beschreibung von Bildern, als auch deren Erschließung und Interpretation sind ohne den Rückgriff auf sprachliche Operationen nicht zu leisten; zu einem methodisch bewussten Umgang mit Bildern gehört deshalb auch die Fähigkeit, im Bewusstsein der je verschiedenen Modi sprachlicher und visueller Kommunikation die vielfältigen Bezüge zwischen einem Bild und den ihm eingeschriebenen beziehungsweise zugeordneten Texten zu reflektieren und für die Analyse fruchtbar zu machen.

Den sich für den historischen Erkenntniswert eines visuellen Artefakts interessierenden Wissenschaftler stellen bildliche Quellen unzweifelhaft vor nicht geringe Herausforderungen. Dass eine differenzierte, die Entstehungsbedingungen, die formale und inhaltliche Beschaffenheit, die Distributions- und Gebrauchsweisen und die historisch variablen Rezeptionsmodi eines Bildes oder einer Bildsequenz gleichermaßen erhellende Analyse nicht ein Ding der Unmöglichkeit darstellt, hat immerhin eine nicht unbedeutende Zahl von Fallstudien kunsthistorischer und vereinzelt auch historischer Provenienz gezeigt (vgl. z.B. 521). Weitaus schwieriger scheint es, auf die Fragen, die Bilder als historische Quellen aufwerfen, eine angemessen komplexe theoretische Antwort zu finden. In jüngerer Zeit veröffentlichte einschlägige Forschungsbeiträge haben zwar durchaus zu einer Sensibilisierung für die sich mit dem wissenschaftlichen Gebrauch von visuellen Artefakten verbindenden methodischen Herausforderungen beigetragen (493; 557), eine systematische Begründung der Arbeit mit Bildquellen haben sie in der Regel weder angestrebt noch geleistet. Es fällt denn auch auf, dass die im Bereich der Philosophie, der Kommunikationstheorie und der Kunstgeschichte seit Beginn der 1990er Jahre entflammte Diskussion um eine noch zu entwickelnde Bildwissenschaft von Historikern bislang nur vereinzelt aufgegriffen und mit Blick auf die Bedürfnisse historischer Forschung reflektiert wurde.

Wer nach einem Modell sucht, mittels dessen sich die Arbeit mit Bildquellen begründen ließe, bleibt weiterhin angewiesen auf die von Rainer Wohlfeil formulierten Überlegungen zu einer ‚Historischen Bildkunde‘. Wohlfeils theoretisch exponiertes und praktisch erprobtes (574) Konzept historischer Bildforschung hat zwar innerhalb der Geschichtswissenschaft nur eine schwache Resonanz gefunden (564, S. 29–54), bietet jedoch einen Ansatz, auf den Historiker mit Gewinn zurückgreifen können.

Die These, dass visuellen Artefakten ein „historischer Dokumentensinn“ eigen ist (575, S. 18), dass mithin jedes Bild als historische Quelle dienen könne, bildet die Prämisse von Wohlfeils Modell einer ‚Historischen Bildkunde‘. Ein Bild, so Wohlfeil, lasse „auf der Grundlage seiner historischen

Rainer Wohlfeil

Entstehungsbedingungen und -zusammenhänge geschichtswissenschaftliche Erkenntnisse erschließen über den denkenden und fühlenden, handelnden und leidenden Menschen“ (575, S. 18). Als Quellen *sui generis* bedürften visuelle Artefakte einer ihrer Eigenart angepassten analytischen Methode, einer ‚Historischen Bildkunde‘, die es dem Geschichtsforscher erlaubt, verschiedene Betrachtungsebenen zu integrieren. Determinierend für die spezifische Form und Funktion eines Bildes seien dabei nicht nur die Intention und die Kunstfertigkeit seines Schöpfers, sondern auch die die Produktion und Rezeption beeinflussenden Bildtraditionen und -konventionen sowie vor allem der gesellschaftliche Kommunikationszusammenhang, in dem es wirksam werde.

In ausdrücklicher Anlehnung an das vom Kunsthistoriker Erwin Panofsky entwickelte dreistufige Modell der Bildinterpretation (544; 545) unterscheidet Wohlfeil idealtypisch zwischen einer ‚vor-ikonographischen Beschreibung‘, einer ‚ikonographisch-historischen Analyse‘ und einer den historischen Dokumentensinn erschließenden ‚ikonologischen Interpretation‘. Geht es auf der Ebene der ‚vor-ikonographischen Beschreibung‘ zunächst darum, die formale und motivische Gestaltung eines visuellen Artefakts zu erfassen und im Sinne einer Quellenkritik nach dessen Echtheit, Urhebererschaft und Überlieferung zu fragen, so zielt die ‚ikonographisch-historische Analyse‘ auf die Entschlüsselung des Dargestellten. Letztere gliedert Wohlfeil in drei Schritte: In einem ersten Schritt soll das bildlich Dargestellte in Beziehung zu künstlerischen und literarischen Traditionen gesetzt werden, die seine Bedeutung erhellen. In einem zweiten Schritt gilt es, die Intention seines Urhebers zu ermitteln, bevor im dritten und wichtigsten Schritt der gesellschaftliche Kontext, in den das Werk eingebettet ist, untersucht wird. Dabei muss sowohl die Genese des Werks (Auftraggeber, Künstler, Technik usw.) als auch dessen Funktion (Wissensvermittlung, Erinnerung, Propaganda, Werbung, Repräsentation usw.) innerhalb eines zu spezifizierenden Umfelds in den Blick genommen und in diesem Zusammenhang der zeitgenössische, aber auch der spätere ‚Gebrauch‘ eines Bildes bedacht werden. Auf der Ebene der ‚Interpretation‘ schließlich strebt der Historiker nach einer Erkundung dessen, was das Bild als historisches Dokument mit Blick auf die jeweilige Fragestellung verrät. Im Bewusstsein der historischen Distanz, die zwischen ihm und seinem Untersuchungsgegenstand liegt, trägt der wissenschaftliche Interpret sich aus dem ihn leitenden Erkenntnisinteresse ergebende Fragen an das Bild heran und versucht, auf diese Fragen eine Antwort zu finden. Bildliche Überlieferung kann dann beispielsweise als Indikator mentaler und psychischer Dispositionen historischer Individuen und Kollektive verstanden werden oder Aufschluss geben über kulturelle Wandlungsprozesse, die den historischen Akteuren selbst nicht bewusst waren.

Erwin Panofsky
und Aby Warburg

Es dürfte kein Zufall sein, dass Rainer Wohlfeil in seinem Bestreben, ein für Historiker praktikables Konzept der Bildanalyse zu entwerfen, auf Panofskys ikonographisch-ikonologische Methode zurückgegriffen hat. Wie in noch stärkerem Maße Aby Warburg, dessen Vorarbeiten zu einer bildbasierten Kulturwissenschaft die Exponenten eines ikonographisch-ikonologischen Zugriffs auf visuelle Artefakte Entscheidendes verdanken, geht es Panofsky weniger um Fragen des künstlerischen Stils als vielmehr um die Be-

deutungen, die Bilder erzeugen. Wenn nun Bilder durch ein komplexes Gefüge von Sinnschichten gekennzeichnet sind, die es herauszuarbeiten gilt, bedarf es einer Berücksichtigung der Bild- und Textüberlieferung, aus der sich diese Sinnschichten überhaupt erst erschließen lassen. Als besonders anschlussfähig für Historiker erscheint die Ikonologie demnach, weil sie zum einen, zumindest in der Theorie, nicht nur Kunstwerke, sondern potentiell jede Form bildlicher Darstellung in die Analyse mit einbezieht, und weil sie zum anderen und vor allem nicht auf der Autonomie des Bildes beharrt, sondern diesem einen Platz innerhalb eines historisch jeweils spezifischen kulturellen Zusammenhangs zuweist (505, S. 39–52; 507; 526). Indem sie die Grenzen zwischen ästhetischen und nicht-ästhetischen Visualisierungen verwischt und damit affin zu postmodernen Auffassungen erscheint, indem sie außerdem den Fokus auf im Medium des Bildes bewerkstelligte Akte der Sinnstiftung richtet und damit ein Postulat der Neuen Kulturgeschichte erfüllt, erweist die ikonographisch-ikonologische Methode nicht nur ihren Nutzen für historische Fragestellungen, sondern auch ihre ungebrochene Aktualität. Die Wiederentdeckung Aby Warburgs und der von ihm begründeten Warburg-Schule seit den 1980er Jahren ist ebenso ein Indiz für das anhaltende Interesse an der durch ihn angeregten Bedeutungsforschung wie die Tatsache, dass jüngst Marion G. Müller Panofskys Schema der ikonographisch-ikonologischen Bildbeschreibung und Interpretation aufgegriffen und mit Blick auf die kommunikationsgeschichtlichen Entwicklungen der vergangenen Jahrzehnte adaptiert hat (541).

Das von Panofsky entwickelte Modell der Bildinterpretation und die daraus abgeleiteten Überlegungen Wohlfeils sind innerhalb der Geschichtswissenschaft allerdings auch auf Widerspruch gestoßen. Eine Alternative zu einer an der ikonographisch-ikonologischen Tradition orientierten ‚Historischen Bildkunde‘ hat beispielsweise Bernd Roeck in seinem kürzlich erschienenen Buch *Das historische Auge* (548) mehr angedeutet als theoretisch ausgeführt. Anders als Wohlfeil erkennt er in Panofskys bildanalytischem Ansatz und insbesondere in dessen Postulat einer ‚ikonologischen Interpretation‘ „keine praktikablen Kategorien, schon gar nicht für einen historischen Zugriff“ (548, S. 49). In kritischer Distanz zu Panofsky und dessen durch das „verderbliche Virus der Ikonologie“ (548, S. 77) infizierten Erben plädiert er dafür, Anregungen aus der Kulturanthropologie für Fragen der Bildinterpretation fruchtbar zu machen. Wenn ein Bild als historische Quelle genutzt werden soll, gelte es zunächst, die Umstände seiner Genese, das Milieu, dem es entstammt, zu rekonstruieren. Als theoretisches Modell einer derartigen „Umkreisung des Kunstwerks“ schlägt Roeck Clifford Geertz’ Konzept der ‚dichten Beschreibung‘ vor (548, S. 79) und demonstriert anschließend am Beispiel frühneuzeitlicher Kunstwerke, wie eine dem Geertzschen Modell verpflichtete Bildanalyse aussehen könnte: Der Blick hat sich, so die These, auf den Zeitpunkt (Datierung) und den Ort (Lokalisierung) der Entstehung, den Urheber (Identifizierung) und schließlich den Kunstmarkt, der über den (nicht nur) zeitgenössischen Status eines Artefakts entscheidet, zu richten (548, S. 79–101).

Roecks Studie erhebt nicht den Anspruch, eine Historik der Bilder zu formulieren. Im Rahmen seiner wissenschaftsgeschichtlich ausgerichteten Be-

trachtung geht es dem Autor vielmehr darum, die vielfältigen Versuche, das Verhältnis zwischen Kunst und Geschichte einer Klärung zuzuführen, darzustellen und zu diskutieren. Ob die in diesem Zusammenhang postulierten methodischen Anregungen gegenüber dem Wohlfeilschen Modell einen Fortschritt darstellen, darf allerdings bezweifelt werden. Erstens wird der Begriff der ‚dichten Beschreibung‘ nicht näher erläutert; inwiefern der von Geertz im Hinblick auf die Wahrnehmung kultureller Phänomene entwickelte hermeneutische Ansatz als Bezeichnung für die von Roeck exemplarisch durchgeführte Rekonstruktion der Entstehungsbedingungen von visuellen Artefakten taugt, bleibt offen. Zweitens lässt das Insistieren auf den methodischen Problemen, die sich mit der Rekonstruktion der *Werkgenese* verbinden, jene historisch dokumentierten Rezeptionsweisen von Kunst in den Hintergrund treten, deren Relevanz für historische Erkenntnis schon David Freedberg überzeugend demonstriert hatte (512). Zumindest in dieser Hinsicht weist Roecks Vorschlag einer ‚dichten Beschreibung‘ visueller Artefakte übrigens Ähnlichkeiten mit der von ihm kritisierten ikonographisch-ikonologischen Methode auf, welche die sozialen Praktiken, die den Bildgebrauch bestimmen, ebenfalls vernachlässigt. Nicht von ungefähr hat Peter Burke in seinen Überlegungen zu Bildern als historischen Quellen denn auch davor gewarnt, die gesellschaftlichen Kontexte visueller Überlieferung zu ignorieren und in diesem Zusammenhang auch psychoanalytischen, strukturalistischen und semiotischen Ansätzen der Bildanalyse eine Absage erteilt (505, S. 195–217). Außerdem und drittens konzentriert sich Roeck in seinen Überlegungen auf Kunstwerke und blendet damit jene zahlreichen Bildquellen aus, die nicht dem Bereich künstlerischer Darstellung zugerechnet werden.

Historizität und
Ästhetizität

Immerhin ermöglicht es ihm die auf künstlerische Manifestationen gerichtete Betrachtungsweise an eine von Historikern oft übersehene Tatsache zu erinnern, nämlich daran, dass Bildern eine ästhetische Dimension eigen sein kann, die es auch dann zu berücksichtigen gilt, wenn ein Artefakt primär als historische Quelle interessiert. Hatte Martin Knauer in diesem Zusammenhang noch auf die Gefahren einer ‚Enthistorisierung‘ hingewiesen, die dann drohten, wenn man dem Bild als Kunstwerk eine von zeitlichen und räumlichen Bedingtheiten abstrahierende ästhetische Präsenz unterstelle (529, S. 43), so betont der Kunsthistoriker Klaus Krüger die „Unhintergebarkeit der ästhetischen Form“ (533, S. 56). In kritischer Auseinandersetzung mit einer ‚Historischen Bildkunde‘ Wohlfeilscher Prägung, die, so Krüger, „alle nur erdenklichen Außenbedingungen der Bilder in Rechnung“ ziehe, „nur nicht die ihnen innewohnenden und ihre Phänomenalität allererst konstituierenden Bedingungen selbst“ (533, S. 68f.), plädiert er für eine Ästhetizität und Historizität vermittelnde Form der Bildanalyse, welche die spezifische Medialität visueller Artefakte nicht als sekundär betrachtet und methodisch übergeht, sondern sie reflektiert und zugleich historisch fundiert. Sekundiert wird er von Jean-Claude Schmitt, der am Beispiel mittelalterlicher Kunst aus historischer Warte vorführt, wie eine die Dimension des Ästhetischen integrierende Bildinterpretation aussehen könnte (555).

Notwendige
Interdisziplinarität

Obwohl es demnach in den vergangenen Jahren nicht an Versuchen gemangelt hat, die Arbeit mit Bildquellen auf ein methodisch solides Funda-

ment zu stellen (524, S. 65–87; 565), fehlt zum jetzigen Zeitpunkt ein akzeptiertes theoretisch fundiertes Modell, auf das sich Historiker stützen könnten, wenn sie sich mit visueller Überlieferung befassen. Möglicherweise liegt das hier konstatierte Defizit in der Natur der Sache: Dass „der Bildbegriff nur ein interdisziplinärer sein kann“ – worauf unter anderen Hans Belting hingewiesen hat (553, S. 123) –, ergibt sich aus der Komplexität des Beziehungsgefüges, in dem Bilder stehen. Sie verfügen über eine Materialität, die es ebenso zu bedenken gilt, wie die auf sie einwirkenden kulturellen Traditionen, die durch sie ermöglichten Verwendungszusammenhänge und die von ihnen ausgehenden Wirkungen. So disparat die theoretische und praktische Beschäftigung mit Bildern bisweilen erscheint, so einig sind sich die meisten ihrer wissenschaftlichen Interpreten, dass es eines multidisziplinären Zugangs zu visuellen Artefakten bedarf. Das immer wieder erhobene „Postulat der Methodenkombination“ (542, S. 454) ist denn auch weniger als Bankrotterklärung zu verstehen; es bietet vielmehr die Chance, die durch die Kunstgeschichte, die Philosophie, die Kommunikationstheorie, die Semiotik, die Wahrnehmungspsychologie oder neuerdings die Neurowissenschaften zur Verfügung gestellten Instrumentarien dem jeweiligen historischen Erkenntnisinteresse entsprechend flexibel zu nutzen. Wie dies im Einzelnen geschieht, bleibt weiterhin Sache des Forschers, solange es ihm gelingt, jene Vorstellungen, die sich auch und gerade in Bildern verfestigen und die den Fokus einer als „Geschichte der Imaginationen“ verstandenen historischen Kulturwissenschaft bilden (515, S. 322), auf überzeugende Weise zu erhellen.

c) Symbolische Handlungen als „Quelle“: Der ‚performative turn‘

Performanz und Geschichte

Der ‚linguistic turn‘, wie er die erkenntnistheoretische Auseinandersetzung in den Kulturwissenschaften seit den 1970er Jahren bestimmte, sei so die Theaterwissenschaftlerin Erika Fischer-Lichte in einer 2001 veröffentlichten Studie über *Ästhetische Erfahrung*, in den 1990er Jahren durch den ‚performative turn‘ abgelöst worden (588, S. 9). Der Begriff ‚performative turn‘ meint in diesem Zusammenhang die Einsicht, dass kulturelle Phänomene mitsamt der ihnen zugrunde liegenden geschichtlichen Dynamik auch und wesentlich das Ergebnis von performativ bewerkstelligten Aushandlungsprozessen darstellen, und die aus dieser Einsicht resultierende Hinwendung zu inszenierten Formen kollektiver Interaktion wie Ritual, Fest, Zeremoniell oder Jubiläum. Fischer-Lichtes Befund, die Leitmetapher ‚Kultur als Text‘ sei mittlerweile von der Leitmetapher ‚Kultur als Performance‘ verdrängt worden, ist kaum zu widerlegen, wie nicht nur die steigende Zahl einschlägiger Studien und Aufsätze belegt, sondern auch die Tatsache, dass sich nicht wenige der in den vergangenen Jahren von der Deutschen Forschungsgemeinschaft bewilligten Sonderforschungsbereiche im weitesten Sinn mit Fragen der Performanz beschäftigen. Dies gilt nicht nur für den SFB 447 ‚Kulturen des Performativen – Performative Turns im Mittelalter, in der Frühen Neuzeit

Kultur als
‚performance‘

und in der Moderne', sondern auch für den SFB 485 'Norm und Symbol. Die kulturelle Dimension sozialer und politischer Integration', den SFB 496 'Symbolische Kommunikation und gesellschaftliche Wertesysteme vom Mittelalter bis zur Französischen Revolution', den SFB 537 'Institutionalität und Geschichtlichkeit', den SFB 584 'Das Politische als Kommunikationsraum in der Geschichte', den SFB 619 'Ritualdynamik: Soziokulturelle Prozesse in historischer und vergleichender Perspektive' oder den SFB 640 'Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel. Interkulturelle und intertemporäre Vergleiche'.

Dass an den meisten der vorgängig genannten Forschungsverbünde Historiker beteiligt sind, dürfte kein Zufall sein. Die sich seit geraumer Zeit abzeichnende Durchsetzung 'kulturalistischer' Ansätze innerhalb der Geschichtswissenschaft hat zum hier konstatierten Wechsel der Forschungsperspektive nicht unerheblich beigetragen. Wenn, wie dies die Neue Kulturgeschichte postuliert, der Blick des Geschichtsforschers sich nicht nur auf Ereignisse und Strukturen, sondern auch und vor allem auf historische Akteure und deren vielfältige kulturelle Praktiken zu richten hat, gewinnen performative Modi sozialer Kommunikation an Bedeutung. Die mit existenziellen Erfahrungen wie Geburt, Erwachsenwerden, Eheschließung oder Tod verbundenen gesellschaftlichen Rituale, die Inszenierungen eines jeweils beanspruchten beziehungsweise erreichten politischen, sozialen oder ökonomischen Status, die physisch-performative Veranschaulichung von Machtbeziehungen oder Geschlechterordnungen, kurz all jene Formen sich primär des Körpers bedienender symbolischer Kommunikation, die es Individuen und Kollektiven erlauben, sich ihrer Position innerhalb eines historisch und kulturell variablen gesellschaftlichen Gefüges zu vergewissern, verdienen, so die Überzeugung, dieselbe Aufmerksamkeit wie sprachliche Interaktion. Sie versinnbildlichen Hoffnungen und Ängste von Menschen, geben Auskunft über politische, soziale, ökonomische und kulturelle Interaktionsweisen und erhellen so mentale Dispositionen sowie Sinnstiftungsmuster der handelnden und leidenden geschichtlichen Akteure.

Typen von
Performativität

Der Blick auf die stetig anwachsende Literatur zu Aspekten der Performanz macht allerdings deutlich, dass es sich, wie etwa Marvin Carlson betont, bei Performanz um „an essentially contested concept“ handelt (587, S. 5), und dass Kulturwissenschaftler nicht nur mit unterschiedlichen, sondern auch tendenziell unscharfen Begriffen operieren, wenn sie performative Phänomene behandeln. So ist etwa von 'Inszenierung', von 'Performance', von 'Ritual' oder allgemein von 'Performanz' beziehungsweise 'Performativität' die Rede; eine definitorische Differenzierung der nicht selten synonym verwendeten Termini erfolgt nur selten und erweist sich als in der Tat schwierig und nicht immer sinnvoll. Hilfreich ist in diesem Zusammenhang immerhin die von Fischer-Lichte vorgeschlagene Unterscheidung zwischen 'cultural performance' als Bezeichnung für jede Art von Aufführung – etwa künstlerische Darbietungen, (sportliche) Wettkämpfe, Rituale (Hochzeiten, Begräbnisse, Hinrichtungen, Krönungen), Zeremonien oder Feste –, 'Inszenierung' als Begriff, der den besonderen Modus der Herstellung von Aufführungen, die spezifischen Kulturtechniken, mit denen etwas zur Erscheinung gebracht wird, umreißt, und 'Ritual' als Terminus für eine beson-

dere Gattung von Aufführungen (591). Kennzeichnend für ‚cultural performances‘ im Sinne von Aufführungen ist deren ephemerer Charakter: Sie sind als Form gestischer Kommunikation, an der die jeweils beteiligten Akteure als körperlich Anwesende partizipieren (die also auf physischer Ko-Präsenz beruht), weder fixier- noch wiederholbar (591, S. 38f.). Das ‚Ritual‘ als eine Sonderform kultureller ‚performance‘ wiederum lässt sich bestimmen als eine formalisierte und symbolisch aufgeladene Handlung beziehungsweise Handlungssequenz, die auf Inszenierungsregeln basiert, welche von den daran Beteiligten konsensuell festgelegt sind (591, S. 48). Ein vergleichbarer Ritualbegriff begegnet auch in neueren Publikationen geschichtswissenschaftlicher Provenienz. So definiert Barbara Stollberg-Rilinger das Ritual als „eine aus mehreren Elementen bestehende, formal normierte, symbolische Handlungssequenz [...], die eine spezifische Wirkmächtigkeit besitzt“ (613, S. 503f.). Normiert sind Rituale insofern, als sie Konventionen folgen, die den Beteiligten vertraut sind und kaum Handlungsfreiräume ermöglichen. Ihre Wirkmächtigkeit ergibt sich aus dem Umstand, dass sie spirituelle, soziale, politische Zustände zu ändern vermögen und die in den rituellen Akt involvierten Akteure auf spezifische Verhaltensweisen verpflichten. Aufführungscharakter kommt ihnen zu, weil sie sich als inszenierte, in der Regel öffentlich begangene Handlungen von alltäglichen Praktiken unterscheiden. Symbolische Kraft kommt ihnen dadurch zu, dass sie auf einen Ordnungszusammenhang außerhalb ihrer selbst verweisen. Auch Frank Rexroth definiert Rituale als „kulturspezifische, kollektive, formalisierte und repetitive Handlungsweisen“, die entweder dem Zweck dienen, „ihren Gegenstand – sei es eine Person, eine Sache oder die Gruppe selbst – zu verändern (so die ‚funktionalistischen‘ Lesarten)“, oder aber, „bei den Beteiligten Wissen über die Sinnhaftigkeit der erfahrenen Welt und ihre Einbettung in größere kosmische Zusammenhänge [zu] erzeugen, [zu] reorganisieren und [zu] externalisieren (so die ‚interpretativen‘ Lesarten)“ (610, S. 303).

Nicht ganz unproblematisch ist übrigens der vorwiegend von Historikern verwendete Begriff der ‚symbolischen Kommunikation‘. Zwar trifft es zu, dass rituelle Handlungen auf einen Bereich außerhalb ihrer selbst verweisen und dass sie in diesem Sinne „Aktionsformen des Symbols“ darstellen (611, S. 61); Individuen und Kollektiven stehen allerdings auch nicht-performative Formen symbolischer Kommunikation – etwa im Medium der Schrift oder der bildlichen Darstellung – zur Verfügung. ‚Symbolische Kommunikation‘ erscheint demnach als zutreffender, jedoch unspezifischer Ausdruck für performativ bewerkstelligte Formen zwischenmenschlicher Interaktion.

Es ist so gesehen kein Zufall, dass es die Begriffe ‚Performanz‘, ‚Inszenierung‘ und ‚Ritual‘ waren, die sich innerhalb der kulturwissenschaftlichen Diskussion um performative Praktiken im deutschsprachigen Raum durchzusetzen vermochten. Dies dürfte nicht zuletzt damit zusammenhängen, dass die genannten Termini sich mit einer Reihe theoretischer Konzepte verbinden, welchen die neuere Ritualwissenschaft, im anglo-amerikanischen Raum als ‚ritual studies‘ längst etabliert (584, S. 7–33; 598; 601; 621), entscheidende Einsichten verdankt, theoretische Konzepte, die es im Folgenden in knapper Form vorzustellen gilt.

Theorien der Performanz

Die theoretische Auseinandersetzung mit kollektiven Handlungsmustern, die sich unter Begriffen wie ‚Performanz‘, ‚Inszenierung‘ und vor allem ‚Ritual‘ subsumieren lassen, hat nicht erst seit der Ausrufung eines ‚performative turn‘ begonnen. Systematische Überlegungen zum Phänomen der Performanz wurden vielmehr bereits seit dem frühen 20. Jahrhundert in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen formuliert, und wer zum gegenwärtigen Zeitpunkt nach einem praktikablen Erklärungsmodell performativ bewerkstelligter Kommunikation sucht, sieht sich vor die Wahl zwischen zahlreichen und oft disparaten theoretischen Ansätzen gestellt (584; 617; 620). Zu den Klassikern der Ritualforschung gehören etwa *Les rites de passage* (1909) [dt. *Übergangsriten* (1986)] des belgischen Ethnologen Arnold van Gennep, *Les formes élémentaires de la vie religieuse* (1912) [dt. *Die elementaren Formen des religiösen Lebens* (1981)] des französischen Soziologen Émile Durkheim, *The Symbolic Uses of Politics* (1964) [dt. *Politik als Ritual. Die symbolische Funktion staatlicher Institutionen und politischen Handelns* (1976, 2005)] des amerikanischen Politologen Murray Edelman, *Interaction Ritual* (1967) [dt. *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation* (1971)] des kanadischen Soziologen Erving Goffman oder *The Ritual Process. Structure and Anti-Structure* (1969) [dt. *Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur* (1989) (615)] des schottischen Kulturanthropologen Victor W. Turner. Die genannten Autoren und Werke stehen stellvertretend für jene Disziplinen, die sich besonders intensiv mit performativen Praktiken von Individuen und Kollektiven befasst haben. Neben der Soziologie – hier wären nicht nur Durkheim und Goffman zu nennen, sondern etwa auch Pierre Bourdieu mit seiner Praxeologie und vor allem seiner Habitus-theorie –, sind dies die Kulturanthropologie – Mary Douglas, Clifford Geertz oder Stanley J. Tambiah verdienen in diesem Zusammenhang Erwähnung – und die Politologie. Wichtige Beiträge zu Fragen der Performanz stammen außerdem aus der Sprachphilosophie – zu erinnern wäre etwa an die Arbeiten John L. Austins und John R. Searles –, der Religionswissenschaft – man denke beispielsweise an die Studien von Catherine Bell (582; 583) –, der Geschlechterforschung, hier insbesondere Judith Butler, sowie der Theaterwissenschaft, in Deutschland prominent vertreten durch Erika Fischer-Lichte.

Angesichts der mittlerweile kaum mehr überschaubaren theoretischen Bemühungen um den Begriff und das Phänomen der Performanz erweist sich eine Auswahl als ebenso notwendig wie schwierig. Immerhin zeichnen sich in der aktuellen deutschsprachigen Diskussion Präferenzen ab, die aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive zu begrüßen sind, lenken sie doch den Blick auf Modelle, die gerade für Historiker besondere Erhellungskraft versprechen. Nachfolgend sollen deshalb vier als besonders bedeutsam eingestufte, sich unterschiedlichen Fachtraditionen verdankende Ansätze kurz skizziert werden: John L. Austins Sprechakttheorie, Victor W. Turners Auffassung des Rituals, Judith Butlers Performanzmodell sowie Erika Fischer-Lichtes Konzept der ‚Theatralität‘.

Beim inzwischen zum „umbrella term der Kulturwissenschaften“ (618, S. 10) avancierten Begriff ‚Performanz‘ handelt es sich ursprünglich um

einen *terminus technicus* der Sprachphilosophie, genauer der Sprechakttheorie, wie sie in ihren Grundzügen von John L. Austin fundiert und von John R. Searle weiterentwickelt wurde. Den Ausgangspunkt von Austins wirkungsmächtiger Abhandlung *How to Do Things with Words* (1962) [dt. *Zur Theorie der Sprechakte* (1972) (581)] bildet die Unterscheidung zwischen ‚konstativen‘ und ‚performativen‘ Äußerungen. Letztere sind dadurch gekennzeichnet, dass sie, anders als beschreibende, ‚konstative‘ Äußerungen, nicht auf einen Bereich außerhalb ihrer selbst referieren, der darüber entscheidet, ob sie wahre oder falsche Aussagen tätigen, sondern Handlungen vollziehen, die dann bedeutsam werden beziehungsweise gelingen, wenn die mit dem Sprechakt verbundene Intention erreicht wird. Als Beispiele für performative Äußerungen wären etwa Tauf- oder Trauformeln zu nennen, die im Akt des Sprechens zugleich eine Handlung, die Aufnahme des Täuflings in die *ecclesia Christi* beziehungsweise die Stiftung der Ehe zwischen einem Mann und einer Frau, ausführen. Austin hat in der Folge sein sprechakttheoretisches Modell modifiziert und differenziert und in diesem Zusammenhang jede verbale Äußerung als Sprechakt bezeichnet. Sprechakte umfassen dann sowohl ‚Lokutionen‘, d. h. auf eine grammatikalisch und lexikalisch sinnvolle Aussage reduzierte Äußerungen, als auch ‚Illokutionen‘, d. h. rollengebundene Äußerungen, die für sich eine bestimmte Kraft beanspruchen, beispielsweise Versprechen oder Drohungen. Im Unterschied zur ‚Lokution‘, also „dass man etwas sagt“, vollzieht man als Sprecher mittels der ‚Illokution‘ eine Handlung, „indem man etwas sagt“ (581, S. 115). Die ‚Perlokution‘ schließlich bezeichnet die Wirkung, die durch eine Äußerung beim Adressaten hervorgerufen wird.

Die Bedeutung John L. Austins für die Auseinandersetzung mit Performanz liegt nicht nur darin, dass er einen Begriff prägte, auf den sich der theoretische Diskurs in der Folge immer wieder berufen hat, und zum Impulsgeber für kommunikationstheoretische Ansätze wie denjenigen Jürgen Habermas‘ oder Jacques Derridas wurde. Sie ist vielmehr auch und vor allem darin zu sehen, dass Austin Sprechen als Handeln konzeptionalisiert und auf den Bedingungen für das Gelingen von Sprechakten insistiert hat. Unzweifelhaft finden sprachliche Äußerungen in der Regel im Rahmen einer Kommunikationssituation statt, an der mehrere Akteure beteiligt sind. Ob nun ein illokutionärer Akt seine wirklichkeitskonstituierende Kraft zu entfalten vermag und damit im Sinne Austins gelingt, hängt nicht allein und nicht einmal primär von der Intention des Sprechers, sondern auch und vor allem von den sozialen Kontextbedingungen ab, also davon, ob eine Äußerung in Einklang mit konsensuell festgelegten Kommunikationsregeln steht und von den Rezipienten verstanden und realisiert wird.

Dass Performanz eine Form meist öffentlicher Interaktion darstellt, welche nur gelingen kann, wenn die daran Beteiligten die mit einem spezifischen Handlungsmuster verbundenen Konventionen kennen und befolgen, wurde auch innerhalb der anthropologischen Diskussion wiederholt betont. Allerdings verdanken wir der Kulturanthropologie nicht nur die Einsicht in die Bedeutung von Regularien performativer Praxis und in das gemeinschafts- und systemstabilisierende Potential ritueller Handlungen, sondern auch eine erhöhte Sensibilität für die gesellschaftsverändernde Kraft ritualisierter For-

Sprechakttheorie:
John L. Austin und
John R. Searle

Victor W. Turners
Ritualtheorie

men intersubjektiver Kommunikation. Ein besonders wirkungsmächtiges Modell performativer Praxis hat Victor W. Turner zur Diskussion gestellt, der in mehreren Publikationen die dynamisierende Funktion von Ritualen postuliert hat: Im Anschluss an Arnold van Genneps *Les rites de passage* erkennt er in rituellen Handlungsmustern ein wirksames Mittel, Erfahrungen des Umbruchs, des Übergangs (Turner spricht in diesem Zusammenhang von ‚Liminalität‘) kollektiv zu bewältigen. Grundlegende Bedeutung kommt dabei der Dialektik von ‚Struktur‘ und ‚Communitas‘ zu (615, S. 94–127). Steht ‚Struktur‘ für ein soziales Organisationsmodell, das durch Institutionalität, Normativität und Rationalität gekennzeichnet ist, bezeichnet ‚Communitas‘ eine spontane, sich in einem spezifischen Moment ereignende Form kollektiver Interaktion. Mit ‚Struktur‘ verbindet sich die Vorstellung von Gemeinschaft als vergleichsweise statischer, durch politische Machtverhältnisse, soziale Hierarchien, moralisch-religiöse Prinzipien determinierter Ordnung; ‚Communitas‘ hingegen verkörpert jene ‚liminalen‘ Bereiche, in denen menschliche Kommunikation jenseits der normativen Setzungen möglich ist, die eine soziale Gruppe gemeinhin leiten. Als unmittelbar aus dem Augenblick entstehende, ephemere Form von Gemeinschaft, die nach eigenen Gesetzen funktioniert, bildet ‚Communitas‘ nicht nur einen Gegensatz zu ‚Struktur‘, sie ist nach Turner zugleich der zentrale Katalysator eines Transformationsprozesses, der die (historische) Veränderung sozialer Strukturen begründet. Indem ‚Communitas‘ strukturelle Vorgaben zu durchbrechen vermag, trägt sie dazu bei, soziale Ordnungsmuster zu hinterfragen und schließlich zu modifizieren; indem sie diese Ordnungsmuster auf ritualisierte und damit kontrollierte Art und Weise transformiert, ermöglicht sie deren weitere Existenz. Rituale sind demnach nicht einfach als Ensemble verbindlich vorgeschriebener Handlungen innerhalb einer fest gefügten sozialen Ordnung zu verstehen, sie erscheinen vielmehr als eine Form zumindest partiell kreativer Performanz und verfügen über die Kraft, menschliche Gesellschaften zu erneuern. Rituale dienen nicht einfach der Festigung im Wesentlichen statisch gedachter sozialer Strukturen, sondern sie haben Anteil an jenen Prozessen, mittels derer eine soziale Gruppe sich immer neu reflektiert und organisiert.

Judith Butlers
Performanzmodell

Weniger um die gemeinschaftsstiftende und verändernde Dimension ritueller Praktiken als vielmehr um den Zusammenhang zwischen Performanz und Geschlechteridentität geht es Judith Butler in ihrem 1988 entstandenen Aufsatz *Performative Acts and Gender Constitution. An Essay in Phenomenology and Feminist Theory* [dt. *Performative Akte und Geschlechterkonstitution. Phänomenologie und feministische Theorie* (2002) (586)]. Zwar hat die amerikanische Philosophin in einigen später erschienenen Werken, vor allem in *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity* (1989) [dt. *Das Unbehagen der Geschlechter* (1991)], *Bodies that Matter. On the Discursive Limits of ‚Sex‘* (1993) [dt. *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts* (1997)] und *Excitable Speech. A Politics of Performance* (1997) [dt. *Haß spricht. Zur Politik des Performativen* (1998)], ihren Ansatz kontinuierlich revidiert; grundlegend bleibt jedoch die Überzeugung, „dass das, was als Geschlechteridentität bezeichnet wird, eine performative Leistung ist, die durch gesellschaftliche Sanktionen und Tabus erzwungen wird“

(586, S. 302). Geschlecht, so die Prämisse, ist keine biologisch begründete Kategorie, sondern etwas, das handelnd hergestellt wird. Durch die Art, wie ein Individuum denkt, spricht und agiert, weist es sich ‚Weiblichkeit‘ beziehungsweise ‚Männlichkeit‘ zu und wird als Geschlechtswesen wahrnehmbar. Im Rückgriff auf John L. Austins Sprechakttheorie betont Butler, dass Aussagen wie ‚Sie ist eine Frau‘ insofern ‚Illokutionen‘ sind, als sie Geschlecht nicht beschreiben, sondern konstituieren; in Auseinandersetzung mit Jacques Derridas Konzept der ‚Iteration‘ weist sie außerdem darauf hin, dass die Wirkung performativer Akte wesentlich davon abhängt, inwiefern sie sich in eine autoritative Tradition zu stellen vermögen, Wiederholungen oder Zitate etablierter Praktiken darstellen. Das bedeutet, dass der Einzelne seine Identität nicht völlig frei bestimmen und performativ realisieren kann, sondern gebunden bleibt an das ‚Weiblichkeit‘ beziehungsweise ‚Männlichkeit‘ erzeugende Repertoire an Handlungsmustern, das innerhalb einer spezifischen Kultur zur Verfügung steht. Indem Butler Geschlechteridentität nicht essentialistisch versteht, sondern sie als Effekt der durch körperliche Akte zum Ausdruck gebrachten Verinnerlichung gesellschaftlicher Codes definiert, lenkt sie den Blick auf die Bedeutung, die Handlungen für die soziale Verortung von Subjekten zukommt. Nicht nur der geschlechtliche, auch der religiöse, politische oder ökonomische Status, den ein Mensch innerhalb eines Kollektivs einnimmt, verdankt sich seiner Fähigkeit, die diesem Status angemessenen Verhaltensweisen zu verkörpern und seinem Anspruch mittels performativer Äußerungen Geltung zu verschaffen.

Im deutschsprachigen Raum ist die Diskussion um Performanz insbesondere durch die Interventionen der Theaterwissenschaftlerin Erika Fischer-Lichte geprägt worden, die in mehreren Publikationen ein Konzept von ‚Theatralität‘ entwickelt hat, das, so das Postulat, als kulturalanalytisches Modell für unterschiedliche Formen öffentlicher Interaktion fungieren kann (588, S. 267–343; 590; 592; 593; vgl. auch 589). Nun ist die Einsicht, dass performative Prozesse und theatralische Aufführungen verwandte Phänomene darstellen, keinesfalls neu (605). So hat etwa Erving Goffman in *The Presentation of Self in Everyday Life* (1959) [dt. *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag* (1969)] den inszenierten Charakter alltäglicher Handlungen aufgezeigt. Auch Victor W. Turner betont nicht nur in *From Ritual to Theatre. The Human Seriousness of Play* (1982) [dt. *Vom Ritual zum Theater. Der Ernst des menschlichen Spiels* (1989)] die Affinität des Rituals zum Drama. Zu erwähnen wären in diesem Zusammenhang außerdem die wegweisenden Arbeiten des amerikanischen Theaterwissenschaftlers und Dramaturgen Richard Schechner, der das anthropologisch fundierte Konzept der ‚cultural performance‘, verstanden als eine kollektive Sinn- und Handlungsmuster zum Ausdruck bringende Inszenierung, für seine Theaterarbeit fruchtbar macht, und nicht zuletzt Judith Butler, welche die Bedingungen der Verkörperung geschlechtlicher Identität wiederholt mit denjenigen einer Theateraufführung verglichen hat. Bei Fischer-Lichte erfährt die Engführung von ästhetischer und kultureller Erfahrung im Begriff der ‚Theatralität‘ allerdings eine deutliche Radikalisierung, ‚Theater‘ wird zur Metapher für kulturelle Kommunikation überhaupt. Im Zentrum von Fischer-Lichtes Modell steht die ‚Aufführung‘, also jenes Geschehen, in dem die konstitutiven Ele-

Erika
Fischer-Lichte
Konzept von
Theatralität

mente theatraler Interaktion gebündelt in Erscheinung treten. Kennzeichnend für den Aufführungsbegriff sind die gleichzeitige Anwesenheit von Schauspielern und Zuschauern („Ko-Präsenz“), das körperliche und damit sinnlich wahrnehmbare Agieren der an der Aufführung Beteiligten sowie die Ereignishaftigkeit und damit Unwiederholbarkeit der theatralen Interaktion.

Aufführungen verdanken sich einer „Erzeugungsstrategie“ (593, S. 14), sie sind intentional in dem Sinne, dass sie als Ergebnis einer Planung beschrieben werden können, die den Ablauf der performativ bewerkstelligten Kommunikation zwischen Schauspielern und Zuschauern zu steuern versucht. Fischer-Lichte wählt hierfür den in der theaterwissenschaftlichen Forschung seit längerem etablierten Begriff der ‚Inszenierung‘, betont jedoch zugleich die Grenzen, die dem inszenatorischen Willen gesetzt sind: ‚Inszenierung‘ bezeichne zunächst nur eine Absicht; ob diese Absicht erreicht wird, das heißt, ob die Wahrnehmung der Zuschauer mit der Intention des Inszenators korrespondiert, entscheide sich erst im Moment der Aufführung. Mit ‚Wahrnehmung‘ ist ein weiterer Begriff genannt, der für Fischer-Lichtes Konzept der ‚Theatralität‘ von grundlegender Bedeutung erscheint. Inszenierungen wenden sich an Rezipienten, deren Wahrnehmung nicht weniger entscheidend ist für die Wirkung einer Aufführung als die dieser Aufführung inhärente Intention. Während einer Aufführung laufen im Zuschauer komplexe physiologische, affektive, energetische, motorische und kognitive Prozesse ab, die dessen Wahrnehmung und die aus dieser Wahrnehmung resultierende Interpretation determinieren. In seiner Funktion als Beobachter sowohl des Geschehens auf der Bühne als auch der Reaktionen, die die theatrale Aktion in ihm auslöst, hat der Zuschauer maßgeblichen Anteil an der Wirkung einer Aufführung; er ist es letztlich, der über deren Erfolg entscheidet. Die besondere Intensität der Wahrnehmung, die Aufführungen ermöglichen, leitet schließlich über zum Begriff der ‚Körperlichkeit‘, der neben ‚Inszenierung‘ und ‚Wahrnehmung‘ dritten für Fischer-Lichtes Ansatz konstitutiven Kategorie. Aufführungen sind wesentlich dadurch charakterisiert, dass die Akteure physisch präsent sind und mit Hilfe ihres Körpers Botschaften vermitteln. Von Belang ist in diesem Zusammenhang nicht nur, dass der Leib der Schauspieler körperliche Wirkungen auf den Zuschauer ausüben kann, sondern dass er zugleich als semiotischer, das heißt zeichenhafter Körper erscheint. Mimik, körperliche Bewegungsmuster oder Gesten bedürfen der Deutung durch den Betrachter; welche Rolle ein Schauspieler verkörpert, drückt er allererst durch physisch bewerkstelligte performative Akte aus.

Worin nun liegt der Erkenntniswert des vorgängig knapp umrissenen Modells? Kultur gründet nicht nur in statischen Phänomenen, in ‚Monumenten‘, sondern auch in dynamischen ‚cultural performances‘, in ‚Aufführungen‘. Wie Fischer-Lichte hervorhebt, nähern sich kulturelle Inszenierungen der theatralen Wirklichkeit an und zwar insofern, als sie als Situationen erfahren werden, „in der ein Akteur an einem häufig besonders hergerichteten Ort zu einer bestimmten Zeit sich, einen anderen oder etwas vor den Blicken der anderen (Zuschauer) darstellt oder zur Schau stellt“ (593, S. 8). Das Konzept der ‚Theatralität‘ ermöglicht es, die an derartigen Vorgängen auf komplexe Weise interagierenden Ebenen der Produktion (‚Inszenierung‘), Vermittlung (‚Körperlichkeit‘) und Rezeption (‚Wahrnehmung‘) zu

untersuchen, ohne die Spezifik performativer Kommunikation aus den Augen zu verlieren. Als Ensemble performativer Akte vermögen kulturelle Inszenierungen ihre Bedeutung immer erst im Moment ihrer Aufführung zu gewinnen, können hinsichtlich ihrer Wirkung und Relevanz nicht allein aus den sie leitenden Intentionen beurteilt werden. Fischer-Lichtes Modell nun lenkt den Blick nicht nur auf den ephemeren Charakter kultureller Inszenierungen, sondern auch auf die besondere, gleichermaßen kognitive, psychische und physische Wirkungen generierende Macht, die von kommunizierenden Körpern ausgeht, und den Stellenwert, der den Adressaten zukommt, die als Affizierte und Interpreten des Geschehens zunehmend die Rolle des Zuschauers hinter sich lassen, um in diejenige eines Protagonisten zu schlüpfen.

Die Neue Kulturgeschichte und der ‚performative turn‘

Wer sich in historischer Perspektive mit ritualisierten Formen kulturellen Handelns befasst, kann auf theoretische Modelle zurückgreifen, die es ihm erlauben, sich seinem Gegenstand problembewusst und differenziert zu nähern. Die oben referierten Positionen bieten jedoch nicht nur Lösungsansätze für komplexe theoretisch-methodische Probleme an, sondern werfen auch Fragen auf: Victor W. Turners Insistieren auf der transformativen Kraft von Ritualen könnte leicht vergessen lassen, dass Rituale immer auch dazu dienen konnten, einen erreichten Status Quo zu legitimieren und zu stabilisieren. Judith Butlers radikaler Konstruktivismus, der Geschlechteridentität unabhängig von der konkreten biologischen Beschaffenheit eines Individuums ausschließlich in dessen sozial begründeten Verhaltensweisen verankert, versperrt die Sicht auf den komplexen Zusammenhang zwischen ‚Materialität‘ und Zeichenhaftigkeit menschlicher Körper. Erika Fischer-Lichtes Postulat der Ereignishaftigkeit kultureller ‚performances‘ bedeutet gerade für Kulturhistoriker eine nicht geringe Herausforderung: Wie lässt sich durch performative Strategien erzeugter Sinn historisch rekonstruieren, wenn er sich einem flüchtigen und damit nur schwer dokumentierbaren Geschehen verdankt?

Probleme

Dennoch stellen die hier genannten Modelle ein Instrumentarium zur Verfügung, das gerade für Geschichtswissenschaftler von Nutzen sein kann und auch schon in konkreten Fallstudien erprobt wurde. So greifen beispielsweise Christian Horn und Matthias Warstat bei ihrer Untersuchung von Festen der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik oder der Inszenierung des absolutistischen Herrschaftskörpers im 17. Jahrhundert auf Fischer-Lichtes Ansatz zurück (599; 600). Maren Möhring legt ihrer Analyse der deutschen Nacktkultur zwischen 1890 und 1930 Butlers Performanzmodell zugrunde (603). Silvia Serena Tschopp zieht Turners Ritualkonzept heran, um Funktionsweisen patriotischer Jubiläen zu erhellen (614).

Fallstudien

Die genannten Aufsätze sind eher zufällig ausgewählte Beispiele aus der zunehmend unübersichtlichen historischen Forschung zu ritualisierten Formen kultureller Interaktion (602; dort weitere Literatur). Herrschereinzüge, Krönungsfeierlichkeiten, höfisches Zeremoniell, Bürger- und Arbeiterfeste, städtische Jubiläen oder parlamentarische Kommunikation sind nur einige

von zahllosen historischen Praktiken, die in den vergangenen Jahren untersucht wurden. Ein Vorreiterrolle kam dabei der Mediävistik zu, die sich auf eine lange Tradition der Beschäftigung mit Ritualen berufen kann – exemplarisch hierfür dürften Marc Blochs Studie über wundertätige Könige (*Les rois thaumaturges*, 1924) [dt. *Die wundertätigen Könige* (1998)], Percy Ernst Schramms Untersuchungen zu englischen Krönungsakten (*Geschichte des englischen Königtums im Lichte der Krönung*, 1937) oder Ernst H. Kantorowicz' Analyse des Verhältnisses zwischen Sakralität und Herrschaft (*Laudes regiae. A Study in Liturgical Acclamations and Medieval Ruler Worship*, 1946) sein (610). Auch im Bereich der frühneuzeitlichen Historie sind die dem ‚performative turn‘ zu verdankenden Anregungen aufgegriffen worden und haben in den vergangenen Jahren die Forschung beflügelt (580; 612; 613). Nicht erst durch Edward Muirs theoretisch informierte Monographie *Ritual in Early Modern Europe* (1997) (604) ist auch im deutschsprachigen Raum ins Bewusstsein der Frühneuzeit-Forscher getreten, wie lohnend die Beschäftigung mit der performativen Dimension historischer Erfahrungen sein kann. Eher lückenhaft präsentiert sich, von deutschsprachigen Beiträgen zu den ‚Gender Studies‘ einmal abgesehen (602, S. 18ff.), zum jetzigen Zeitpunkt hingegen die historische Forschung zu performativen Phänomenen des 19. und 20. Jahrhunderts. Es sagt einiges über die Relevanz aus, die dem Performanzbegriff innerhalb der Neuesten Geschichte zukommt, dass es im Wesentlichen zwei Studien sind, welche in diesem Zusammenhang immer wieder genannt werden: Johannes Paulmanns *Pomp und Politik. Monarchenbegegnungen in Europa zwischen Ancien Régime und Erstem Weltkrieg* (2000) sowie Thomas Mergels *Parlamentarische Kultur in der Weimarer Republik. Politische Kommunikation, symbolische Politik und Öffentlichkeit im Reichstag* (2002).

Angesichts der Vorreiterrolle, die die Mediävistik für sich beanspruchen darf, wenn es darum geht, Probleme der Performanz zu thematisieren, überrascht es kaum, dass die sich mit dem ‚performative turn‘ verbindenden Forschungskontroversen vorwiegend im Bereich der Mittelalterhistorie ausgetragen wurden. Neben der stärker auf spezifische Aspekte mittelalterlichen Zeichenverständnisses zielenden Auseinandersetzung zwischen Gerd Althoff (576; 578) und Johannes Fried (595) sind es vor allem zwei auch die Neuere Geschichte interessierende Fragenkomplexe, die Anlass zu mehr oder weniger kontroversen Debatten boten und bieten. Sie sollen abschließend kurz umrissen werden.

Verdrängung der
Rituale durch
Rationalisierung?

Ein erstes wiederholt diskutiertes Problem betrifft die Signifikanz, die Ritualen in verschiedenen Epochen zukam. Gegen ältere modernisierungstheoretische Positionen, insbesondere Norbert Elias' in *Über den Prozeß der Zivilisation* (1939) (134) exponierte These, die Entstehung der Moderne verdanke sich einer mit der Verdrängung symbolischer Handlungsweisen einhergehenden Rationalisierung des Denkens und Handelns, vertreten eine Reihe von Historikern die Auffassung, dass Formen und Funktionen ritueller Interaktion seit dem Mittelalter zwar einem Wandel unterlagen, dass sich dieser Wandel jedoch nicht als „linear fortschreitende Eliminierung symbolisch-rituellen zugunsten rational-diskursiven Handelns“ beschreiben lässt (612, S. 390). Es ist insbesondere Gerd Althoff, der in aller Deutlichkeit

darauf hingewiesen hat, dass Rituale im Mittelalter moderne Rationalitätsstandards erfüllen konnten (576; 577, S. 398–401). Im Rahmen seines funktionalistischen Verständnisses symbolischer Handlungen stellt Althoff denn auch heraus, in welchem Maße Rituale als machtvolle Instrumente der Herrschaftssicherung genutzt wurden. Politische Rituale im Mittelalter, so sein Fazit, sind gemacht 579, S. 189–194), ihnen ist eine spezifische „Grammatik und Semantik“ eigen (579, S. 28), die in erster Linie dazu dient, die mit ihnen verbundene Intention der Stabilisierung von Herrschaft zu bekräftigen. Sukkurs erhält Althoff neuerdings vom Soziologen Karl-Siebert Rehberg, der mit Blick auf die mittelalterliche ‚Kultur der Geste‘ davor gewarnt hat, rationale Planung und magische Wirkung ritueller Kommunikation als scharfe Gegensätze zu begreifen (609). Rituale bilden, wie Rehberg in mehreren Publikationen überzeugend dargelegt hat (606; 607; 608), bis in die Gegenwart ein konstitutives Moment institutioneller Ordnungen; sie sind ein „Spezifikum des Institutionellen“ (609, S. 36), das, und dies gilt auch für moderne Institutionen, immer der durch Rituale gewährleisteten „Aura der Sichtbarkeit“ (609, S. 35) bedürfe. Es trifft zwar zu, dass, wie Barbara Stollberg-Rilinger hervorhebt, angesichts einer begrenzten schriftlichen Positivierung von Normen und dem geringen formalen Organisationsgrad von Herrschaft in der Vormoderne symbolischen Handlungen in Mittelalter und Früher Neuzeit ein besonderer Stellenwert zukam (613, S. 513–517), dennoch kann, wie Stollberg-Rilinger gleichzeitig betont, von einem Verschwinden des Rituellen in den modernen Gesellschaften keine Rede sein. Auch Frank Rexroth hat kürzlich in Erinnerung gerufen, welch differenzierte Erkenntnisse der für Fragen der Performanz geschärfte Blick auf moderne Phänomene ermöglicht (610, S. 403) und sich von der Vorstellung kritisch distanziert, eine dem Prinzip der Rationalität huldigende Moderne hätte sich von ritualisierten Formen sozialer Interaktion, wie sie für frühere, angeblich durch Irrationalität, unregulierte Emotionalität und körperliche Zügellosigkeit gekennzeichnete Epochen üblich gewesen seien, längst verabschiedet.

Herrscht hinsichtlich der Ubiquität von Ritualen unter Historikern mittlerweile weitgehender Konsens, so steht die Diskussion der Quellenfrage und damit des wohl grundlegendsten Problems, das sich mit der historischen Erforschung performativer Phänomene verbindet, noch am Anfang. Rituale sind keine Quellen, sie erscheinen in Quellen. Wenn nun für ritualisierte Formen öffentlicher Kommunikation gilt, dass „Bedeutung erst im Augenblick des Äußerns, Aufführens oder sich Verhaltens hervorgebracht“ wird (602, S. 10), steht der Historiker vor der Schwierigkeit, etwas, dem nur ‚in actu‘ Wirklichkeit zukommt, auf wissenschaftlich plausible Weise zu beschreiben. Wie im Übrigen für jedes historische Ereignis gilt auch für symbolische Handlungen, dass sie dem Historiker in Form von Texten und Bildern überliefert werden, dass im Medium des Körpers vollzogene Äußerungen in ein anderes Medium, eine Beschreibung oder ein visuelles Artefakt, übertragen und auf Dauer gestellt werden. Bemerkenswerterweise wurden die Konsequenzen, die sich aus diesem Befund ergeben, bisher noch kaum reflektiert. Symptomatisch hierfür sind etwa Gerd Althoffs Publikationen, in denen er das Problem, welche Relevanz mittelalterlichen Ritualen in der Wahrneh-

Quellenprobleme

mung der zeitgenössischen Beteiligten und Beobachter zukam, ausführlicher und scharfsinniger Überlegungen würdigt, die methodische Crux, die darin besteht, dass Rituale nur mittelbar zugänglich sind, jedoch bestenfalls kurz erwähnt (579, S. 187). Bereits Johannes Fried hatte wiederholt und nachdrücklich darauf hingewiesen, dass das Gedächtnis auch der in einer durch Mündlichkeit geprägten Kultur sozialisierten ‚Zeitzeugen‘, entgegen früherer Annahmen, keinesfalls als verlässlich gelten darf. Die diesen ‚Zeitzeugen‘ zu verdankenden Darstellungen oraler und performativer Praktiken sind überdies nicht nur von bedingter Zuverlässigkeit, sie unterliegen von dem Moment an, in dem sie festgehalten werden, den Bedingungen des Mediums ihrer Überlieferung (594; 596; 597). Mittlerweile ist es vor allem Philippe Buc, der die methodologische Problematik historischer Ritualforschung thematisiert (585). Wie auch David A. Warner (616) warnt Buc davor, von einer verschriftlichten Mitteilung vorschnell auf symbolische Handlungen und die durch sie erzeugten Bedeutungen zu schließen. Der Autor mit seiner subjektiven Perspektive und die die Rezeption einer Quelle beeinflussenden literarischen Konventionen dürften, so die These, in der Wahrnehmung des Historikers nicht einfach hinter den dargestellten Phänomenen verschwinden; die zeitgenössischen Modi der Verschriftlichung lebensweltlicher Erfahrung, die historisch spezifische ‚Textualität‘ der rituelle Handlungen dokumentierenden Quelle müssten vielmehr in all ihren Konsequenzen berücksichtigt werden (585, S. 4). Womit sich der Historiker befasst, ist nicht „ritual-in-performance“, sondern „ritual-in-text“ (585, S. 8); was schriftliche und – zu ergänzen wäre – bildliche Quellen vermitteln, ist nicht die objektive Darstellung ritueller Abläufe, sondern die subjektive Interpretation desjenigen, der diese Abläufe in einen spezifischen literarischen oder graphischen Konventionen gehorchenden Text übersetzt hat. Das Problem im Umgang mit historischen Phänomenen der Performanz besteht demnach zum einen darin, dass eine Handlung, die ihren Sinn im Augenblick des Sich-Ereignens entfaltet, durch die Festschreibung ihrer eigentümlichen Medialität beraubt wird, und zum anderen darin, dass die durch die Handlung ursprünglich generierte Bedeutung überlagert wird von der Interpretation ebendieser Handlung, die dem jeweiligen Urheber einer Quelle zu verdanken ist. Zugang hat der Historiker demzufolge weniger zu den ihn interessierenden symbolischen Praktiken als vielmehr zu den jeweiligen Wahrnehmungen derjenigen, die diese Praktiken zeitgleich oder zu einem späteren Zeitpunkt aufgezeichnet haben.

Die Einsicht in die methodischen Schwierigkeiten historischer Ritualforschung zwingt den Geschichtswissenschaftler, jene Sorgfalt walten zu lassen, die im Umgang mit schriftlichen und bildlichen Quellen generell erwartet werden darf, sie bedeutet jedoch, wie mehrere kürzlich erschienene Fallstudien belegen (602; 619), keinesfalls das Ende der historischen Beschäftigung mit Performanz. Welches Potential der ‚performative turn‘ im Gegenteil für kulturhistorische Analysen bietet, hat jüngst noch einmal Barbara Stollberg-Rilinger vor Augen geführt (613). Ihr differenzierter und problembewusster Überblick über Stand und Perspektiven der historischen Erforschung symbolischen Handelns entwirft ein gleichermaßen attraktives und ambitioniertes Programm, das allerdings noch in weiten Teilen der Umsetzung bedarf.

Bibliographie

I. Einleitung

- (1) Abernathy, David: *The Dynamics of Global Dominance. European Overseas Empires 1415–1980*. New Haven, Conn. 2000.
- (2) Anderson, Benedict: *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*. Frankfurt a.M./New York 1996, 2. um ein Nachwort von Thomas Mergel erw. Aufl. Frankfurt a.M./New York 2005 [Imagined Communities, London 1983].
- (3) Balibar, Etienne/Immanuel Wallerstein: *Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten*. Hamburg 1990 [Race, nation, classe, Paris 1988].
- (4) Becker, Gary S.: *Ökonomische Erklärung menschlichen Verhaltens*. Tübingen 1993.
- (5) Beckermann, Ansgar: *Biologie und Freiheit. Zeigen die neueren Ergebnisse der Neurobiologie, dass wir keinen freien Willen haben?* In: Heinrich Schmidinger/Clemens Sedmak (Hrsg.): *Der Mensch – ein freies Wesen?*. Darmstadt 2005, S. 111–124.
- (6) Bittlingmayer, Uwe H.: *„Wissensgesellschaft“ als Wille von Vorstellung*. Konstanz 2005.
- (7) Bourdieu, Pierre: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Übersetzt von Bernd Schwibs und Achim Russer. Frankfurt a.M. 1987 [La distinction, Paris 1979].
- (8) Bourdieu, Pierre: *Sozialer Raum und ‚Klassen‘. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen*. Frankfurt a.M. 1991.
- (9) Brecht, Christoph/Wolfgang Fink (Hrsg.): *„Unvollständig, krank und halb.“ Zur Archäologie moderner Identität*. Bielefeld 1996.
- (10) Bruns, Claudia/Walter Tilmann (Hrsg.): *Von Lust und Schmerz. Eine historische Anthropologie der Sexualität*. Köln 2004.
- (11) Burke, Peter (Hrsg.): *New Perspectives on Historical Writing*. Cambridge 1991.
- (12) Burke, Peter: *Was ist Kulturgeschichte? Aus dem Engl. von Michael Bischoff*. Frankfurt a.M. 2005.
- (13) Burschel, Peter: *Das Quälen des Körpers. Eine historische Anthropologie der Folter*. Köln u.a. 2000.
- (14) Bynum, Caroline W.: *Warum das ganze Theater mit dem Körper? Die Sicht einer Mediävistin*. In: *Historische Anthropologie* 4 (1996), S. 1–33.
- (15) Clemm, Christiane: *Quetzalcóatl und Pepsi-cóatl. „Lo mexicano“ und die Amerikanisierung der mexikanischen Kultur. Aspekte eines Akkulturations- und Assimilationsprozesses*. München 1984.
- (16) Davis, Mike: *Die Geburt der Dritten Welt. Hungerkatastrophen und Massenvernichtung im imperialistischen Zeitalter*. Berlin 2004.
- (17) Delacampagne, Christian: *Die Geschichte des Rassismus*. Düsseldorf u. a. 2005.
- (18) Demel, Walter: *Wie die Chinesen gelb wurden. Ein Beitrag zur Frühgeschichte der Rassentheorien*. In: *Historische Zeitschrift* Bd. 255 (1992), S. 625–665.
- (19) Detel, Wolfgang/Claus Zittel (Hrsg.): *Wissensideale und Wissenskulturen in der frühen Neuzeit*. Berlin 2002.
- (20) Dinges, Martin: *Der Maurermeister und der Finanzrichter. Ehre, Geld und soziale Kontrolle im Paris des 18. Jahrhunderts*. Göttingen 1994.
- (21) Dinges, Martin (Hrsg.): *Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute*. Frankfurt a.M. 2005.
- (22) Dinzelsbacher, Peter (Hrsg.): *Europäische Mentalitätsgeschichte. Hauptthemen in Einzeldarstellungen*. Stuttgart 1993.
- (23) Doering-Manteuffel, Anselm: *Wie westlich sind die Deutschen? Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert*. Göttingen 1999.
- (24) Eder, Klaus (Hrsg.): *Klassenfrage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Theoretische und empirische Beiträge zur Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassentheorie*. Frankfurt a.M. 1989.
- (25) Ehmer, Josef/Markus Cerman/Christa Hämmerle (Hrsg.): *Historische Familienforschung. Ergebnisse und Kontroversen*. Michael Mitterauer zum 60. Geburtstag. Frankfurt a.M./New York 1997.
- (26) Erll, Astrid/Ansgar Nünning (Hrsg.): *Medien des kollektiven Gedächtnisses. Konstruktivität – Historizität – Kulturspezifität*. Berlin/New York 2004 (Media and Cultural Memory Bd. 1).
- (27) Erll, Astrid: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*. Stuttgart/Weimar 2005.
- (28) Erkman Akerson, Fatma: *Bildgeschichte im osmanischen Reich. Ein anderes Konzept der*

- Weltrezeption. In: Alois Wierlacher/Georg Stötzel (Hrsg.): Blickwinkel. Kulturelle Optik und interkulturelle Gegenstandskonstitution. Akten des III. Internationalen Kongresses der Gesellschaft für Interkulturelle Germanistik Düsseldorf 1994. Düsseldorf 1994, S. 235–248.
- (29) Espagne, Michel: Les transferts culturels franco-allemands. Paris 1999.
- (30) Eßbach, Wolfgang (Hrsg.): Wir – ihr – sie. Identität und Alterität in Theorie und Methode. Würzburg 2000.
- (31) Etzemüller, Thomas: 1968 – Ein Riss in der Geschichte? Gesellschaftlicher Umbruch und 68er Bewegungen in Westdeutschland und Schweden. Konstanz 2005.
- (32) Farrenkopf, John: Prophet of Decline. Spengler on World History and Politics. Baton Rouge 2001.
- (33) Fehr, Ernst/Urs Fischbacher: The Nature of Human Altruism. In: *Nature* 425 (2003), S. 787–791.
- (34) Fink, Hermann: Amerikanisierung in der deutschen Wirtschaft. Sprache, Handel, Güter und Dienstleistungen. Frankfurt a.M. u. a. 1995.
- (35) Freist, Dagmar: Geschlechtergeschichte: Normen und soziale Praxis. In: Anette Völker-Rasor (Hrsg.): Frühe Neuzeit. Oldenbourg Geschichte Lehrbuch. München 2000, München 2006, S. 183–202.
- (36) Freytag, Nils: Aberglauben im 19. Jahrhundert. Preußen und seine Rheinprovinz zwischen Tradition und Moderne 1815–1918. Berlin 2003.
- (37) Fuchs, Thomas/Sven Trakulhun (Hrsg.): Das eine Europa und die Vielfalt der Kulturen. Kulturtransfer in Europa 1500–1800. Berlin 2003 (Aufklärung und Europa Bd. 12).
- (38) Fuchs, Thomas: Traditionstheorie als Metatheorie. Kritische Bemerkungen aus der Geschichtswissenschaft. In: *Erwägen – Wissen – Ethik* 15 (2004), S. 244–246.
- (39) Geyer, Christian (Hrsg.): Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente. Frankfurt a.M. 2004.
- (40) Giesecke, Michael: Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft. Frankfurt a.M. 1992.
- (41) Hall, Catherine (Hrsg.): *Cultures of Empire. Colonisers in Britain and the Empire of the 19th and 20th Centuries.* A Reader. Manchester 2000.
- (42) Hammel, Eugene A.: A Theory of Culture for Demography. In: *Population and Development Review* 16 (1990) 3, S. 455–485.
- (43) Hardtwig, Wolfgang: Politische Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit 1918–1939. Göttingen 2005 (=Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 21).
- (44) Hinz, Michael: Der Zivilisationsprozess: Mythos oder Realität? Wissenschaftssoziologische Untersuchungen zur Elias-Duerr-Kontroverse. Opladen 2002.
- (45) Hoffmann, Carl A./Rolf Kießling (Hrsg.): Kommunikation und Region. Konstanz 2001 (Forum Suevicum Bd. 4).
- (46) Hübinger, Gangolf: Konzepte und Typen der Kulturgeschichte. In: Wolfgang Küttler (Hrsg.): *Geschichtsdiskurs*, Bd. 4: Krisenbewußtsein, Katastrophenerfahrungen und Innovationen 1880–1945. Frankfurt a.M. 1997, S. 136–152.
- (47) Hunt, Lynn A./Victoria E. Bonnell (Hrsg.): *Beyond the Cultural Turn. New Directions in the Study of Society and Culture.* Berkeley u.a. 1999 (Studies on the History of Society and Culture Bd. 34).
- (48) Hunt, Wolf D.: Rassismus. Die soziale Konstruktion natürlicher Ungleichheit. Münster 1999.
- (49) Huntington, Samuel P.: Kampf der Kulturen. Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert. München 1996 [The Clash of Civilizations, New York 1996].
- (50) Jarausch, Konrad H./Hannes Siegrist (Hrsg.): Amerikanisierung und Sowjetisierung in Deutschland 1945–1970. Frankfurt a.M. u.a. 1997.
- (51) Kaser, Karl: Macht und Erbe. Männerherrschaft, Besitz und Familie im östlichen Europa 1500–1900. Wien 2000.
- (52) Köpke, Wulf/Schmelz, Bernd (Hrsg.): *Das gemeinsame Haus – Fundgrube Europa.* Bibliographie zur europäischen Kulturgeschichte. Bonn 1999.
- (53) Landwehr, Achim/Stefanie Stockhorst: Einführung in die Europäische Kulturgeschichte. Stuttgart 2004.
- (54) Lorenz, Maren: Leibhaftige Vergangenheit. Einführung in die Körpergeschichte. Tübingen 2000.
- (55) Lüdtke, Alf: Alltagsgeschichte, Mikro-Historie, historische Anthropologie. In: Hans-Jürgen Goertz (Hrsg.): *Geschichte. Ein Grundkurs.* Reinbek 1998, S. 557–578.
- (56) Lüsebrink, Hans-Jürgen: Volkskultur und Elitenkultur. Mentalitätskritische und kulturhistorische Ansätze zur Neuperspektivierung einer tradierten Dichotomie. In: Wolfgang Klein/

- Waltraud Naumann-Beyer (Hrsg.): Nach der Aufklärung? Beiträge zum Diskurs der Kulturwissenschaften. Berlin 1995, S. 37–50.
- (57) Maase, Kaspar/Gerd Hallenberger/Mel van Elteren (Hrsg.): Amerikanisierung der Alltagskultur? Zur Rezeption US-amerikanischer Populärkultur in der Bundesrepublik und in den Niederlanden. Hamburg 1990.
- (58) Manstetten, Reiner: Das Menschenbild in der Ökonomie. Der homo oeconomicus und die Anthropologie von Adam Smith. Freiburg i.Br. 2002.
- (59) Martschukat, Jürgen/Olaf Stieglitz: „Es ist ein Junge“. Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten in der Neuzeit. Tübingen 2005.
- (60) Maurer, Michael: Geschichte und Geschichten. Anmerkungen zum publizistischen und wissenschaftlichen Ort der neueren ‚histoire scandaleuse‘. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 42 (1991), S. 674–691.
- (61) Meyer, John W.: Weltkultur. Wie die westlichen Prinzipien die Welt durchdringen. Frankfurt a.M. 2005.
- (62) Mitterauer, Michael/Reinhard Sieder: Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie. München 1999.
- (63) Mitterbauer, Helga: Kulturtransfer – ein vielschichtiges Beziehungsgeflecht. In: Newsletter Moderne 2 (1999) H. 1, S. 23–25 [URL <http://www-gewi.uni-graz.at/moderne/heft2m.htm> (27. 4. 2006)].
- (64) Münch, Paul/Rainer Walz (Hrsg.): Tiere und Menschen. Geschichte und Aktualität eines prekären Verhältnisses. München u.a. 1998.
- (65) Musner, Lutz/Gotthart Wunberg/Christina Lutter (Hrsg.): Cultural turn. Zur Geschichte der Kulturwissenschaften. Wien 2001 (Kultur.Wissenschaft Bd. 3).
- (66) Nach Feierabend. Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte 1 (2005) ff.
- (67) Niethammer, Lutz: Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur. Reinbek bei Hamburg 2000.
- (68) Opitz, Claudia: Um-Ordnungen der Geschlechter. Einführung in die Geschlechtergeschichte. Tübingen 2005.
- (69) Osterhammel, Jürgen: Die Entzauberung Asiens. Europa und die asiatischen Reiche im 18. Jahrhundert. München 1998.
- (70) Osterhammel, Jürgen: Liberalismus als kulturelle Revolution. Die widersprüchliche Weltwirkung einer europäischen Idee. Stuttgart 2004.
- (71) Peukert, Detlev J. K.: Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne. Frankfurt a.M. 1987 (Neue Historische Bibliothek).
- (72) Puff, Helmut: Sodomy in Reformation Germany and Switzerland 1400–1600. Chicago/London 2003.
- (73) Raphael, Lutz: Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme. Theorien, Methoden, Tendenzen von 1900 bis zur Gegenwart. München 2003.
- (74) Reinhard, Wolfgang: Geschichte der europäischen Expansion. 4 Bde. Stuttgart 1983–1990.
- (75) Reinhard, Wolfgang: Parasit oder Partner? Europäische Wirtschaft und Neue Welt 1500–1800. Münster 1997.
- (76) Reinhard, Wolfgang: Geschichte als Delegitimation. In: Jahrbuch des Historischen Kollegs 2002, S. 27–37.
- (77) Reinhard, Wolfgang: Lebensformen Europas. Eine historische Kulturanthropologie. München 2004.
- (78) Reinhard, Wolfgang: Unsere Lügengesellschaft. Warum wir nicht bei der Wahrheit bleiben. Hamburg 2006.
- (79) Reulecke, Jürgen (Hrsg.): Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert. München 2003 (Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien Bd. 58).
- (80) Samuel, Raphael: Theatres of Memory, Bd. 1: Past and Present in Contemporary Culture. New York 1994.
- (81) Sarasin, Philipp: Mapping the Body. Körpergeschichte zwischen Konstruktivismus, Politik und „Erfahrung“. In: Historische Anthropologie 7 (1999), S. 437–451.
- (82) Schleier, Hans: Geschichte der deutschen Kulturgeschichtsschreibung. 2 Bde. Walter 2002 (Wissen und Kritik Bd. 24).
- (83) Schlögl, Rudolf: Mentalitätengeschichte. In: http://www.uni-konstanz.de/FuF/Philo/Geschichte/Tutorium/Themenkomplexe/Grundlagen/Forschungsrichtungen/Mentalitaetengeschichte/hauptteil_mentalitaetengeschichte.html (20. 4. 2006)
- (84) Schmale, Wolfgang (Hrsg.): Kulturtransfer. Kulturelle Praxis im 16. Jahrhundert. Wien 2003.
- (85) Schmale, Wolfgang: Mentalitätengeschichte. Historiographische Wenden. In: Anette Völker-Rasor (Hrsg.): Frühe Neuzeit. Oldenbourg Geschichte Lehrbuch. München 2000, München 2006, S. 167–182.
- (86) Schobert, Alfred/Siegfried Jäger (Hrsg.): Mythos Identität. Fiktion mit Folgen. Münster 2004.

- (87) Schulz, Andreas/Gundula Grebner (Hrsg.): Generationswechsel und historischer Wandel. München 2003 (= Historische Zeitschrift, Beiheft 36).
- (88) Schwarzkopf, Jutta/Adelheid von Saldern/Silke Lesemann: Geschlechtergeschichte. Von der Nische in den Mainstream. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 50 (2002), S. 485–504.
- (89) Schwichtenberg, Cathy (Hrsg.): The Madonna Connection. Representational Politics, Subcultural Identities and Cultural Theory. Boulder, Col. 1993.
- (90) Segalen, Martine: Die Familie. Geschichte, Soziologie, Anthropologie. Aus d. Franz. von Annette Roeder. Frankfurt a.M. 1990 [Sociologie de la famille, Paris 1981].
- (91) Segev, Tom: Elvis in Jerusalem. Die moderne israelische Gesellschaft. Berlin 2003.
- (92) Sharkey, Heather J.: Living with Colonialism. Nationalism and Culture in the Anglo-Egyptian Sudan. Berkeley u.a. 2003.
- (93) Sieder, Reinhard: Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft? In: Geschichte und Gesellschaft 20 (1994), S. 445–468.
- (94) Spengler, Oswald: Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte. 2 Bde. München 1918/22.
- (95) Tanner, Jakob: Historische Anthropologie zur Einführung. Hamburg 2004.
- (96) Wagnleitner, Reinhold: Coca-Colonisation und Kalter Krieg. Die Kulturmission der USA in Österreich nach dem Zweiten Weltkrieg. Wien 1991.
- (97) Weber, Wolfgang E. J.: Hayden White in Deutschland. In: Storia della Storiografia 14 (1994) 25, S. 89–102.
- (98) Weber, Wolfgang E. J.: Völkische Tendenzen in der Geschichtswissenschaft. In: Uwe Puschner (Hrsg.): Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871–1918. München 1996, S. 834–858.
- (99) Wehler, Hans-Ulrich: Konflikte zu Beginn des 20. Jahrhunderts. München 2003.
- (100) Weigel, Siegrid/Ohad Parnes (Hrsg.): Generation. Zur Genealogie des Konzepts – Konzepte von Genealogie. Paderborn 2005.
- (101) Welzer, Harald: Erinnern und Weitergeben. Überlegungen zur kommunikativen Tradierung von Geschichte. In: Bios 11 (1998), S. 155–170.
- (102) Welzer, Harald/Sabine Moller/Karoline Tschuggnall: „Opa war kein Nazi!“ Nationalismus und Holocaust im Familiengedächtnis. Frankfurt a.M. 2002.
- (103) Welzer, Harald: Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung. München 2002.
- (104) Wenzel, Harald (Hrsg.): Die Amerikanisierung des Medienalltags. Frankfurt a.M./New York 1998.
- (105) Zerubavel, Yael: Recovered Roots. Collective Memory and the Making of Israel in National Tradition. Chicago 1996.

II. Forschungskontroversen

1. Überblick

- (106) Große Kracht, Klaus: Die zankende Zunft. Historische Kontroversen in Deutschland nach 1945. Göttingen 2005.
- (107) Hunt, Lynn (Hrsg.): The New Cultural History. Berkeley u.a. 1989
- (108) Poirrier, Philippe: Les enjeux de l'histoire culturelle. [Paris] 2004.
- (109) Ritter, Gerhard: Zum Begriff der „Kulturgeschichte“. Ein Diskussionsbeitrag. In: Historische Zeitschrift Bd. 171 (1951), S. 293–302.
- (110) Schröder, Stephan Michael: Von Gelées, symbolischen Formen und drohender Balkanisierung der Wissenschaft. 150 Jahre Begriffstraditionen von „Kulturwissenschaft“. In: Bernd Henningsen/Ders. (Hrsg.): Vom Ende der Humboldt-Kosmen. Konturen von Kulturwissenschaft. Baden-Baden 1997, S. 57–115.

2. Der Kulturbegriff der Kulturgeschichte

- (111) Adelung, Johann Christoph: ‚Die Cultur‘. In: Ders.: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen, Bd. I, A–E. 2. verm. u. verb. Aufl. Leipzig 1793. Zit. nach ND Hildesheim/New York 1970 (Documenta Linguistica, Reihe II), Sp. 1354 f.
- (112) Bachmann-Medick, Doris: Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft. 2. aktualis. Aufl. Tübingen/Basel 2004, S. 7–64.
- (113) Bachmann-Medick, Doris: Textualität in den Kultur- und Literaturwissenschaften. Grenzen und Herausforderungen. In: Dies. (Hrsg.): Kultur als Text. Die anthropologische Wende in

- der Literaturwissenschaft. 2. aktualis. Aufl. Tübingen/Basel 2004, S. 298–338.
- (114) Berg, Eberhard/Martin Fuchs (Hrsg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt a. M. 1993.
- (115) Berg, Eberhard/Martin Fuchs: Phänomenologie der Differenz. Reflexionsstufen ethnographischer Repräsentation. In: Dies. (Hrsg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt a. M. 1993, S. 11–108.
- (116) Bhabha, Homi K.: Die Verortung der Kultur. Tübingen 2000 [The Location of Culture, London/New York 1994].
- (117) Böhme, Hartmut: Vom Cultus zur (Kultur)wissenschaft. Zur historischen Semantik des Kulturbegriffs. In: Renate Glaser/Matthias Luserke (Hrsg.): Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft. Positionen, Themen, Perspektiven. Opladen 1996, S. 48–68.
- (118) Böhme, Hartmut/Peter Matussek/Lothar Müller: Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will. Reinbek 2000.
- (119) Bollacher, Martin (Hrsg.): Johann Gottfried Herder. Geschichte und Kultur. Würzburg 1994.
- (120) Bourdieu, Pierre: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Übersetzt von Cordula Pialoux und Bernd Schwibs. Frankfurt a. M. 1976 [Esquisse d'une théorie de la pratique, précédé de trois études d'ethnologie kabyle, Genf 1972].
- (121) Brieler, Ulrich: Die Unerbittlichkeit der Historizität. Foucault als Historiker. Köln u. a. 1998 (Beiträge zur Geschichtskultur Bd. 14).
- (122) Burkart, Günter/Gunter Runkel (Hrsg.): Luhmann und die Kulturtheorie. Frankfurt a. M. 2004.
- (123) Cassirer, Ernst: Philosophie der symbolischen Formen. Erster Teil: Die Sprache. 5., unv. Aufl. (ND der 2. Aufl. 1953) Darmstadt 1972.
- (124) Cicero, [Marcus Tullius]: Gespräche in Tusculum. Hrsg. und übersetzt von Olof Gigon. Düsseldorf/Zürich 2003 (Bibliothek der Alten Welt) [Tusculanae disputationes].
- (125) Conrad, Christoph/Martina Kessel: Geschichte ohne Zentrum. In: Dies. (Hrsg.): Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion. Stuttgart 1994, S. 9–36.
- (126) Conrad, Christoph/Martina Kessel (Hrsg.): Kultur&Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung. Stuttgart 1998.
- (127) Daniel, Ute: Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter. Frankfurt a. M. 2001. Zit. nach 4. verb. u. erg. Aufl. 2004.
- (128) Dubiel, Helmut: Kulturtheorie der Frankfurter Schule. In: Helmut Bracker/Fritz Wefelmeyer (Hrsg.): Kultur. Bestimmungen im 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M. 1990, S. 255–275.
- (129) Dülmen, Richard van: Norbert Elias und der Prozeß der Zivilisation. Die Zivilisationstheorie im Lichte der historischen Forschung. In: Ders.: Gesellschaft der Frühen Neuzeit. Kulturelles Handeln und sozialer Prozeß. Beiträge zur historischen Kulturforschung. Wien u. a. 1993 (Kulturstudien Bd. 28), S. 361–371.
- (130) Dunning, Eric (Hrsg.): Norbert Elias. 4 Bde. London 2003.
- (131) During, Simon: Cultural Studies. A Critical Introduction. London/New York 2005.
- (132) Ebrecht, Jörg/Frank Hillebrandt (Hrsg.): Bourdieu's Theorie der Praxis. Erklärungskraft – Anwendung – Perspektiven. Wiesbaden 2002, 2. durchges. Aufl. Wiesbaden 2004.
- (133) Eliaeson, Sven: Max Weber's Methodologies. Interpretation and Critique. Cambridge/Malden, Mass. 2002.
- (134) Elias, Norbert: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. 2 Bde. 1. Aufl. Basel 1939. Zit. nach Neuausgabe 1997. Frankfurt a. M. 1997 (= Gesammelte Schriften Bd. 3/I und 3/II).
- (135) Epple, Angelika: Wahrheit, Macht, Subjekt. Historische Kategorien im Werk Michel Foucaults. In: Friedrich Jaeger/Jörn Rüsen (Hrsg.): Handbuch der Kulturwissenschaften, Bd. 2: Paradigmen und Disziplinen. Hrsg. von Friedrich Jaeger und Jürgen Straub. Stuttgart 2004, S. 416–429.
- (136) Fechner-Smarsly, Thomas: Clifford Geertz' „Dichte Beschreibung“ – ein Modell für die Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft? In: Jürg Glauser/Annegret Heitmann [unter der redaktionellen Mitarbeit von Christiane Küster] (Hrsg.): Verhandlungen mit dem New Historicism. Das Text-Kontext-Problem in der Literaturwissenschaft. Würzburg 1999, S. 81–101.
- (137) Fisch, Jörg: Art. „Zivilisation, Kultur“. In: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hrsg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 7. Stuttgart 1992, S. 679–774.

- (138) Fleischer, Michael: Kulturtheorie. Systemtheoretische und evolutionäre Grundlagen. Oberhausen 2001.
- (139) Foucault, Michel: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Aus dem Französischen von Ulrich Köppen. Frankfurt a.M. 1971 [Les mots et les choses, Paris 1966].
- (140) Foucault, Michel: Archäologie des Wissens. Aus dem Französischen von Ulrich Köppen. Frankfurt a.M. 1973 [L'archéologie du savoir, Paris 1969].
- (141) Foucault, Michel: Der Mensch ist ein Erfahrungstier. Gespräch mit Duccio Trombadori. Übersetzt von Horst Brühmann. Mit einem Vorwort von Wilhelm Schmid. Mit einer Bibliographie von Andrea Hemminger. Frankfurt a.M. 1996.
- (142) Frede, Dorothea/Reinold Schmücker (Hrsg.): Ernst Cassirers Werk und Wirkung. Kultur und Philosophie. Darmstadt 1997.
- (143) Garber, Jörn: Von der Menschheitsgeschichte zur Kulturgeschichte. Zum geschichtstheoretischen Kulturbegriff der deutschen Spätaufklärung. In: Jutta Held (Hrsg.): Kultur zwischen Bürgertum und Volk. Berlin 1983 (=Argument-Sonderband 103), S. 76–97.
- (144) Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur. In: Ders.: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Übersetzt von Brigitte Luchesi und Rolf Bindemann. Frankfurt a.M. 1983, S. 7–43.
- (145) Geertz, Clifford: „Deep play“: Bemerkungen zum balinesischen Hahnenkampf. In: Ders.: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Übersetzt von Brigitte Luchesi und Rolf Bindemann. Frankfurt a.M. 1983, S. 202–260.
- (146) Gephart, Werner: Handeln und Kultur. Vielfalt und Einheit der Kulturwissenschaften im Werk Max Webers. Frankfurt a.M. 1998.
- (147) Graeser, Andreas: Ernst Cassirer. München 1994.
- (148) Häfner, Ralph: Johann Gottfried Herders Kulturentstehungslehre. Studien zu den Quellen und zur Methode seines Geschichtsdenkens. Hamburg 1995 (Studien zum achtzehnten Jahrhundert Bd. 19).
- (149) Hansen, Klaus P.: Kultur und Kulturwissenschaft. Eine Einführung. Tübingen/Basel 1995, 3. vollst. überarb. u. erw. Aufl. Tübingen/Basel 2003.
- (150) Jaeger, Friedrich: Der Kulturbegriff im Werk Max Webers und seine Bedeutung für eine moderne Kulturgeschichte. In: Geschichte und Gesellschaft 18 (1992), S. 371–393.
- (151) Jaeger, Friedrich: Historische Kulturwissenschaft. In: Friedrich Jaeger/Jörn Rüsen (Hrsg.): Handbuch der Kulturwissenschaften, Bd. 2: Paradigmen und Disziplinen. Hrsg. von Friedrich Jaeger und Jürgen Straub. Stuttgart 2004, S. 518–545.
- (152) Jung, Thomas: Geschichte der modernen Kulturtheorie. Darmstadt 1999.
- (153) Käsler, Dirk: Max Weber. Eine Einführung in Leben, Werk und Wirkung. Frankfurt a.M. u.a. 1995.
- (154) Konersmann, Ralf: Kulturphilosophie. Leipzig 1996.
- (155) Kroeber, Alfred L./Clyde Kluckhohn: Culture. A Critical Review of Concepts and Definitions. (ND der 2. Aufl. 1952). New York 1978.
- (156) Krüger, Hans Joachim: Aspekte der Zivilisationsanalysen von Norbert Elias. In: Helmut Bracker/Fritz Wefelmeyer (Hrsg.): Kultur. Bestimmungen im 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M. 1990, S. 317–343.
- (157) Landwehr, Achim: Geschichte des Sagbaren. Einführung in die Historische Diskursanalyse. Tübingen 2001.
- (158) Lewis, Jeff: Cultural Studies. The Basics. London u. a. 2002.
- (159) Lichtblau, Klaus: Kulturkrise und Soziologie um die Jahrhundertwende. Zur Genealogie der Kultursoziologie in Deutschland. Frankfurt a.M. 1996.
- (160) Lindner, Rolf: Konjunktur und Krise des Kulturkonzepts. In: Lutz Musner/Gotthart Wunberg (Hrsg.): Kulturwissenschaften. Forschung – Praxis – Positionen. Freiburg i.Br. 2003, S. 75–95.
- (161) Lotman, Jurij M.: Über die Semiosphäre. In: Zeitschrift für Semiotik 12 (1990), S. 287–305.
- (162) Lüsebrink, Hans-Jürgen u.a.: Französische Kultur- und Medienwissenschaft. Eine Einführung. Tübingen 2004.
- (163) Lutter, Christina/Markus Reisenleitner: Cultural Studies. Eine Einführung. Wien 1998.
- (164) Mann, Thomas: Gedanken im Kriege (1914) [Erstdruck in: Die Neue Rundschau 25 (1914) 2, S. 1471–1484]. In: Thomas Mann: Von Deutscher Republik. Politische Schriften und Reden in Deutschland. Nachwort von Hanno Helbling. Frankfurt a.M. 1984 (=Gesammelte Werke in Einzelbänden. Frankfurter Ausgabe, hrsg. v. Peter de Mendelssohn), S. 7–25.

- (165) Mann, Thomas: Die Wiedergeburt der Anständigkeit (1931) [Erstdruck in: Der Staat seid ihr 1 (1931), 1–4 vom 2., 9., 16., u. 23. 3. 1931]. In: Thomas Mann: Von Deutscher Republik. Politische Schriften und Reden in Deutschland. Nachwort von Hanno Helbling. Frankfurt a.M. 1984 (=Gesammelte Werke in Einzelbänden. Frankfurter Ausgabe, hrsg. v. Peter de Mendelssohn), S. 314–343.
- (166) Maset, Michael: Diskurs, Macht und Geschichte. Foucaults Analysetechniken und die historische Forschung. Frankfurt a.M./New York 2001.
- (167) Montag, Warren: Louis Althusser. Basingstoke u.a. 2003 (Transitions).
- (168) Nöth, Winfried: Paradigmen des Dualismus „Kultur vs. Natur“ und Ansätze zu dessen Dekonstruktion. In: Urte Heldhuser/Thomas Schwietering (Hrsg.): Kultur und ihre Wissenschaft. Beiträge zu einem reflexiven Verhältnis. Konstanz 2002, S. 49–67.
- (169) Nünning, Ansgar/Vera Nünning (Hrsg.): Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven. Stuttgart/Weimar 2003.
- (170) Oexle, Otto Gerhard: Geschichte als historische Kulturwissenschaft. In: Wolfgang Hardtwig/Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): Kulturgeschichte Heute. Göttingen 1996 (=Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 16), S. 14–40.
- (171) Ort, Claus-Michael: Kulturbegriffe und Kulturtheorien. In: Ansgar Nünning/Vera Nünning (Hrsg.): Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven. Stuttgart/Weimar 2003, S. 19–38.
- (172) Orth, Ernst Wolfgang: Der Begriff der Kulturphilosophie bei Ernst Cassirer. In: Helmut Brackert/Fritz Wefelmeyer (Hrsg.): Kultur. Bestimmungen im 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M. 1990, S. 156–191.
- (173) Orth, Ernst Wolfgang: Von der Erkenntnistheorie zur Kulturphilosophie. Studien zu Ernst Cassirers Philosophie der symbolischen Formen. Würzburg 1996 (Studien und Materialien zum Neukantianismus Bd. 8).
- (174) Parsons, Talcott: The Social System. Glencoe, Ill. 1951, new ed. London 1991.
- (175) Parsons, Talcott/Gerald M. Platt: Die amerikanische Universität. Ein Beitrag zur Soziologie der Erkenntnis. Frankfurt a.M. 1990 [The American University, Cambridge, Mass. 1973].
- (176) Perpeet, Wilhelm: Zur Wortbedeutung von „Kultur“. In: Helmut Brackert/Fritz Wefelmeyer (Hrsg.): Naturplan und Verfallskritik. Zu Begriff und Geschichte der Kultur. Frankfurt a.M. 1984, S. 21–28.
- (177) Peukert, Detlev J. K.: Die „letzten Menschen“. Beobachtungen zur Kulturkritik im Geschichtsbild Max Webers. In: Geschichte und Gesellschaft 12 (1986), S. 425–442.
- (178) Pflaum, Michael: Die Kultur-Zivilisation-Antithese im Deutschen. In: Johann Knobloch u.a. (Hrsg.): Europäische Schlüsselwörter. Wortvergleiche und wortgeschichtliche Studien, Bd. 3: Kultur und Zivilisation. München 1967, S. 288–427.
- (179) Posner, Roland: Was ist Kultur? Zur semiotischen Explikation anthropologischer Grundbegriffe. In: Marlene Landsch/Heiko Karnowski/Ivan Bystrina (Hrsg.): Kultur-Evolution. Fallstudien und Synthese. Frankfurt a.M. 1992, S. 1–65. [Geringfügig modifizierte Fassung von: Roland Posner: Kultur als Zeichensystem. Zur semiotischen Explikation kulturwissenschaftlicher Grundbegriffe. In: Aleida Assmann/Dietrich Harth (Hrsg.): Kultur als Lebenswelt und Monument. Frankfurt a.M. 1991, S. 37–74].
- (180) Puhl, Klaus: Kultur als Struktur und Differenz: Strukturalismus und Poststrukturalismus. In: Elisabeth List/Erwin Fiala (Hrsg.): Grundlagen der Kulturwissenschaften. Interdisziplinäre Kulturstudien. Tübingen/Basel 2004, S. 119–139.
- (181) Raphael, Lutz: Habitus und sozialer Sinn. Der Ansatz der Praxistheorie Pierre Bourdieus. In: Friedrich Jaeger/Jörn Rüsen (Hrsg.): Handbuch der Kulturwissenschaften, Bd. 2: Paradigmen und Disziplinen. Hrsg. von Friedrich Jaeger und Jürgen Straub. Stuttgart 2004, S. 266–276.
- (182) Reckwitz, Andreas: Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms. Weilerswist 2000.
- (183) Reckwitz, Andreas: Die Kontingenzperspektive der ‚Kultur‘. Kulturbegriffe, Kulturtheorien und das kulturwissenschaftliche Forschungsprogramm. In: Friedrich Jaeger/Jörn Rüsen (Hrsg.): Handbuch der Kulturwissenschaften, Bd. 3: Themen und Tendenzen. Hrsg. von Friedrich Jaeger und Jörn Rüsen. Stuttgart 2004, S. 1–20.
- (184) Rehberg, Karl-Siegbert: Zurück zur Kultur? Arnold Gehlens anthropologische Grundlegung der Kulturwissenschaften. In: Helmut Brack-

- kert/Fritz Wefelmeyer (Hrsg.): Kultur. Bestimmungen im 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M. 1990, S. 276–316.
- (185) Sarasin, Philipp: Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse. Frankfurt a.M. 2003
- (186) Sarasin, Philipp: Michel Foucault zur Einführung. Hamburg 2005.
- (187) Schiffauer, Werner: Der cultural turn in der Ethnologie und der Kulturanthropologie. In: Friedrich Jaeger/Jörn Rüsen (Hrsg.): Handbuch der Kulturwissenschaften, Bd. 2: Paradigmen und Disziplinen. Hrsg. von Friedrich Jaeger und Jürgen Straub. Stuttgart 2004, S. 502–517.
- (188) Schluchter, Wolfgang: Religion und Lebensführung. 2 Bde. Frankfurt a.M. 1988.
- (189) Schluchter, Wolfgang/Friedrich Wilhelm Graf (Hrsg.): Asketischer Protestantismus und der Geist des modernen Kapitalismus. Max Weber und Ernst Troeltsch. Tübingen 2005.
- (190) Schwendtner, Rolf: (Theorie der) Subkultur – revisited. In: Urte Helduser/Thomas Schwietring (Hrsg.): Kultur und ihre Wissenschaft. Beiträge zu einem reflexiven Verhältnis. Konstanz 2002, S. 85–98.
- (191) Schwerhoff, Gerd: Zivilisationsprozeß und Geschichtswissenschaft. Norbert Elias' Forschungsparadigma in historischer Sicht. In: Historische Zeitschrift Bd. 266 (1998), S. 561–605.
- (192) Sewell, William H.: The Concept(s) of Culture. In: Victoria E. Bonnell/Lynn Hunt (Hrsg.): Beyond the Cultural Turn. New Directions in the Study of Society and Culture. Berkeley u.a. 1999, S. 35–61.
- (193) Sieder, Reinhard: Kulturwissenschaften. Fragen und Theorien. Erste Annäherung. In: Christina Lutter/Margit Szöllösi-Janze/Heidemarie Uhl (Hrsg.): Kulturgeschichte. Fragestellungen, Konzepte, Annäherungen. Innsbruck u.a. 2004 (Querschnitte Bd. 15), S. 13–36.
- (194) Soeffner, Hans-Georg/Jürgen Raab: Kultur und Auslegung der Kultur. Kulturosoziologie als sozialwissenschaftliche Hermeneutik. In: Friedrich Jaeger/Jörn Rüsen (Hrsg.): Handbuch der Kulturwissenschaften, Bd. 2: Paradigmen und Disziplinen. Hrsg. von Friedrich Jaeger und Jürgen Straub. Stuttgart 2004, S. 546–567.
- (195) Sokoll, Thomas: Kulturanthropologie und Historische Sozialwissenschaft. In: Thomas Mergel/Thomas Welskopp (Hrsg.): Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte. München 1997, S. 233–272.
- (196) Thurn, Hans Peter: Anthropologie als Vermittlung und Versöhnung. Zu Claude Lévi-Strauss' zivilisationskritischer Kulturtheorie. In: Helmut Brackert/Fritz Wefelmeyer (Hrsg.): Kultur. Bestimmungen im 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M. 1990, S. 344–367.
- (197) Treibel, Annette/Helmut Kuzmics/Reinhard Blomert (Hrsg.): Zivilisationstheorie in der Bilanz. Beiträge zum 100. Geburtstag von Norbert Elias. Opladen 2000 (Figurationen Bd. 1).
- (198) Tschopp, Silvia Serena: Programmatischer Eklektizismus. Kulturgeschichte im Spannungsfeld europäischer Wissenschaftstraditionen. In: Christina Lutter/Margit Szöllösi-Janze/Heidemarie Uhl (Hrsg.): Kulturgeschichte. Fragestellungen, Konzepte, Annäherungen. Innsbruck u.a. 2004 (Querschnitte Bd. 15), S. 37–59.
- (199) Turner, Graeme: British Cultural Studies. An Introduction. London/New York 2003.
- (200) Tylor, Edward B.: Primitive Culture. Researches into the Development of Mythology, Philosophy, Religion, Language, Art and Custom. 2 Bde. London 1871.
- (201) Vico, Giambattista: Principj di Scienza Nuova d'intorno alla comune natura delle nazioni, in questa terza impressione dal medesimo autore in un gran numero di luoghi corretta, schiarita, e notabilmente accresciuta (1744). A cura di F. Nicolini. Mailand/Neapel 1953.
- (202) Vico, Giovanni Battista: Prinzipien einer neuen Wissenschaft über die gemeinsame Natur der Völker. Übersetzt von Vittorio Hösle und Christoph Jermann. Mit einer Einleitung „Vico und die Idee der Kulturwissenschaft“ von Vittorio Hösle. 2 Bde. Hamburg 1990 [Principi di una scienza nuova d'intorno alla communa natura delle nazioni, 1744].
- (203) Weber, Max: Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis (1904). In: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Hrsg. von Johannes Winckelmann. 4., erneut durchges. Aufl. Tübingen 1973, S. 146–214.
- (204) Weber, Max: Die protestantische Ethik und der „Geist“ des Kapitalismus. Textausgabe auf der Grundlage der ersten Fassung von 1904/05 mit einem Verzeichnis der wichtigsten Zusätze und Veränderungen aus der zweiten Fassung von 1920. Hrsg. und eingeleitet von Klaus Lichtblau und Johannes Weiß. Weinheim³2000.
- (205) Wehler, Hans-Ulrich: Die Herausforderung der Kulturgeschichte. München 1998.

- (206) Williams, Raymond: Gesellschaftstheorie als Begriffsgeschichte. Studien zur historischen Semantik von ‚Kultur‘. München 1972 (Passagen) [Culture and Society, 1780–1950, London 1958].
- (207) Williams, Raymond: Keywords. A Vocabulary of Culture and Society. Rev. ed. New York 1983.

3. Der Gegenstand und die Methode der Kulturgeschichte

- (208) Adelung, Johann Christoph: Versuch einer Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts. 2. Aufl. Leipzig 1800. Zit. nach ND [u. d. T: Versuch einer Geschichte der Kultur des menschlichen Geschlechts] Königstein i. Ts. 1979.
- (209) Altenbockum, Jasper von: Wilhelm Heinrich Riehl 1823–1897. Sozialwissenschaft zwischen Kulturgeschichte und Ethnographie. Köln u. a. 1994 (Münstersche historische Forschungen Bd. 6).
- (210) Below, Georg: Rezension von: Karl Lamprecht: Deutsche Geschichte Bd. I.–III. In: Historische Zeitschrift Bd. 71 (1893), S. 465–498.
- (211) Below, Georg von: Die neue historische Methode. In: Historische Zeitschrift Bd. 81 (1898), S. 193–273.
- (212) Berghoff, Hartmut/ Jakob Vogel (Hrsg.): Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Dimensionen eines Perspektivenwechsels. Frankfurt a. M./New York 2004.
- (213) Borscheid, Peter: Plädoyer für eine Geschichte des Alltäglichen. In: Ders./Hans J. Teutenberg (Hrsg.): Ehe, Liebe, Tod. Zum Wandel der Familie, der Geschlechts- und Generationsbeziehungen in der Neuzeit. Münster 1983 (Studien zur Geschichte des Alltags Bd. 1), S. 1–14.
- (214) Borscheid, Peter: Alltagsgeschichte – Modetorheit oder neues Tor zur Vergangenheit? In: Wolfgang Schieder/Volker Sellin (Hrsg.): Sozialgeschichte in Deutschland. Entwicklungen und Perspektiven im internationalen Zusammenhang, Bd. 3: Soziales Verhalten und soziale Aktionsformen in der Geschichte. Göttingen 1987, S. 78–100.
- (215) Brocke, Bernhard vom: Kurt Breysig. Geschichtswissenschaft zwischen Historismus und Soziologie. Lübeck/Hamburg 1971 (Historische Studien Bd. 417).
- (216) Bruch, Rüdiger vom/Friedrich Wilhelm Graf/Gangolf Hübinger (Hrsg.): Kultur und Kulturwissenschaften um 1900 II. Krise der Moderne und Glaube an die Wissenschaft. Stuttgart 1990.
- (217) Bruch, Rüdiger vom/Friedrich Wilhelm Graf/Gangolf Hübinger (Hrsg.): Kultur und Kulturwissenschaften um 1900 II. Idealismus und Positivismus. Stuttgart 1997.
- (218) Brüggemeier, Franz-Joseph/Jürgen Kocka (Hrsg.): „Geschichte von unten – Geschichte von innen“. Kontroversen um Alltagsgeschichte. Hagen 1985.
- (219) Brunner, Otto: Das Problem einer europäischen Sozialgeschichte. In: Ders.: Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte, Göttingen 1980, S. 80–102.
- (220) Burckhardt, Jacob: Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. In: Jacob Burckhardt-Gesamtausgabe, Bd. 7: Weltgeschichtliche Betrachtungen/Historische Fragmente aus dem Nachlaß. Hrsg. von Albert Oeri/Emil Dürr. Berlin/Leipzig 1929, S. 367–419.
- (221) Burckhardt, Jacob: Einleitung: Über die griechische Kulturgeschichte als Gegenstand eines akademischen Kurses. In: Jacob Burckhardt-Gesamtausgabe, Bd. 8: Griechische Kulturgeschichte I. Hrsg. v. Felix Stähelin. Stuttgart u. a. 1930, S. 1–11.
- (222) Burckhardt, Jacob: Weltgeschichtliche Betrachtungen. In: Ders.: Werke. Hrsg. von der Jacob Burckhardt-Stiftung. Kritische Gesamtausgabe, Bd. 10: Aesthetik der bildenden Kunst. Über das Studium der Geschichte. Mit dem Text der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ in der Fassung von 1905. Aus dem Nachlaß hrsg. v. Peter Ganz. München/Basel 2000, S. 349–558.
- (223) Burke, Peter: Eleganz und Haltung. [Die Vielfalt der Kulturgeschichte. Über Selbstbeherrschung, Schabernack, Zensur, den Karneval in Rio und andere menschliche Gewohnheiten]. Aus dem Englischen von Matthias Wolf. Berlin 1998 [Varieties of Cultural History, Cambridge 1997].
- (224) Burke, Peter: Vico. Philosoph, Historiker, Denker einer neuen Wissenschaft. Aus dem Englischen von Wolfgang Heuss. Berlin 2001 [Vico, Oxford u. a. 1985].
- (225) Cesana, Andreas/Lionel Gossman (Hrsg.): Begegnungen mit Jacob Burckhardt. Vorträge in Basel und Princeton zum hundertsten Todestag – Encounters with Jacob Burckhardt. Centenary Papers. Basel/München 2004 (Beiträge zu Jacob Burckhardt Bd. 4).

- (226) Chickering, Roger: Karl Lamprecht. A German Academic Life (1856–1915). Atlantic Highlands, NJ 1993.
- (227) Chickering, Roger: The Lamprecht Controversy. In: Hartmut Lehmann (Hrsg.): Historikerkontroversen. Göttingen 2000 (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft Bd. 10), S. 15–29.
- (228) Conze, Werner: Die Strukturgeschichte des technisch-industriellen Zeitalters als Aufgabe für Forschung und Unterricht. Opladen 1957.
- (229) Conze, Werner: Die deutsche Geschichtswissenschaft seit 1945. Bedingungen und Ergebnisse. In: Historische Zeitschrift Bd. 225 (1977), S. 1–28.
- (230) Daniel, Ute: „Kultur“ und „Gesellschaft“. Überlegungen zum Gegenstandsbereich der Sozialgeschichte. In: Geschichte und Gesellschaft 19 (1993), S. 69–99.
- (231) Daniel, Ute: Quo vadis, Sozialgeschichte? Kleines Plädoyer für eine hermeneutische Wende. In: Winfried Schulze (Hrsg.): Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion. Göttingen 1994, S. 54–64.
- (232) Daniel, Ute: Clio unter Kulturschock. Zu den aktuellen Debatten der Geschichtswissenschaft. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 48 (1997), S. 195–219 und S. 259–278.
- (233) Daniel, Ute: Geschichte als historische Kulturwissenschaft. Konturen eines Wiedergängers. In: Heide Appelmeyer/Elfriede Billmann-Mahecha (Hrsg.): Kulturwissenschaft. Felder einer prozessorientierten wissenschaftlichen Praxis. Weilerswist 2001, S. 195–214.
- (234) Daniel, Ute: Geschichte schreiben nach der „kulturalistischen Wende“. In: Archiv für Sozialgeschichte 43 (2003), S. 576–599.
- (235) Daniel, Ute: Kulturgeschichte. In: Ansgar Nünning/Vera Nünning (Hrsg.): Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven. Stuttgart/Weimar 2003, S. 186–204.
- (236) Daniel, Ute: Alte und neue Kulturgeschichte. In: Günther Schulz u. a. (Hrsg.): Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Arbeitsgebiete – Probleme – Perspektiven. 100 Jahre Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Stuttgart 2004 (= VSWG-Beihefte Bd. 169), S. 345–358.
- (237) Diesener, Gerald (Hrsg.): Karl Lamprecht weiterdenken. Universal- und Kulturgeschichte heute. Leipzig 1993 (Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung Bd. 3).
- (238) Dilthey, Wilhelm: Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch von Jacob Burckhardt [Erstabbruck in: Berliner Allgemeine Zeitung (1862) Nr. 420, 10]. In: Gesammelte Schriften, Bd. 11: Vom Aufgang des geschichtlichen Bewusstseins. Jugendaufsätze und Erinnerungen. 3. unv. Aufl. Stuttgart/Göttingen 1965, S. 70–76.
- (239) Dinges, Martin: „Historische Anthropologie“ und „Gesellschaftsgeschichte“. Mit dem Lebensstilkonzept zu einer „Alltagskulturgeschichte“ der frühen Neuzeit. In: Zeitschrift für Historische Forschung 24 (1997), S. 179–214.
- (240) Dinges, Martin: Neue Kulturgeschichte. In: Joachim Eibach/Günther Lottes (Hrsg.): Kompass der Geschichtswissenschaft. Ein Handbuch. Göttingen 2002, S. 179–192.
- (241) Dressel, Gert: Historische Anthropologie. Eine Einführung. Mit einem Vorwort von Michael Mitterauer. Wien u. a. 1996.
- (242) Dülmen, Richard van: Historische Kulturforschung zur Frühen Neuzeit. Entwicklung – Probleme – Aufgaben. In: Geschichte und Gesellschaft 21 (1995), S. 403–429.
- (243) Dülmen, Richard van: Historische Anthropologie. Entwicklung – Probleme – Aufgaben. Köln u. a. 2001.
- (244) Eakin-Thimme, Gabriela Ann: Die emigrierten Historiker als Vermittler sozialgeschichtlicher Ansätze? In: Lutz Raphael (Hrsg.): Von der Volksgeschichte zur Strukturgeschichte: Die Anfänge der westdeutschen Sozialgeschichte 1945–1968. Leipzig 2002 (= Comparativ. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung Jg. 12 (2002) 1), S. 63–85.
- (245) Eakin-Thimme, Gabriela Ann: Geschichte im Exil. Deutschsprachige Historiker nach 1933. München 2005 (Forum Deutsche Geschichte, 8).
- (246) Eibach, Joachim: Sozialgeschichte. In: Ders./Günther Lottes (Hrsg.): Kompass der Geschichtswissenschaft. Ein Handbuch. Göttingen 2002, S. 9–22.
- (247) Etzemüller, Thomas: Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945. München 2001 (Ordnungssysteme. Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit Bd. 9).
- (248) Etzemüller, Thomas: Sozialgeschichte als poli-

- tische Geschichte. Die Etablierung der Sozialgeschichte in der westdeutschen Geschichtswissenschaft. In: Lutz Raphael (Hrsg.): Von der Volksgeschichte zur Strukturgeschichte: Die Anfänge der westdeutschen Sozialgeschichte 1945–1968. Leipzig 2002 (=Comparativ. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung 12 (2002) 1), S. 12–33.
- (249) Fahlbusch, Michael: Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die „Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften“ von 1931–1945. Baden-Baden 1999.
- (250) Flaig, Egon: Angeschauter Geschichte. Zu Jacob Burckhardts ‚Griechische Kulturgeschichte‘. Rheinfelden 1987 (Wissenschaftsgeschichte Bd. 8).
- (251) Flemming, Jens: Kulturgeschichte als Integrations- und Leitwissenschaft? Anmerkungen zu Verlauf und Ergebnissen einer deutschen Diskussion. In: Dieter Sturma (Hrsg.): Kultur und Kulturwissenschaften. Lüneburg 1991 (Kultur – Medien – Kommunikation. Lüneburger Beiträge zur Kulturwissenschaft Bd. 1), S. 8–23.
- (252) Frevert, Ute: Neue Politikgeschichte. In: Joachim Eibach/Günther Lottes (Hrsg.): Kompass der Geschichtswissenschaft. Ein Handbuch. Göttingen 2002, S. 152–164.
- (253) Frevert, Ute/Heinz-Gerhard Haupt (Hrsg.): Neue Politikgeschichte. Perspektiven einer historischen Politikforschung. Frankfurt a. M./New York 2005.
- (254) Fuchs, Eckhardt: Englischer Methodenstreit und Lamprechtkontroverse in vergleichender Perspektive. In: Gerald Diesener (Hrsg.): Karl Lamprecht weiterdenken. Universal- und Kulturgeschichte heute. Leipzig 1993 (Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung Bd. 3), S. 242–257.
- (255) Gehrke, Hans-Joachim: Geschichtswissenschaft in kulturwissenschaftlicher Perspektive. In: Klaus E. Müller (Hrsg.): Phänomen Kultur. Perspektiven und Aufgaben der Kulturwissenschaften. Bielefeld 2003, S. 49–69.
- (256) Gilbert, Felix: Geschichte: Politik oder Kultur? Rückblick auf einen klassischen Konflikt. Aus dem Englischen von Christiane Spelsberg. Frankfurt a. M. u. a. 1992 [History: Politics or Culture. Reflections on Ranke and Burckhardt, Princeton 1990].
- (257) Gothein, Eberhard: Die Aufgaben der Kulturgeschichte. Leipzig 1889.
- (258) Große, Jürgen: Typus und Geschichte. Eine Jacob-Burckhardt-Interpretation. Köln u. a. 1997.
- (259) Grüner, Stefan: Die Entfaltung der modernen Geschichtswissenschaften im 19. Jahrhundert und die Probleme historischer Erkenntnis. In: Andreas Wirsching (Hrsg.): Neueste Zeit. Oldenbourg Geschichte Lehrbuch. München 2006, S. 297–316.
- (260) Haar, Ingo: Historiker im Nationalsozialismus. Deutsche Geschichtswissenschaft und der „Volkstumskampf“ im Osten. Göttingen 2000 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft Bd. 143).
- (261) Haas, Stefan: Historische Kulturforschung in Deutschland 1880–1930. Geschichtswissenschaft zwischen Synthese und Pluralität. Köln u. a. 1994 (Münstersche Historische Forschungen Bd. 5).
- (262) Hardtwig, Wolfgang: Geschichtsschreibung zwischen Alteuropa und moderner Welt. Jacob Burckhardt in seiner Zeit. Göttingen 1974 (Schriftenreihe der historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften Bd. 11).
- (263) Hardtwig, Wolfgang: Alltagsgeschichte heute. Eine kritische Bilanz. In: Winfried Schulze (Hrsg.): Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion. Göttingen 1994, S. 19–32.
- (264) Hardtwig, Wolfgang/Hans-Ulrich Wehler: Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): Kulturgeschichte Heute. Göttingen 1996, S. 7–13.
- (265) Hardtwig, Wolfgang (Hrsg.): Neue Ideengeschichte. Göttingen 2001 (=Geschichte und Gesellschaft 27 (2001) 1).
- (266) Hartmann, Volker: Die deutsche Kulturgeschichte von ihren Anfängen bis Wilhelm Heinrich Riehl. Diss. Marburg 1971.
- (267) Hegel, Georg Friedrich Wilhelm: Werke [in 20 Bänden und Register. Auf der Grundlage der Werke von 1832–1845 neu edierte Ausgabe, Redaktion: Eva Moldenhauer], Bd. 12: Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. Frankfurt a. M. 1970.
- (268) Heißen, Johannes: Historismus und Kulturkritik. Studien zur deutschen Geschichtskultur im späten 19. Jahrhundert. Göttingen 2003 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte Bd. 195).
- (269) Herder, Johann Gottfried: Vorrede zu Majers Buch „Zur Kulturgeschichte der Völker“ (1798). In: Ders.: Sämtliche Werke, Bd. 20.

- Hrsg. von Bernhard Suphan. Berlin 1880. Zit. nach ND Hildesheim 1967.
- (270) Hettling, Manfred/Claudia Huerkamp/Paul Nolte/Hans-Walter Schmuhl (Hrsg.): Was ist Gesellschaftsgeschichte? Positionen, Themen, Analysen. München 1991.
- (271) Hettling, Manfred (Hrsg.): Volksgeschichten im Europa der Zwischenkriegszeit. Göttingen 2003.
- (272) Hohls, Rüdiger/Konrad H. Jarausch (Hrsg.): Versäumte Fragen. Deutsche Historiker im Schatten des Nationalsozialismus. Stuttgart/München 2000.
- (273) Hübinger, Gangolf: Kapitalismus und Kulturgeschichte. In: Rüdiger vom Bruch/Ders./Friedrich Wilhelm Graf (Hrsg.): Kultur und Kulturwissenschaften um 1900 [I]: Krise der Moderne und Glaube an die Wissenschaft. Stuttgart 1989, S. 25–43.
- (274) Iggers, Georg G.: Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein kritischer Überblick im internationalen Zusammenhang. Göttingen 1993.
- (275) Iggers, Georg G.: Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart. Vom Autor durchges. u. erw. Ausg. Wien u.a. 1997.
- (276) Jaeger, Friedrich/Jörn Rüsen: Geschichte des Historismus. Eine Einführung. München 1992.
- (277) Jaeger, Friedrich: Bürgerliche Modernisierungskrise und historische Sinnbildung. Kulturgeschichte bei Droysen, Burckhardt und Max Weber. Göttingen 1994 (Bürgertum. Beiträge zur europäischen Gesellschaftsgeschichte Bd. 5), S. 86–181.
- (278) Jaeger, Friedrich: Die Geschichtswissenschaft im Zeichen der kulturwissenschaftlichen Wende. In: Klaus E. Müller (Hrsg.): Phänomen Kultur. Perspektiven und Aufgaben der Kulturwissenschaften. Bielefeld 2003, S. 211–238.
- (279) Jaeger, Friedrich: Vorwort. In: Ders. (Hrsg.): Enzyklopädie der Neuzeit. Bd. 1: Abendland-Beleuchtung. Stuttgart 2005, S. VII–XXIV.
- (280) Kaelble, Hartmut: Sozialgeschichte in Frankreich und der Bundesrepublik. Annales gegen historische Sozialwissenschaften? In: Geschichte und Gesellschaft 13 (1987), S. 77–93.
- (281) Kaschuba, Wolfgang: Kulturalismus: Kultur statt Gesellschaft?. In: Geschichte und Gesellschaft 21 (1995), S. 80–95.
- (282) Kittler, Friedrich: Eine Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft. München 2000.
- (283) Klingemann, Carsten: Symbiotische Verschmelzung: Volksgeschichte – Soziologie – Sozialgeschichte und ihre empirische Wende zum Sozialen unter nationalsozialistischen Vorzeichen. In: Lutz Raphael (Hrsg.): Von der Volksgeschichte zur Strukturgeschichte. Die Anfänge der westdeutschen Sozialgeschichte 1945–1968. Leipzig 2002 (=Comparativ. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung 12 (2002) 1), S. 34–62.
- (284) Kocka, Jürgen: Theorien in der Sozial- und Gesellschaftsgeschichte. Vorschläge zur historischen Schichtungsanalyse. In: Geschichte und Gesellschaft 1 (1975), S. 9–42.
- (285) Kocka, Jürgen: Zurück zur Erzählung? Plädoyer für historische Argumentation. In: Geschichte und Gesellschaft 10 (1984), S. 395–408.
- (286) Kocka, Jürgen: Sozialgeschichte zwischen Strukturgeschichte und Erfahrungsgeschichte. In: Wolfgang Schieder/Volker Sellin (Hrsg.): Sozialgeschichte in Deutschland. Entwicklungen und Perspektiven im internationalen Zusammenhang, Bd. 1: Die Sozialgeschichte innerhalb der Geschichtswissenschaft. Göttingen 1986, S. 67–88.
- (287) Kocka, Jürgen: Sozialgeschichte. Begriff – Entwicklung – Probleme. 2. erw. Aufl. Göttingen 1986.
- (288) Kocka, Jürgen: Einleitung. In: Ders. (Hrsg.): Sozialgeschichte im internationalen Überblick. Ergebnisse und Tendenzen der Forschung. Darmstadt 1989, S. 1–17.
- (289) Kocka, Jürgen: Sozialgeschichte – gestern und heute. In: Ilko-Sascha Kowalczyk (Hrsg.): Paradigmen deutscher Geschichtswissenschaft. Berlin 1994, S. 15–31.
- (290) Kocka, Jürgen: Historische Sozialwissenschaft heute. In: Paul Nolte/Manfred Hettling/Frank-Michael Kuhlemann/Hans-Walter Schmuhl (Hrsg.): Perspektiven der Gesellschaftsgeschichte. München 2000, S. 5–24.
- (291) Kocka, Jürgen: Sozialgeschichte in Deutschland seit 1945. Aufstieg – Krise – Perspektiven. Vortrag auf der Festveranstaltung zum 40-jährigen Bestehen des Instituts für Sozialgeschichte am 25. Oktober 2002 in Braunschweig. Bonn-Bad Godesberg 2002.
- (292) Koslowski, Peter (Hrsg.): The Discovery of Historicity in German Idealism and Historism. Berlin u.a. 2005 (Studies in Economic Ethics and Philosophy).
- (293) Laak, Dirk van: Alltagsgeschichte. In: Michael

- Maurer (Hrsg.): *Aufriß der Historischen Wissenschaften*, Bd. 7: *Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft*. Stuttgart 2003, S. 14–80.
- (294) Lamprecht, Karl: Vorwort. In: Ders.: *Deutsche Geschichte*. Erster Band. 2. durchges. Aufl. Berlin 1894, S. V–XI.
- (295) Lamprecht, Karl: *Alte und neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft*. Berlin 1896. [Auszugsweise abgedruckt in: Karl Lamprecht: *Alternative zu Ranke. Schriften zur Geschichtstheorie*. Hrsg. von Hans Schleier. Leipzig 1988, S. 143–207].
- (296) Lamprecht, Karl: Was ist Kulturgeschichte? Beitrag zu einer empirischen Historik. In: *Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* N. F. 1 (1896/97), S. 75–150. [Auszugsweise abgedruckt in: Karl Lamprecht: *Alternative zu Ranke. Schriften zur Geschichtstheorie*. Hrsg. von Hans Schleier. Leipzig 1988, S. 213–272].
- (297) Landwehr, Achim: Diskurs – Macht – Wissen. Perspektiven einer Kulturgeschichte des Politischen. In: *Archiv für Kulturgeschichte* 85 (2003), S. 71–117.
- (298) Landwehr, Achim: Kulturwissenschaft und Geschichtswissenschaft. In: Klaus Stiersdorfer/Laurenz Volkmann (Hrsg.): *Kulturwissenschaft Interdisziplinär*. Tübingen 2005, S. 39–57.
- (299) Langewiesche, Dieter: Sozialgeschichte und Politische Geschichte. In: Wolfgang Schieder/Volker Sellin (Hrsg.): *Sozialgeschichte in Deutschland. Entwicklungen und Perspektiven im internationalen Zusammenhang*, Bd. 1: *Die Sozialgeschichte innerhalb der Geschichtswissenschaft*. Göttingen 1986, S. 9–32.
- (300) Leigh, John: *Voltaire. A Sense of History*. Oxford 2004.
- (301) Lipp, Carola: Writing History as Political Culture. Social History versus „Alltagsgeschichte“. A German Debate. In: *Storia della storiografia* 9 (1990) 17, S. 66–100.
- (302) Lipp, Carola: Politische Kultur oder das Politische und Gesellschaftliche in der Kultur. In: Wolfgang Hardtwig/Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): *Kulturgeschichte Heute*. Göttingen 1996, S. 78–110.
- (303) Lorenz, Chris: Wozu noch Theorie der Geschichte? Über das ambivalente Verhältnis zwischen Gesellschaftsgeschichte und Modernisierungstheorie. In: Volker Depkat/Matthias Müller/Andreas Urs Sommer (Hrsg.): *Wozu Geschichte(n)? Geschichtswissenschaft und Geschichtsphilosophie im Widerstreit*. Wiesbaden 2004, S. 117–143.
- (304) Lottes, Günther: Neue Ideengeschichte. In: Joachim Eibach/Ders. (Hrsg.): *Kompass der Geschichtswissenschaft*. Ein Handbuch. Göttingen 2002, S. 261–269.
- (305) Lüdtke, Alf (Hrsg.): *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*. Frankfurt a.M. 1989, 2. aktualis. Aufl. 2000.
- (306) Ludz, Peter Christian (Hrsg.): *Soziologie und Sozialgeschichte. Aspekte und Probleme*. Opladen 1973 (= *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderheft 16).
- (307) Lutter, Christina/Margit Szöllösi-Janze/Heidemarie Uhl (Hrsg.): *Kulturgeschichte. Fragestellungen, Konzepte, Annäherungen*. Innsbruck u. a. 2004 (Querschnitte Bd. 15).
- (308) Maset, Michael: Kultur oder Gesellschaft? Zur Diskussion über eine kulturwissenschaftliche Wende in der deutschen Geschichtswissenschaft. In: Urte Helduser/Thomas Schwietring (Hrsg.): *Kultur und ihre Wissenschaft. Beiträge zu einem reflexiven Verhältnis*. Konstanz 2002, S. 151–178.
- (309) Maurer, Michael: Historische Anthropologie. In: Ders. (Hrsg.): *Aufriß der Historischen Wissenschaften*, Bd. 7: *Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft*. Stuttgart 2003, S. 294–387.
- (310) Maurer, Michael: Kulturgeschichte. In: Ders. (Hrsg.): *Aufriß der Historischen Wissenschaften*, Bd. 3: *Sektoren*. Stuttgart 2004, S. 339–418.
- (311) Maurer, Michael: Alte Kulturgeschichte – Neue Kulturgeschichte? In: *Historische Zeitschrift* Bd. 280 (2005), S. 281–304.
- (312) Medick, Hans: „Missionare im Ruderboot“? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte. In: Alf Lüdtke (Hrsg.): *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*. Frankfurt a.M. 1989, S. 48–84 [Erstveröffentlichung in: *Geschichte und Gesellschaft* 10 (1984), S. 295–319].
- (313) Medick, Hans: Mikro-Historie. In: Winfried Schulze (Hrsg.): *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion*. Göttingen 1994, S. 40–53.
- (314) Medick, Hans: Quo vadis Historische Anthropologie? Geschichtsforschung zwischen Historischer Kulturwissenschaft und Mikro-His-

- torie. In: Historische Anthropologie 9 (2001), S. 78–92.
- (315) Mehr, Christian: Naturalisierte Kulturgeschichte und politische Geschichtsschreibung. In: Ulrich Muhlack [unter Mitarbeit von Christian Mehr und Dagmar Stegmüller] (Hrsg.): Historisierung und gesellschaftlicher Wandel in Deutschland im 19. Jahrhundert. Berlin 2003 (Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel Bd. 5), S. 193–210.
- (316) Meier, Christian: Notizen zum Verhältnis von Makro- und Mikrogeschichte. In: Karl Acham/Winfried Schulze (Hrsg.): Teil und Ganzes. Zum Verhältnis von Einzel- und Gesamtanalyse im Geschichts- und Sozialwissenschaften. München 1990 (Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik Bd. 6), S. 111–140.
- (317) Mergel, Thomas: Kulturgeschichte – die neue „große Erzählung“? Wissenssoziologische Bemerkungen zur Konzeptualisierung sozialer Wirklichkeit in der Geschichtswissenschaft. In: Wolfgang Hardtwig/Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): Kulturgeschichte Heute. Göttingen 1996, S. 41–77.
- (318) Mergel, Thomas/Thomas Welskopp (Hrsg.): Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte. München 1997.
- (319) Mergel, Thomas: Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Politik. In: Geschichte und Gesellschaft 28 (2002), S. 574–606.
- (320) Mergel, Thomas: Evolution, Entropie und Reizbarkeit. Naturwissenschaftliche Kategorien im Lamprecht-Streit. In: Ulrich Muhlack [unter Mitarbeit von Christian Mehr und Dagmar Stegmüller] (Hrsg.): Historisierung und gesellschaftlicher Wandel in Deutschland im 19. Jahrhundert. Berlin 2003 (Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel Bd. 5), S. 211–227.
- (321) Mergel, Thomas: Kulturwissenschaft der Politik: Perspektiven und Trends. In: Friedrich Jaeger/Jörn Rüsen (Hrsg.): Handbuch der Kulturwissenschaften, Bd. 3: Themen und Tendenzen. Hrsg. von Friedrich Jaeger und Jörn Rüsen. Stuttgart 2004, S. 413–425.
- (322) Mollenhauer, Daniel: „Den Volksgeist beschwören“. Wilhelm Heinrich Riehls „Wissenschaft vom Volke“ und die Konstruktion eines deutschen ‚Nationalcharakters‘. In: Michael Einfalt u. a. (Hrsg.): Konstrukte nationaler Identität. Deutschland, Frankreich und Großbritannien (19. und 20. Jahrhundert). Würzburg 2002 (Identitäten und Alteritäten Bd. 11), S. 155–169.
- (323) Mooser, Josef: Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Historische Sozialwissenschaft, Gesellschaftsgeschichte. In: Hans-Jürgen Goertz (Hrsg.): Geschichte. Ein Grundkurs. Reinbek bei Hamburg 2001, S. 516–538.
- (324) Nagl, Ludwig: Thesen zum Verhältnis von Alltagsgeschichte und Theorie. In: Herta Nagl-Docekal/Franz Wimmer (Hrsg.): Neue Ansätze in der Geschichtswissenschaft. Eine Philosophisch-Historische Tagung. Wien 1984 (Conceptus-Studien Bd. 1), S. 18–23.
- (325) Nicklas, Thomas: Macht – Politik – Diskurs. Möglichkeiten und Grenzen einer Politischen Kulturgeschichte. In: Archiv für Kulturgeschichte 86 (2004), S. 1–25.
- (326) Niefanger, Dirk: Art. „Historismus“. In: Gert Ueding (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik, Bd. 3: Eup-Hör. Tübingen 1996, Sp. 1410–1420.
- (327) Nipperdey, Thomas: Die anthropologische Dimension der Geschichtswissenschaft. In: Ders.: Gesellschaft, Kultur, Theorie. Gesammelte Aufsätze zur neueren Geschichte. Göttingen 1976 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft Bd. 18), S. 33–58 und S. 418f.
- (328) Noll, Thomas: Vom Glück des Gelehrten. Versuch über Jacob Burckhardt. Göttingen 1997.
- (329) Nolte, Paul: Gesellschaftsgeschichte – von der Theorie zur Geschichtsschreibung. In: Paul Nolte/Manfred Hettling/Frank-Michael Kuhlemann/Hans-Walter Schmuhl (Hrsg.): Perspektiven der Gesellschaftsgeschichte. München 2000, S. 1–4.
- (330) Oberkrome, Willi: Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918–1945. Göttingen 1993.
- (331) Oestreich, Gerhard: Die Fachhistorie und die Anfänge der sozialgeschichtlichen Forschung in Deutschland. In: Historische Zeitschrift Bd. 208 (1969), S. 320–363.
- (332) Oexle, Otto Gerhard: Nach dem Streit. Anmerkungen über ‚Makro-‘ und ‚Mikrohistorie‘. In: Rechtshistorisches Journal 14 (1995), S. 191–200.
- (333) Oexle, Otto Gerhard/Jörn Rüsen (Hrsg.): Historismus in den Kulturwissenschaften. Geschichtskonzepte, historische Einschätzungen, Grundlagenprobleme. Köln u. a. 1996 (Beiträge zur Geschichtskultur Bd. 12).
- (334) Peukert, Detlev J. K.: Ist die Neuere Alltagsgeschichte theoriefeindlich? In: Herta Nagl-Docekal/Franz Wimmer (Hrsg.): Neue Ansätze in

- der Geschichtswissenschaft. Eine Philosophisch-Historische Tagung. Wien 1984 (Conceptus-Studien Bd. 1), S. 7–17.
- (335) Rachfahl, Felix: Deutsche Geschichte vom wirtschaftlichen Standpunkt. In: Preußische Jahrbücher 83 (Januar bis März 1896), S. 48–96.
- (336) Raphael, Lutz: Historikerkontroversen im Spannungsfeld zwischen Berufshabitus, Fächerkonkurrenz und sozialen Deutungsmustern: Lamprecht-Streit und französischer Methodenstreit der Jahrhundertwende in vergleichender Perspektive. In: Historische Zeitschrift Bd. 251 (1990), S. 325–363.
- (337) Raphael, Lutz: Einleitung. In: Ders. (Hrsg.): Von der Volksgeschichte zur Strukturgeschichte: Die Anfänge der westdeutschen Sozialgeschichte 1945–1968. Leipzig 2002 (=Comparativ. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung 12 (2002) 1), S. 7–11.
- (338) Raphael, Lutz/Heinz-Elmar Tenorth (Hrsg.): Ideen als gesellschaftliche Gestaltungskraft im Europa der Neuzeit. Beiträge für eine erneuerte Geistesgeschichte. München 2006 (Ordnungssysteme. Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit Bd. 20).
- (339) Raulff, Ulrich: Von der Kulturgeschichte zur Geschichtskultur. Eine wissenschaftsgeschichtliche Skizze. In: Klaus P. Hansen (Hrsg.): Kulturbegriff und Methode. Der stille Paradigmenwechsel in den Geisteswissenschaften. Eine Passauer Ringvorlesung. Tübingen 1993, S. 133–148.
- (340) Reinhard, Wolfgang: „Staat machen“. Verfassungsgeschichte als Kulturgeschichte. In: Jahrbuch des Historischen Kollegs 1998. München 1999, S. 99–118.
- (341) Ritter, Gerhard A.: Die neuere Sozialgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland. In: Jürgen Kocka (Hrsg.): Sozialgeschichte im internationalen Überblick. Ergebnisse und Tendenzen der Forschung. Darmstadt 1989, S. 19–88.
- (342) Rüsen, Jörn: Konfigurationen des Historismus. Studien zur deutschen Wissenschaftskultur. Frankfurt a. M. 1993.
- (343) Sammer, Marianne: Intuitive Kulturgeschichtsschreibung. Ein Versuch zum Verhältnis von Geschichtsdanken und kulturhistorischer Methode bei Jacob Burckhardt. München 1994 (Kulturgeschichtliche Forschungen Bd. 19).
- (344) Sarasin, Philipp: Arbeit, Sprache – Alltag. Wozu noch „Alltagsgeschichte“? In: Werkstatt Geschichte 5 (1996) 15, S. 72–85.
- (345) Schäfer, Dietrich: Das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte. Akademische Antrittsrede gehalten den 25. Oktober 1888. Jena 1888.
- (346) Schäfer, Dietrich: Geschichte und Kulturgeschichte. Eine Erwiderung. Jena 1891.
- (347) Schieder, Wolfgang: Sozialgeschichte zwischen Soziologie und Geschichte. Das wissenschaftliche Lebenswerk Werner Conzes. In: Geschichte und Gesellschaft 13 (1987), S. 244–266.
- (348) Schleier, Hans: Der Kulturhistoriker Karl Lamprecht, der „Methodenstreit“ und die Folgen. In: Karl Lamprecht: Alternative zu Ranke. Schriften zur Geschichtstheorie. Hrsg. von Hans Schleier. Leipzig 1988, S. 7–45.
- (349) Schleier, Hans: Deutsche Kulturhistoriker des 19. Jahrhunderts. Über Gegenstand und Aufgaben der Kulturgeschichte. In: Geschichte und Gesellschaft 23 (1997), S. 70–98.
- (350) Schleier, Hans: Kulturgeschichte im 19. Jahrhundert: Oppositionswissenschaft, Modernisierungsgeschichte, Geistesgeschichte, spezialisierte Sammlungsbewegung. In: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulin (Hrsg.): Geschichtsdiskurs, Bd. 3: Die Epoche der Historisierung. Frankfurt a. M. 1997, S. 424–446.
- (351) Schleier, Hans: Kulturgeschichte und Historismus in Deutschland während des 19. Jahrhunderts. In: Horst Walter Blanke/Friedrich Jaeger/Thomas Sandkühler (Hrsg.): Dimensionen der Historik. Geschichtstheorie, Wissenschaftsgeschichte und Geschichtskultur heute. Jörn Rüsen zum 60. Geburtstag. Köln u. a. 1998, S. 263–274.
- (352) Schleier, Hans: Historisches Denken in der Krise der Kultur. Fachhistorie, Kulturgeschichte und Anfänge der Kulturwissenschaften in Deutschland. Göttingen 2000 (Essener Kulturwissenschaftliche Vorträge Bd. 7).
- (353) Schleier, Hans: Neue Ansätze der Kulturgeschichte zwischen 1830 und 1900. Zivilisationsgeschichte und Naturgesetze. Darwinismus und Kulturbioslogismus. In: Ulrich Muhlack [unter Mitarbeit von Christian Mehr und Dagmar Stegmüller] (Hrsg.): Historisierung und gesellschaftlicher Wandel in Deutschland im 19. Jahrhundert. Berlin 2003 (Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel Bd. 5), S. 137–157.
- (354) Schlumbohm, Jürgen (Hrsg.): Mikrogeschich-

- te – Makrogeschichte. Komplementär oder inkommensurabel? Göttingen ²2000 (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft Bd. 7).
- (355) Schorn-Schütte, Luise: Karl Lamprecht. Kulturgeschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Politik. Göttingen 1984 (Schriftenreihe der historischen Kommission bei der bayerischen Akademie der Wissenschaften Bd. 22).
- (356) Schorn-Schütte, Luise: Karl Lamprecht und die internationale Geschichtswissenschaft an der Jahrhundertwende. In: Archiv für Kulturgeschichte 67 (1985), S. 417–464.
- (357) Schorn-Schütte, Luise: Karl Lamprecht. Wegbereiter einer historischen Sozialwissenschaft? In: Notker Hammerstein (Hrsg.): Deutsche Geschichtswissenschaft um 1900. Stuttgart 1988, S. 153–191.
- (358) Schorn-Schütte, Luise: Ideen-, Geistes-, Kulturgeschichte. In: Hans-Jürgen Goertz (Hrsg.): Geschichte. Ein Grundkurs. Reinbek bei Hamburg ²2001, S. 489–515.
- (359) Schröder, Stephan Michael: Von Gelées, symbolischen Formen und drohender Balkanisierung der Wissenschaft. 150 Jahre Begriffstraditionen von ‚Kulturwissenschaft‘. In: Bernd Henningsen/Stephan Michael Schröder (Hrsg.): Vom Ende der Humboldt-Kosmen. Konturen von Kulturwissenschaft. Baden-Baden 1997, S. 57–99.
- (360) Schulze, Winfried: Mikrohistorie versus Makrohistorie? Anmerkungen zu einem aktuellen Thema. In: Christian Meier/Jörn Rüsen (Hrsg.): Historische Methode. München 1988 (Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik Bd. 5), S. 319–341.
- (361) Schulze, Winfried: Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945. München 1989.
- (362) Schulze, Winfried: Einleitung. In: Ders. (Hrsg.): Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion. Göttingen 1994, S. 6–18.
- (363) Seifert, Friedrich: Der Streit um Karl Lamprechts Geschichtsphilosophie. Augsburg 1925.
- (364) Sieder, Reinhard: Zur Theoriebedürftigkeit der Neuen Alltagsgeschichte. In: Herta Nagl-Docekal/Franz Wimmer (Hrsg.): Neue Ansätze in der Geschichtswissenschaft. Eine Philosophisch-Historische Tagung. Wien 1984 (Conceptus-Studien Bd. 1), S. 24–41.
- (365) Simonis, Linda: Genetisches Prinzip. Zur Struktur der Kulturgeschichte bei Jacob Burckhardt, Georg Lukács, Ernst Robert Curtius und Walter Benjamin. Tübingen 1998 (Communicatio Bd. 18), S. 35–125.
- (366) Steinmetz, Willibald: Von der Geschichte der Gesellschaft zur „Neuen Kulturgeschichte“. In: Andreas Wirsching (Hrsg.): Neueste Zeit. Oldenbourg Geschichte Lehrbuch. München 2006, S. 233–252.
- (367) Stollberg-Rilinger, Barbara (Hrsg.): Was heißt Kulturgeschichte des Politischen? Berlin 2005 (=Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 35).
- (368) Stone, Harold Samuel: Vico's Cultural History. The Production and Transmission of Ideas in Naples 1685–1750. Leiden u. a. 1997
- (369) Stone, Lawrence: The Revival of the Narrative. Reflections on a New Old History. In: Past & Present Nr. 85 (November 1979), S. 3–24.
- (370) Strupp, Christoph: Johan Huizinga. Geschichtswissenschaft als Kulturgeschichte. Göttingen 2000.
- (371) Süßmuth, Hans (Hrsg.): Historische Anthropologie. Der Mensch in der Geschichte. Göttingen 1984.
- (372) Tenfelde, Klaus: Schwierigkeiten mit dem Alltag. In: Geschichte und Gesellschaft 10 (1984), S. 376–394.
- (373) Uhl, Heidemarie: „Kultur“ und/oder „Gesellschaft“? Zur „kulturwissenschaftlichen Wende“ in den Geschichtswissenschaften. In: Lutz Musner/Gotthart Wunberg (Hrsg.): Kulturwissenschaften. Forschung – Praxis – Positionen. Freiburg i. Br. 2003, S. 220–236.
- (374) Ulbricht, Otto: Mikrogeschichte: Versuch einer Vorstellung. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 45 (1994), S. 347–367.
- (375) Vierhaus, Rudolf: Die Rekonstruktion historischer Lebenswelten. Probleme moderner Kulturgeschichtsschreibung. In: Wege zu einer neuen Kulturgeschichte. Mit Beiträgen von Rudolf Vierhaus und Roger Chartier. Göttingen 1995 (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft Bd. 1), S. 7–28.
- (376) Voltaire (François Marie Arouet): Essai sur les mœurs et l'esprit des nations (1756/1769). In: Œuvres complètes de Voltaire. Nouvelle Édition, hrsg. v. Louis Moland. Bde. 11–13. Paris [1878]. Zit. nach ND Nendeln 1967.
- (377) Wehler, Hans-Ulrich: Geschichte als Historische Sozialwissenschaft. Frankfurt a.M. 1973.
- (378) Wehler, Hans-Ulrich: Modernisierungstheorie und Geschichte. Göttingen 1975.

- (379) Wehler, Hans-Ulrich (Hrsg.): Geschichte und Soziologie. Köln 1972, Königstein/Ts.² 1984.
- (380) Wehler, Hans-Ulrich: Historische Sozialwissenschaft und Geschichtsschreibung. Studien zu Aufgaben und Traditionen deutscher Geschichtswissenschaft. Göttingen 1980.
- (381) Wehler, Hans-Ulrich: Sozialgeschichte und Gesellschaftsgeschichte. In: Wolfgang Schieder/Volker Sellin (Hrsg.): Sozialgeschichte in Deutschland. Entwicklungen und Perspektiven im internationalen Zusammenhang, Bd. 1: Die Sozialgeschichte innerhalb der Geschichtswissenschaft. Göttingen 1986, S. 33–52.
- (382) Wehler, Hans-Ulrich: Alltagsgeschichte: Königsweg zu neuen Ufern oder Irrgarten der Illusionen? In: Ders. Aus der Geschichte lernen? Essays. München 1988, S. 130–151.
- (383) Wehler, Hans-Ulrich: Einleitung. In: Ders.: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 1: Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Modernisierung der Reformära 1700–1815. München 1987, München.² 1989, S. 6–31.
- (384) Wehler, Hans-Ulrich: What is the „History of Society“? In: *Storia della storiografia* 9 (1990) 18, S. 5–20.
- (385) Wehler, Hans-Ulrich: Bibliographie zur neueren deutschen Sozialgeschichte. München 1993.
- (386) Wehler, Hans-Ulrich: Das Duell zwischen Sozialgeschichte und Kulturgeschichte. Die deutsche Kontroverse im Kontext der westlichen Historiographie. In: *Francia* 28 (2001) 3, S. 103–110.
- (387) Wehler, Hans-Ulrich: Ein Kursbuch der Beliebbarkeit. Eine neue Kulturgeschichte lässt viele Blumen blühen – aber die schönsten leider nicht. In: *Die Zeit* vom 26. 7. 2001, S. 37 f.
- (388) Wehler, Hans-Ulrich: Modernisierungstheorie und Gesellschaftsgeschichte. Einige Ergänzungen und Einwände zu Chris Lorenz' kritischen Überlegungen. In: Volker Depkat/Matthias Müller/Andreas Urs Sommer (Hrsg.): Wozu Geschichte(n)? Geschichtswissenschaft und Geschichtsphilosophie im Widerstreit. Wiesbaden 2004, S. 144–153.
- (389) Welskopp, Thomas: Die Sozialgeschichte der Väter. Grenzen und Perspektiven der Historischen Sozialwissenschaft. In: *Geschichte und Gesellschaft* 24 (1998), S. 173–198.
- (390) Welskopp, Thomas: Westbindung auf dem „Sonderweg“. Die deutsche Sozialgeschichte vom Appendix der Wirtschaftsgeschichte zur Historischen Sozialwissenschaft. In: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulin: Geschichtsdiskurs, Bd. 5: Globale Konflikte, Erinnerungsarbeit und Neuorientierung seit 1945. Frankfurt a. M. 1999, S. 191–237.
- (391) Wirtz, Rainer: Kommentar zu Reinhard Sieder: Zur Theoriebedürftigkeit der Neuen Alltagsgeschichte. In: Herta Nagl-Docekal/Franz Wimmer (Hrsg.): Neue Ansätze in der Geschichtswissenschaft. Eine Philosophisch-Historische Tagung. Wien 1984 (*Conceptus-Studien* Bd. 1), S. 42–47.
- (392) Zande, Johan van der: Zur Geschichtswissenschaft der Aufklärung: Johann Christoph Adelungs Kulturgeschichte der Menschheit (1782). In: Gert Melville u. a. (Hrsg.): Deutschland und Europa in der Neuzeit. Festschrift für K. O. Freiherr von Aretin zum 65. Geburtstag. 1. Halbband. Stuttgart 1988 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz. Abt. Universalgeschichte Bd. 134, 1. Halbband), S. 359–375.

4. Die Quellen der Kulturgeschichte

a) Text als Quelle: Der ‚linguistic turn‘

- (393) Ankersmit, Frank R.: Historismus, Postmoderne und Historiographie. In: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulin (Hrsg.): Geschichtsdiskurs, Bd. 1: Grundlagen und Methoden der Historiographiegeschichte. Frankfurt a. M. 1993, S. 65–84.
- (394) Ankersmit, Frank R.: Wahrheit in Literatur und Geschichte. In: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulin (Hrsg.): Geschichtsdiskurs, Bd. 5: Globale Konflikte, Erinnerungsarbeit und Neuorientierungen seit 1945. Frankfurt a. M. 1999, S. 337–359.
- (395) Ankersmit, Frank R.: Vom Nutzen und Nachteil der Literaturtheorie für die Geschichtstheorie. In: Daniel Fulda/Silvia Serena Tschopp (Hrsg.): Literatur und Geschichte. Ein Kompendium zu ihrem Verhältnis von der Aufklärung bis zur Gegenwart. Berlin/New York 2002, S. 13–37.
- (396) Aschmann, Birgit: Moderne versus Postmoderne. Gedanken zur Debatte über vergangene, gegenwärtige und künftige Forschungsansätze. In: Jürgen Elvert/Susanne Krauß (Hrsg.): Historische Debatten und Kontroversen im 19. und 20. Jahrhundert. Jubiläumstagung der Ranke-Gesellschaft in Essen 2001. Stuttgart 2003 (*Historische Mitteilungen im Auftrage der Ranke-Gesellschaft* Bd. 46), S. 256–275.

- (397) Bachmann-Medick, Doris: Kulturanthropologie. In: Ansgar Nünning/Vera Nünning (Hrsg.): Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven. Stuttgart/Weimar 2003, S. 86–107.
- (398) Bahners, Patrick: Die Ordnung der Geschichte. Über Hayden White. In: Merkur 46 (1992), S. 506–521.
- (399) Bahners, Patrick: Die göttliche Komödie. Leopold von Ranke und Hayden White. In: *Storia della Storiografia* 13 (1993) 24, S. 71–108.
- (400) Bahners, Patrick: Hayden White liest Edward Gibbon. Zur Ironie der Rezeptionsgeschichte. In: Jörn Stückrath/Jürg Zbinden (Hrsg.): Metageschichte. Hayden White und Paul Ricœur. Dargestellte Wirklichkeit in der europäischen Kultur im Kontext von Husserl, Weber, Auerbach und Gombrich. Baden-Baden 1997 (ZiF. Interdisziplinäre Studien Bd. 2), S. 125–138.
- (401) Baumgartner, Hans-Michael: Kontinuität und Geschichte. Zur Kritik und Metakritik der historischen Vernunft. Frankfurt a. M. 1972.
- (402) Biti, Vladimir: Geschichte als Literatur – Literatur als Geschichte. Zur gegenwärtigen Wiederaufnahme der romantisch-aufklärerischen Kontroverse um die historiographische Fiktion. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 4 (1993), S. 371–396.
- (403) Burke, Peter: Die Metageschichte von Metahistory. In: Jörn Stückrath/Jürg Zbinden (Hrsg.): Metageschichte. Hayden White und Paul Ricœur. Dargestellte Wirklichkeit in der europäischen Kultur im Kontext von Husserl, Weber, Auerbach und Gombrich. Baden-Baden 1997 (ZiF. Interdisziplinäre Studien Bd. 2), S. 73–85.
- (404) Burschel, Peter: Darstellung: Das Schreiben der Geschichte. In: Annette Völker-Rasor (Hrsg.): Frühe Neuzeit. Oldenbourg Geschichte Lehrbuch. München 2000, München 2006, S. 315–330.
- (405) Certeau, Michel de: Das Schreiben der Geschichte. Aus dem Französischen von Sylvia M. Schomburg-Scherff. Frankfurt a. M./New York 1991 [L'écriture de l'histoire, Paris 1975].
- (406) Chartier, Roger: Kulturgeschichte zwischen Repräsentationen und Praktiken [Einleitung]. In: Ders.: Die unvollendete Vergangenheit. Geschichte und die Macht der Weltauslegung. Aus dem Französischen von Ulrich Raulff. Berlin 1989, S. 7–20.
- (407) Chartier, Roger: Quatre questions à Hayden White. In: *Storia della Storiografia* 13 (1993) 24, S. 133–142.
- (408) Chartier, Roger: Die Welt als Repräsentation. In: Matthias Middell/Steffen Sammler (Hrsg.): Alles Gewordene hat Geschichte. Die Schule der ANNALES in ihren Texten 1929–1992. Mit einem Essay von Peter Schöttler. Leipzig 1994, S. 320–347.
- (409) Chartier, Roger: L'Histoire Culturelle entre «Linguistic Turn» et Retour au Sujet. In: Hartmut Lehmann (Hrsg.): Wege zu einer neuen Kulturgeschichte. Göttingen 1995 (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft Bd. 1), S. 29–58.
- (410) Chartier, Roger: Au bord de la falaise. L'histoire entre certitudes et inquiétude. Paris 1998.
- (411) Clifford, James/George E. Marcus (Hrsg.): Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography. Berkeley u. a. 1986.
- (412) Crivellari, Fabio/Kay Kirchmann/Marcus Sandl/Rudolf Schlögl: Einleitung: Die Medialität der Geschichte und die Historizität der Medien. In: Dies. (Hrsg.): Die Medien der Geschichte. Historizität und Medialität in interdisziplinärer Perspektive. Unter Mitarbeit vom Sven Grampp. Konstanz 2004 (Historische Kulturwissenschaft Bd. 4), S. 9–45.
- (413) Day, Frank: Hayden V. White. In: Paul Hanson (Hrsg.): Twentieth-Century American Cultural Theorists. Detroit u. a. 2001 (Dictionary of Literary Biography Bd. 246), S. 380–394.
- (414) Derrida, Jacques: Grammatologie. Übersetzt von Hans-Jörg Rheinberger und Hanns Zischler. 1. Aufl. Frankfurt a. M. 1974. Zit. aus Frankfurt a. M. 1996 [De la grammatologie, Paris 1967].
- (415) Derschka, Harald Rainer: Hayden Whites Metahistory und Thomas S. Kuhns Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Die Wissenschaftlichkeit der Geschichtswissenschaft zwischen postmoderner Dekonstruktion und wissenschaftstheoretischer Rekonstruktion. In: Katja Bär/Kai Berkes/Stefanie Eichler u. a. (Hrsg.): Text und Wahrheit. Ergebnisse der interdisziplinären Tagung ‚Fakten und Fiktionen‘ der Philosophischen Fakultät der Universität Mannheim, 28.–30. November 2002. Frankfurt a. M. 2004, S. 17–26.
- (416) Domanska, Ewa: Hayden White: Beyond Irony. In: Jörn Stückrath/Jürg Zbinden (Hrsg.): Metageschichte. Hayden White und Paul Ricœur. Dargestellte Wirklichkeit in der europäischen Kultur im Kontext von Husserl, We-

- ber, Auerbach und Gombrich. Baden-Baden 1997 (Zf. Interdisziplinäre Studien Bd. 2), S. 104–124.
- (417) Evans, Richard J.: Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis. Frankfurt a. M./New York 1998 [In Defence of History, London 1997].
- (418) Flaig, Egon: Kinderkrankheiten der Neuen Kulturgeschichte. In: Rainer Maria Kiesow/Dieter Simon (Hrsg.): Auf der Suche nach der verlorenen Wahrheit. Zum Grundlagenstreit in der Geschichtswissenschaft. Frankfurt a. M. 2000, S. 26–47.
- (419) Friedlander, Saul (Hrsg.): Probing the Limits of Representation. Nazism and the „Final Solution“. Cambridge, Mass./London 1992.
- (420) Fulda, Daniel: Wissenschaft aus Kunst. Die Entstehung der modernen deutschen Geschichtsschreibung 1760–1860. Berlin/New York 1996 (European Cultures Bd. 7).
- (421) Goertz, Hans-Jürgen: Unsichere Geschichte. Zur Theorie historischer Referentialität. Stuttgart 2001.
- (422) Grau, Bernhard: Die Gattungen der Quellen. In: Andreas Wirsching (Hrsg.): Neueste Zeit. Oldenbourg Geschichte Lehrbuch. München 2006, S. 363–378.
- (423) Habermas, Rebekka: Gebremste Herausforderungen. In: Rainer Maria Kiesow/Dieter Simon (Hrsg.): Auf der Suche nach der verlorenen Wahrheit. Zum Grundlagenstreit in der Geschichtswissenschaft. Frankfurt a. M. 2000, S. 59–70.
- (424) Halttunen, Karen: Cultural History and the Challenge of Narrativity. In: Victoria E. Bonnell/Lynn Hunt (Hrsg.): Beyond the Cultural Turn. New Directions in the Study of Society and Culture. Berkeley u. a. 1999, S. 165–181.
- (425) Hanisch, Ernst: Die linguistische Wende. Geschichtswissenschaft und Literatur. In: Wolfgang Hardtwig/Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): Kulturgeschichte Heute. Göttingen 1996, S. 212–230.
- (426) History and Theory 19 (1980) 4, Beiheft 19 = Themenheft: Metahistory: Six Critiques.
- (427) Iggers, Georg G.: Zur „Linguistischen Wende“ im Geschichtsdenken und in der Geschichtsschreibung. In: Geschichte und Gesellschaft 21 (1995), S. 557–570.
- (428) Iggers, Georg G.: Historiographie zwischen Forschung und Dichtung. Gedanken über Hayden Whites Behandlung der Historiographie. In: Geschichte und Gesellschaft 27 (2001), S. 327–340.
- (429) Jelavich, Peter: Poststrukturalismus und Sozialgeschichte – aus amerikanischer Perspektive. In: Geschichte und Gesellschaft 21 (1995), S. 259–289.
- (430) Jenkins, Keith: The Postmodern History Reader. London/New York 1997.
- (431) Joyce, Patrick: History and Postmodernism I. In: Past & Present 133 (1991), S. 204–209.
- (432) Kelly, Catriona: History and Postmodernism II. In: Past & Present 133 (1991), S. 209–213.
- (433) Kocka, Jürgen/Thomas Nipperdey (Hrsg.): Theorie und Erzählung in der Geschichte. München 1979 (Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik Bd. 3).
- (434) Kohlhammer, Siegfried: Die Welt im Viererpack. Zu Hayden White. In: Merkur 52 (1998), S. 898–907.
- (435) König, M. Gudrun: Auf dem Rücken der Dinge. Materielle Kultur und Kulturwissenschaft. In: Kaspar Maase/Bernd Jürgen Warneken (Hrsg.): Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkswissenschaftlichen Kulturwissenschaft. Köln u. a. 2003, S. 95–118.
- (436) Koselleck, Reinhart/Heinrich Lutz/Jörn Rüsen (Hrsg.): Formen der Geschichtsschreibung. München 1982 (Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik Bd. 4).
- (437) Kramer, Lloyd S.: Literature, Criticism, and Historical Imagination. The Literary Challenge of Hayden White and Dominick LaCapra. In: Lynn Hunt (Hrsg.): The New Cultural History. Berkeley u. a. 1989, S. 97–128.
- (438) LaCapra, Dominick: Geschichte und Kritik. Autorisierte Übersetzung aus dem Amerikanischen von Ludwig Hirsch. Frankfurt a. M. 1987 [History and Criticism, Ithaca u. a. 1985].
- (439) Landwehr, Achim: Geschichte des Sagbaren. Einführung in die historische Diskursanalyse. Tübingen 2001.
- (440) Lorenz, Chris: Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie. Mit einem Vorwort von Jörn Rüsen. Aus dem Niederländ. übers. v. Annegret Boom. Köln u. a. 1997 (Beiträge zur Geschichtskultur Bd. 13) [De constructie van het verleden, Amsterdam 1987].
- (441) Lorenz, Chris: Postmoderne Herausforderungen an die Gesellschaftsgeschichte? In: Geschichte und Gesellschaft 24 (1998), S. 617–632.
- (442) Lüsebrink, Hans-Jürgen: Tropologie, Narrativik, Diskurssemantik. Hayden White aus literaturwissenschaftlicher Sicht. In: Wolfgang

- Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulin (Hrsg.): Grundlagen und Methoden der Historiographiegeschichte. Frankfurt a.M. 1993 (Geschichtsdiskurs I), S. 355–361.
- (443) Mommsen, Wolfgang J.: Die Sprache des Historikers. In: Historische Zeitschrift Bd. 238 (1984), S. 57–81.
- (444) Muhlack, Ulrich: Geschichte und Theorie der Geschichtswissenschaft, Teil 4. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 49 (1998), S. 360–369.
- (445) Nagl-Docekal, Herta: Läßt sich die Geschichtsphilosophie tropologisch fundieren? Kritische Anmerkungen zu Hayden White. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 4 (1993), S. 466–478.
- (446) Noirel, Gérard: Die Wiederkehr der Narrativität. In: Joachim Eibach/Günther Lottes (Hrsg.): Kompass der Geschichtswissenschaft. Ein Handbuch. Göttingen 2002, S. 355–370.
- (447) Oexle, Gerhard Otto: Sehnsucht nach Klio. Hayden Whites Metahistory – und wie man darüber hinwegkommt. In: Rechtshistorisches Journal 11 (1992), S. 1–18.
- (448) Oexle, Gerhard Otto: Im Archiv der Fiktionen. In: Rainer Maria Kiesow/Dieter Simon (Hrsg.): Auf der Suche nach der verlorenen Wahrheit. Zum Grundlagenstreit in der Geschichtswissenschaft. Frankfurt a.M./New York 2000, S. 87–103.
- (449) Ranke, Leopold von: Aus Werk und Nachlaß. Hrsg. von Walther Peter Fuchs und Theodor Schieder, Bd. 4: Idee der Universalhistorie. Vorlesungseinleitungen. Hrsg. von Volker Dotterweich und Walther Peter Fuchs. München 1975.
- (450) Reisenleitner, Markus: Kulturgeschichte auf der Suche nach dem Sinn. Überlegungen zum Einfluß poststrukturalistischer Theorienbildung auf moderne Kulturgeschichtsschreibung. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 3 (1992), S. 7–30.
- (451) Ricœur, Paul: Zeit und Erzählung. Aus dem Französischen v. Rainer Rochlitz u. Andreas Knop. 3 Bde. München 1988/89/91 (Übergänge Bd. 18) [Temps et récit, Paris 1983/84/85].
- (452) Ricœur, Paul: Geschichte und Rhetorik. In: Herta Nagl-Docekal (Hrsg.): Der Sinn des Historischen. Geschichtsphilosophische Debatten. Frankfurt a.M. 1996, S. 107–125.
- (453) Rorty, Richard (Hrsg.): The Linguistic Turn. Recent Essays in Philosophical Method. Chicago 1967.
- (454) Rossi, Pietro (Hrsg.): Theorie der modernen Geschichtsschreibung. Frankfurt a.M. 1987.
- (455) Rüsen, Jörn: Wie kann man Geschichte vernünftig schreiben? Über das Verhältnis von Narrativität und Theoriegebrauch in der Geschichtswissenschaft. In: Jürgen Kocka/Thomas Nipperdey (Hrsg.): Theorie und Erzählung in der Geschichte. München 1979 (Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik Bd. 3), S. 300–333 [Wiederabdruck in: Jörn Rüsen: Zeit und Sinn. Strategien historischen Denkens. Frankfurt a.M. 1990, S. 106–134].
- (456) Rüsen, Jörn: Die vier Typen des historischen Erzählens. In: Reinhart Koselleck/Heinrich Lutz/Jörn Rüsen (Hrsg.): Formen der Geschichtsschreibung. München 1982 (Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik Bd. 4), S. 514–605. [Wiederabdruck in: Jörn Rüsen: Zeit und Sinn. Strategien historischen Denkens. Frankfurt a.M. 1990, S. 153–230].
- (457) Rüsen, Jörn: Geschichtsschreibung als Theorieproblem der Geschichtswissenschaft. Skizze zum historischen Hintergrund der gegenwärtigen Diskussion. In: Reinhart Koselleck/Heinrich Lutz/Jörn Rüsen (Hrsg.): Formen der Geschichtsschreibung. München 1982 (Beiträge zur Historik Bd. 4), S. 14–35. [Wiederabdruck in: Jörn Rüsen: Zeit und Sinn. Strategien historischen Denkens. Frankfurt a.M. 1990, S. 135–152].
- (458) Rüsen, Jörn: Postmoderne Geschichtstheorie. In: Konrad H. Jarausch/Jörn Rüsen/Hans Schleier (Hrsg.): Geschichtswissenschaft vor 2000. Perspektiven der Historiographiegeschichte, Geschichtstheorie, Sozial- und Kulturgeschichte. Festschrift für Georg G. Iggers zum 65. Geburtstag. Hagen 1991, S. 27–48.
- (459) Rüsen, Jörn: Narrativität und Objektivität in der Geschichtswissenschaft. In: Jörn Stückrath/Jürg Zbinden (Hrsg.): Metageschichte. Hayden White und Paul Ricœur. Dargestellte Wirklichkeit in der europäischen Kultur im Kontext von Husserl, Weber, Auerbach und Gombich. Baden-Baden 1997 (Zf. Interdisziplinäre Studien Bd. 2), S. 303–326.
- (460) Scholz Williams, Gerhild: Geschichte und literarische Dimension. Narrativik und Historiographie in der anglo-amerikanischen Forschung der letzten Jahrzehnte. In: Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 63 (1989), S. 315–392.

- (461) Schöttler, Peter: Wer hat Angst vor dem „linguistic turn“? In: *Geschichte und Gesellschaft* 23 (1997), S. 134–151.
- (462) Spiegel, Gabrielle M.: History and Post-Modernism IV. In: *Past & Present* 135 (1992), S. 194–208.
- (463) Spiegel, Gabrielle M.: Geschichte, Historizität und die soziale Logik von mittelalterlichen Texten. In: Christoph Conrad/Martina Kessel (Hrsg.): *Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion*. Stuttgart 1994, S. 161–202 [Erstveröffentlichung: History, Historicism, and the Social Logic of the Text in the Middle Ages. In: *Speculum* 65 (1990), S. 59–86].
- (464) Spiegel, Gabrielle M.: *The Past as Text. The Theory and Practice of Medieval Historiography*. Baltimore/London 1997.
- (465) Stierstorfer, Klaus: Linguistic turn. In: Ansgar Nünning (Hrsg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. 2. überarb. u. erw. Aufl. Stuttgart/Weimar 2001, S. 371.
- (466) Stone, Lawrence: Die Rückkehr der Erzählfunktion. Gedanken zu einer neuen alten Geschichtsschreibung. In: Ulrich Raulff (Hrsg.): *Vom Umschreiben der Geschichte. Neue historische Perspektiven*. Berlin 1986, S. 88–102. [Erstveröffentlichung: The Revival of the Narrative. Reflections on New Old History. In: *Past & Present* 85 (1979), S. 3–24].
- (467) Stone, Lawrence: History and Post-Modernism. In: *Past & Present* 131 (1991), S. 217–218.
- (468) Stone, Lawrence: History and Post-Modernism III. In: *Past & Present* 135 (1992), S. 189–194.
- (469) *Storia della Storiografia* 13 (1993) 24 = Themenheft: Hayden White's Metahistory Twenty Years After. I. Interpreting Topology.
- (470) *Storia della Storiografia* 14 (1994) 25 = Themenheft: Hayden White's Metahistory Twenty Years After. II. Metahistory and the Practice of History.
- (471) Stückrath, Jörn: Typologie statt Theorie? Zur Rekonstruktion und Kritik von Hayden Whites Begrifflichkeit in Metahistory. In: Ders./Jürg Zbinden (Hrsg.): *Metageschichte. Hayden White und Paul Ricœur. Dargestellte Wirklichkeit in der europäischen Kultur im Kontext von Husserl, Weber, Auerbach und Gombrich*. Baden-Baden 1997 (ZiF. Interdisziplinäre Studien Bd. 2), S. 86–103.
- (472) Tschopp, Silvia Serena: Die Geburt der Nation aus dem Geist der Geschichte. Historische Dichtung Schweizer Autoren des 19. Jahrhunderts. Tübingen 2004 (Studien zur deutschen Literatur Bd. 172).
- (473) Vann, Richard T.: Louis Mink's Linguistic Turn. In: *History and Theory* 26 (1987), S. 1–14.
- (474) Vann, Richard T.: Turning Linguistic. History and Theory and „History and Theory“, 1960–1975. In: Frank Ankersmit/ Hans Kellner (Hrsg.): *A New Philosophy of History*. Chicago 1995, S. 40–69.
- (475) Vann Richard T.: The Reception of Hayden White. In: *History and Theory* 37 (1998), S. 143–161.
- (476) Veyne, Paul: *Geschichtsschreibung – Und was sie nicht ist*. Aus d. Frz. v. Gustav Roßler. Frankfurt a.M. 1990 [Comment on écrit l'histoire, Paris 1971].
- (477) Wagner, Irmgard: Geschichte als Text. Zur Tropologie Hayden Whites. In: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulien (Hrsg.): *Grundlagen und Methoden der Historiographieggeschichte*. Frankfurt a.M. 1993 (Geschichtsdiskurs I), S. 212–232.
- (478) Walther, Gerrit: Fernes Kampfgetümmel. Zur angeblichen Aktualität von Hayden White's Metahistory. In: *Rechtshistorisches Journal* 11 (1992), S. 19–40.
- (479) White, Hayden: The Burden of History. In: *History and Theory* 5 (1966) 2, S. 111–134.
- (480) White, Hayden: Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses. Aus dem Amerikanischen von Brigitte Brinkmann-Siepmann und Thomas Siepmann. Stuttgart 1986 (Sprache und Geschichte Bd. 10) [Tropics of discourse, Baltimore u. a. 1978].
- (481) White, Hayden: Die Fiktionen der Darstellung des Faktischen. In: Ders.: Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses. Aus dem Amerikanischen von Brigitte Brinkmann-Siepmann und Thomas Siepmann. Stuttgart 1986 (Sprache und Geschichte Bd. 10), S. 145–160.
- (482) White, Hayden: Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung. Aus dem Amerikanischen von Margit Smuda. Frankfurt a.M. 1990 [The Content of the Form, Baltimore u. a. 1987].
- (483) White, Hayden: Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa. Aus dem Amerikanischen von Peter Kohlhass. Frankfurt a.M. 1991.

- (484) White, Hayden/Ewa Domanska: Human Face of Scientific Mind. An Interview with Hayden White. In: *Storia della Storiografia* 13 (1993) 24, S. 5–21.
- (485) White, Hayden: Der historische Text als literarisches Kunstwerk. In: Christoph Conrad/Martina Kessel (Hrsg.): *Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion*. Stuttgart 1994, S. 123–157 [Erstveröffentlichung in: Hayden White: *Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen*. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses. Aus dem Amerikanischen von Brigitte Brinkmann-Siepmann und Thomas Siepmann. Stuttgart 1986 (Sprache und Geschichte Bd. 10), S. 101–122].
- (486) White, Hayden: Geschichte erklären. Formalistische und kontextualistische Strategien. In: *Neue Rundschau* 105 (1994), S. 41–55.
- (487) White, Hayden: Literaturtheorie und Geschichtsschreibung. In: Herta Nagl-Docekal (Hrsg.): *Der Sinn des Historischen*. Geschichtsphilosophische Debatten. Frankfurt a.M. 1996, S. 67–106.
- (488) White, Hayden: Ich glaube nicht, dass eine Theorie wie meine dazu da ist, angewandt zu werden. Ein Gespräch zwischen Hayden White und Judith Huber. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 9 (1998), S. 246–255.
- (489) White, Hayden: Historische Modellierung (emplotment) und das Problem der Wahrheit. In: Rainer Maria Kiesow/Dieter Simon (Hrsg.): *Auf der Suche nach der verlorenen Wahrheit*. Zum Grundlagenstreit in der Geschichtswissenschaft. Frankfurt a.M. 2000, S. 142–167.
- (490) White, Hayden: Entgegnung auf Georg G. Iggers. In: *Geschichte und Gesellschaft* 27 (2001), S. 341–349.
- (491) Wimmer, Franz: Geschichtsschreibung als literarische Kunst. Hayden V. Whites Metahistory. In: Herta Nagl-Docekal/Franz Wimmer (Hrsg.): *Neue Ansätze in der Geschichtswissenschaft*. Wien 1984, S. 153–162.
- (492) Young, James E.: Hayden White, postmoderne Geschichte und der Holocaust. In: Jörn Stückrath/Jürg Zbinden (Hrsg.): *Metageschichte*. Hayden White und Paul Ricœur. Dargestellte Wirklichkeit in der europäischen Kultur im Kontext von Husserl, Weber, Auerbach und Gombich. Baden-Baden 1997 (ZiF. Interdisziplinäre Studien Bd. 2), S. 139–165.
- b) Bild als Quelle: Der ‚iconic turn‘**
- (493) Altrichter, Helmut (Hrsg.): *Bilder erzählen Geschichte*. Freiburg i. Br. 1995.
- (494) Belting, Hans: *Bild und Kult. Eine Geschichte des Bildes vor dem Zeitalter der Kunst*. München 1990.
- (495) Belting, Hans: *Bild-Anthropologie. Entwürfe für eine Bildwissenschaft*. München 2001.
- (496) Belting, Hans/Heinrich Dilly/Wolfgang Kemp/Willibald Sauerländer/Martin Warnke (Hrsg.): *Kunstgeschichte. Eine Einführung*. 6. überarb. u. erw. Aufl. Berlin 2003.
- (497) Belting, Hans: *Das echte Bild. Bildfragen als Glaubensfragen*. München 2005.
- (498) Boehm, Gottfried: Die Bilderfrage. In: Ders. (Hrsg.): *Was ist ein Bild?* München 1994, S. 325–343.
- (499) Boehm, Gottfried: Die Wiederkehr der Bilder. In: Ders. (Hrsg.): *Was ist ein Bild?* München 1994, S. 11–38.
- (500) Böhm, Gottfried: *Jenseits der Sprache? Anmerkungen zur Logik der Bilder*. In: Christa Maar/Hubert Burda (Hrsg.): *Iconic Turn. Die neue Macht der Bilder*. Köln 2004, S. 28–43.
- (501) Böhme, Gernot: *Theorie des Bildes*. München 1999.
- (502) Boshoff, Egon/Kurt Düwell/Hans Kloft: *Grundlagen des Studiums der Geschichte. Eine Einführung*. 5. durchges. Aufl. Köln u. a. 1997.
- (503) Brandt, Reinhard: *Die Wirklichkeit des Bildes. Sehen und Erkennen – Vom Spiegel zum Kunstbild*. München/Wien 1999.
- (504) Bredekamp, Horst: *Antikensehnsucht und Maschinenglauben. Die Geschichte der Kustkammer und die Zukunft der Kunstgeschichte*. Berlin 1993.
- (505) Burke, Peter: *Augenzeugenschaft. Bilder als historische Quellen*. Aus dem Englischen von Matthias Wolf. Berlin 2003 [Eyewitnessing. The Uses of Images as Historical Evidence, London 2001].
- (506) Droysen, Johann Gustav: *Historik, Bd. 1: Rekonstruktion der ersten vollständigen Fassung der Vorlesungen (1857). Grundriß der Historik in der ersten handschriftlichen (1857/1858) und in der letzten gedruckten Fassung (1882). Historisch-kritische Ausgabe*. Hrsg. von Peter Leyh. Stuttgart-Bad Cannstatt 1977.
- (507) Eberlein, Johann Konrad: *Inhalt und Gehalt: Die ikonografisch-ikonologische Methode*. In: Hans Belting/Heinrich Dilly/Wolfgang Kemp/Willibald Sauerländer/Martin Warnke (Hrsg.):

- Kunstgeschichte. Eine Einführung. 6. überarb. u. erw. Aufl. Berlin 2003, S. 175–197.
- (508) Faßler, Manfred: Bildlichkeit. Navigationen durch das Repertoire der Sichtbarkeit. Wien u. a. 2002.
- (509) Ferro, Marc: *Cinéma et histoire*. Paris 1977, nouv. éd. refondue Paris 2000.
- (510) Ferro, Marc: *Cinéma, une vision de l'histoire*. Paris 2003.
- (511) Fledelius, Karsten/Kaare Rübner Jørgensen/Niels Skyum-Nielsen/Erik H. Swiatek (Hrsg.): *History and the Audio-Visual Media*. Kopenhagen 1979 (Studies in History, Film and Society Bd. 1).
- (512) Freedberg, David: *The Power of Images. Studies in the History and Theory of Response*. Chicago/London 1989.
- (513) Gröschl, Jutta: Die Deutschlandpolitik der vier Großmächte in der Berichterstattung der deutschen Wochenschaun 1945–1949. Ein Beitrag zur Diskussion um den Film als historische Quelle. Berlin/New York 1997 (Beiträge zur Kommunikationsgeschichte Bd. 5).
- (514) Grötecke, Iris: Bilder als Quellen gesehen. In: Anette Völker-Rasor (Hrsg.): *Frühe Neuzeit*. Oldenbourg Geschichte Lehrbuch. München 2000, München² 2006, S. 237–254.
- (515) Hardtwig, Wolfgang: Der Historiker und die Bilder. Überlegungen zu Francis Haskell. In: *Geschichte und Gesellschaft* 24 (1998), S. 305–322.
- (516) Hartewig, Karin: Fotografien. In: Michael Maurer (Hrsg.): *Aufriß der Historischen Wissenschaften*, Bd. 4: Quellen. Stuttgart 2002, S. 427–448.
- (517) Haskell, Francis: *Die Geschichte und ihre Bilder. Die Kunst und die Deutung der Vergangenheit*. Aus dem Englischen von Michael Bischoff. München 1995 [History and its Images: Art and the Interpretation of the Past, New Haven u. a. 1993].
- (518) Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.): *Bilder, die lügen*. Begleitbuch zur Ausstellung im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Bonn 27. 11. 1998 bis 28. 2. 1999. Bonn 1998.
- (519) Heller, Heinz-B./Matthias Kraus/Thomas Meder/Karl Prümm/Hartmut Winkler (Hrsg.): *Über Bilder sprechen. Positionen und Perspektiven der Medienwissenschaft*. Marburg 2000 (Schriftenreihe der Gesellschaft für Film- und Fernsehwissenschaft Bd. 8).
- (520) Hertfelder, Thomas: Die Macht der Bilder. Historische Bildforschung. In: Andreas Wirsching (Hrsg.): *Neueste Zeit*. Oldenbourg Geschichte Lehrbuch. München 2006, S. 281–292.
- (521) Hülsen-Esch, Andrea von/Jean-Claude Schmitt (Hrsg.): *Die Methodik der Bildinterpretation. Les méthodes de l'interprétation de l'image*. Deutsch-französische Kolloquien 1998–2000. 2 Teilbde. Göttingen 2002 (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft Bd. 16).
- (522) Imdahl, Max: *Giotto: Arenafresken*. Ikonographie – Ikonologie – Ikonik. München 1980 (Theorie und Geschichte der Literatur und der schönen Künste Bd. 60).
- (523) Jäger, Jens/Martin Knauer: Historische Bildforschung oder ‚Iconic Turn‘ – das ungeklärte Verhältnis der Geschichtswissenschaft zu Bildern. In: Elke Huwiler/Nicole Wachter (Hrsg.): *Integrationen des Widerläufigen*. Ein Streifzug durch geistes- und kulturwissenschaftliche Forschungsfelder. Münster 2004, S. 211–221.
- (524) Jäger, Jens: *Photographie: Bilder der Neuzeit*. Einführung in die Historische Bildforschung. Tübingen 2000.
- (525) Jaubert, Alain: *Fotos, die lügen*. Politik mit gefälschten Bildern. Aus dem Französischen von Wolfgang Geiger und Silvia Hissen, Frankfurt a. M. 1989 [Le commissariat aux archives, Paris 1986].
- (526) Kaemmerling, Ekkehard (Hrsg.): *Ikonographie und Ikonologie. Theorien – Entwicklung – Probleme*. Bildende Kunst als Zeichensystem, Bd. 1. Köln 1979, 6. überarb. Aufl. Köln 1994.
- (527) Kemp, Wolfgang: *Der Anteil des Betrachters*. Rezeptionsästhetische Studien zur Malerei des 19. Jahrhunderts. München 1983.
- (528) Kemp, Wolfgang: *Kunstwissenschaft und Rezeptionsästhetik*. In: Ders. (Hrsg.): *Der Betrachter ist im Bild*. Kunstwissenschaft und Rezeptionsästhetik. Köln 1985, erw. Neuauflage Berlin 1992, S. 7–27.
- (529) Knauer, Martin: „Dokumentsinn“ – „historischer Dokumentsinn“. Überlegungen zu einer historischen Ikonologie. In: Brigitte Tolkemitt/Rainer Wohlfeil (Hrsg.): *Historische Bildkunde*. Probleme – Wege – Beispiele. Berlin 1991 (= Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 12), S. 37–47.
- (530) Knieper, Thomas/Marion G. Müller (Hrsg.): *Kommunikation visuell. Das Bild als For-*

- schungsgegenstand – Grundlagen und Perspektiven. Köln 2001.
- (531) Knoch, Hanno: Renaissance der Bildanalyse in der Neuen Kulturgeschichte. In: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/type=diskussionen&id=393> (20. 4. 2006)
- (532) Körber, Esther-Beate: Wie interpretiert man eine Wochenschau? Überlegungen an Beispielen aus der Nachkriegszeit. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 45 (1994) 3, S. 137–150.
- (533) Krüger, Klaus: Geschichtlichkeit und Autonomie. Die Ästhetik des Bildes als Gegenstand historischer Erfahrung. In: Otto Gerhard Oexle (Hrsg.): *Der Blick auf die Bilder. Kunstgeschichte und Geschichte im Gespräch*. Mit Beiträgen von Klaus Krüger und Jean-Claude Schmitt. Göttingen 1997 (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft Bd. 4), S. 53–86.
- (534) Krüger, Klaus/Alessandro Nova (Hrsg.): *Imagination und Wirklichkeit. Zum Verhältnis von mentalen und realen Bildern in der Kunst der frühen Neuzeit*. Mainz 2000.
- (535) Lagny, Michèle: Kino für Historiker. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 8 (1997), S. 457–483.
- (536) Maar, Christa/Hubert Burda (Hrsg.): *Iconic Turn. Die neue Macht der Bilder*. Köln 2004.
- (537) Maurer, Michael: Bilder repräsentieren Geschichte. Repräsentieren Bilder Geschichte? Zur Funktion historischer Bildquellen in Wissenschaft und Öffentlichkeit. In: Klaus Füßmann/Heinrich Theodor Grütter/Jörn Rüsen (Hrsg.): *Historische Faszination. Geschichtskultur heute*. Köln u. a. 1994, S. 61–89.
- (538) Mirzoeff, Nicholas (Hrsg.): *The Visual Culture Reader*. London/New York 1998.
- (539) Mitchell, William J. T.: *The Pictorial Turn*. In: Ders.: *Picture Theory: Essays on Verbal and Visual Representation*. Chicago/London 1994, S. 11–34. [dt. *Der Pictorial Turn*. In: Christian Kravagna (Hrsg.): *Privileg Blick. Kritik der visuellen Kultur*. Berlin 1997, S. 15–40].
- (540) Müller, Marion G.: *Grundlagen der visuellen Kommunikation. Theorieansätze und Analysemethoden*. Konstanz 2003.
- (541) Müller, Marion G.: „Der liebe Gott steckt im ‚Dazwischen‘“? Kulturgeschichte als problemorientierte Bildwissenschaft. In: Christina Lutter/Margit Szöllosi-Janze/Heidemarie Uhl (Hrsg.): *Kulturgeschichte. Fragestellungen, Konzepte, Annäherungen*. Innsbruck u. a. 2004 (Querschnitte Bd. 15), S. 177–189.
- (542) Müller-Doohm, Stefan: Visuelles Verstehen – Konzepte kultursoziologischer Bildhermeneutik. In: Thomas Jung/Stefan Müller-Doohm (Hrsg.): *„Wirklichkeit“ im Deutungsprozeß. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Frankfurt a. M. 1993, S. 438–457.
- (543) Opgenoorth, Ernst/Günther Schulz: Einführung in das Studium der Neueren Geschichte. 6., grundlegend überarb. Aufl. Paderborn u. a. 2001.
- (544) Panofsky, Erwin: *Ikonographie und Ikonologie (1939/1955)*. In: Ekkehard Kaemmerling (Hrsg.): *Ikonographie und Ikonologie. Theorien – Entwicklung – Probleme. Bildende Kunst als Zeichensystem*, Bd. 1. Köln 1979, 6. überarb. Aufl., Köln 1994, S. 207–225.
- (545) Panofsky, Erwin: Zum Problem der Beschreibung und Inhaltsdeutung von Werken der bildenden Kunst (1932/1964). In: Ekkehard Kaemmerling (Hrsg.): *Ikonographie und Ikonologie. Theorien – Entwicklung – Probleme. Bildende Kunst als Zeichensystem*. Bd. 1. Köln 1979, 6. überarb. Aufl., Köln 1994, S. 185–206.
- (546) Peter, Matthias/Hans-Jürgen Schröder: Einführung in das Studium der Zeitgeschichte. Unter Mitarb. v. Markus M. Hugo/Holle Nester/Anja Rieger. Paderborn u. a. 1994.
- (547) Roeck, Bernd: Visual turn? Kulturgeschichte und die Bilder. In: *Geschichte und Gesellschaft* 29 (2003), S. 294–315.
- (548) Roeck, Bernd: *Das historische Auge. Kunstwerke als Zeugen ihrer Zeit. Von der Renaissance zur Revolution*. Göttingen 2004.
- (549) Rother, Rainer (Hrsg.): *Bilder schreiben Geschichte. Der Historiker im Kino*. Berlin 1991.
- (550) Sachs-Hombach, Klaus: Kann die semiotische Bildtheorie Grundlage einer allgemeinen Bildwissenschaft sein? In: Ders. (Hrsg.): *Bildhandeln. Interdisziplinäre Forschungen zur Pragmatik bildhafter Darstellungsformen*. Magdeburg 2001 (Bildwissenschaft Bd. 3), S. 9–26.
- (551) Sachs-Hombach, Klaus: *Begriff und Funktion bildhafter Darstellungen*. In: Hans Dieter Huber/Bettina Lockemann/Michael Scheibel (Hrsg.): *Bild, Wissen, Medien. Visuelle Kompetenz im Medienzeitalter*. München 2002, S. 9–45.
- (552) Sachs-Hombach, Klaus: *Das Bild als kommunikatives Medium. Elemente einer allgemeinen Bildwissenschaft*. Köln 2003.

- (553) Sachs-Hombach, Klaus: Wege zur Bildwissenschaft. Interviews. Köln 2004.
- (554) Sauer, Michael: Bilder im Geschichtsunterricht. Typen, Interpretationsmethoden, Unterrichtsverfahren. Seelze-Velber 2000.
- (555) Schmitt, Jean-Claude: L'histoire et les images. In: Otto Gerhard Oexle (Hrsg.): Der Blick auf die Bilder. Kunstgeschichte und Geschichte im Gespräch. Mit Beitr. von Klaus Krüger und Jean-Claude Schmitt. Göttingen 1997 (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft Bd. 4), S. 7–51.
- (556) Scholz, R. Oliver: Bild, Darstellung, Zeichen. Philosophische Theorien bildlicher Darstellung. 2. vollständig überarb. Aufl. Frankfurt a. M. 2004.
- (557) Schreiber, Waltraud (Hrsg.): Bilder aus der Vergangenheit – Bilder der Vergangenheit? Neuried 2004 (Eichstätter Kontaktstudium zum Geschichtsunterricht Bd. 4).
- (558) Short, K.R.M./Fledelius Karsten (Hrsg.): History and Film. Methodology, Research, Education. Kopenhagen 1980 (Studies in History, Film and Society Bd. 2).
- (559) Signori, Gabriela: Wörter, Sachen und Bilder. Oder: die Mehrdeutigkeit des scheinbar Eindeutigen. In: Andrea Löther/Ulrich Meier/Norbert Schnitzler/Gerd Schwerhoff/Dies. (Hrsg.): Mundus in imagine. Bildersprache und Lebenswelten im Mittelalter. Festgabe für Klaus Schreiner. Mit einem Geleitwort von Reinhart Koselleck. München 1996, S. 11–33.
- (560) Smith, Paul (Hrsg.): The Historian and Film. Cambridge u. a. 1976
- (561) Sorlin, Pierre: Sociologie du cinéma. Ouverture pour l'histoire de demain. Paris 1977.
- (562) Sorlin, Pierre: The Film in History. Restaging the Past. Oxford 1980.
- (563) Szöllösi-Janke, Margit: „Aussuchen und abschießen“ – der Heimatfilm der fünfziger Jahre als historische Quelle. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 44 (1993) 5, S. 308–321.
- (564) Talkenberger, Heike: Sintflut. Prophetie und Zeitgeschehen in Texten und Holzschnitten astrologischer Flugschriften 1488–1528. Tübingen 1990 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur Bd. 26).
- (565) Talkenberger, Heike: Von der Illustration zur Interpretation. Das Bild als historische Quelle. Methodische Überlegungen zur Historischen Bildkunde. In: Zeitschrift für Historische Forschung 21 (1994), S. 289–313.
- (566) Talkenberger, Heike: Historische Erkenntnis durch Bilder. Zur Methode und Praxis der Historischen Bildkunde. In: Hans-Jürgen Goertz (Hrsg.): Geschichte. Ein Grundkurs. Reinbek bei Hamburg 1998, S. 83–98.
- (567) Trembl, Manfred: „Schreckensbilder“. Überlegungen zur Historischen Bildkunde. Die Präsentation von Bildern an Gedächtnisorten des Terrors. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 48 (1997), S. 279–294.
- (568) Warnke, Martin: Politische Ikonographie. In: Forschungsstelle Politische Ikonographie (Hrsg.): Bildindex zur politischen Ikonographie. Hamburg 1993, S. 5–12.
- (569) Wendorf, Joachim: Filme. In: Michael Maurer (Hrsg.): Aufriß der Historischen Wissenschaften, Bd. 4: Quellen. Stuttgart 2002, S. 449–471.
- (570) Wiesing, Lambert: Phänomene im Bild. München 2000.
- (571) Wiesing, Lambert: Artificielle Präsenz. Studien zur Philosophie des Bildes. Frankfurt a. M. 2005.
- (572) Wirsching, Andreas (Hrsg.): Neueste Zeit. Oldenbourg Geschichte Lehrbuch. München 2006.
- (573) Wohlfeil, Rainer: Das Bild als Geschichtsquelle. In: Historische Zeitschrift Bd. 243 (1986), S. 91–100.
- (574) Wohlfeil, Rainer: Pax antwerpiensis. Eine Fallstudie zu Verbildlichungen der Friedensidee im 16. Jahrhundert am Beispiel der Allegorie ‚Kuß von Gerechtigkeit und Friede‘. In: Brigitte Tolkmitt/Ders. (Hrsg.): Historische Bildkunde. Probleme – Wege – Beispiele. Berlin 1991 (= Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 12), S. 211–258.
- (575) Wohlfeil, Rainer: Methodische Reflexionen zur Historischen Bildkunde. In: Brigitte Tolkmitt/Ders. (Hrsg.): Historische Bildkunde. Probleme – Wege – Beispiele. Berlin 1991 (= Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 12), S. 17–35.

c) Symbolische Handlungen als „Quelle“: Der ‚performative turn‘

- (576) Althoff, Gerd: Zur Bedeutung symbolischer Kommunikation für das Verständnis des Mittelalters. In: Frühmittelalterliche Studien. Jahrbuch des Instituts für Frühmittelalterforschung der Universität Münster 31 (1997), S. 370–389.
- (577) Althoff, Gerd/Ludwig Siep: Symbolische Kommunikation und gesellschaftliche Wertesysteme

- me vom Mittelalter bis zur französischen Revolution. Der neue Münsterer Sonderforschungsbereich 496. In: Frühmittelalterliche Studien. Jahrbuch des Instituts für Frühmittelalterforschung der Universität Münster 34 (2000), S. 393–412.
- (578) Althoff, Gerd: Die Veränderbarkeit von Ritualen im Mittelalter. In: Ders. (Hrsg.): Formen und Funktionen öffentlicher Kommunikation im Mittelalter. Stuttgart 2001 (Vorträge und Forschungen/ Konstanzer Arbeitskreis für Mittelalterliche Geschichte Bd. 51), S. 157–176.
- (579) Althoff, Gerd: Die Macht der Rituale. Symbolik und Herrschaft im Mittelalter. Darmstadt 2003.
- (580) Andres, Jan/Alexa Geisthövel/Matthias Schwengelbeck (Hrsg.): Die Sinnlichkeit der Macht. Herrschaft und Repräsentation seit der Frühen Neuzeit. Frankfurt a.M./New York 2005 (Historische Politikforschung Bd. 5).
- (581) Austin, John Langshaw: Zur Theorie der Sprechakte. Deutsche Bearbeitung von Eike von Savigny. Stuttgart 1972 [How to do things with Words (1955), Cambridge, Mass. 21967].
- (582) Bell, Catherine: Ritual Theory, Ritual Practice. New York/Oxford 1992.
- (583) Bell, Catherine: Ritual. Perspectives and Dimensions. New York/Oxford 1997.
- (584) Belliger, Andréa/David J. Krieger, (Hrsg.): Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch. Opladen/Wiesbaden 1998.
- (585) Buc, Philippe: The Dangers of Ritual. Between Early Medieval Texts and Social Scientific Theory. Princeton/Oxford 2001.
- (586) Butler, Judith: Performative Akte und Geschlechterkonstitution. Phänomenologie und feministische Theorie. In: Uwe Wirth (Hrsg.): Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt a.M. 2002, S. 301–320.
- (587) Carlson, Marvin: Performance. A Critical Introduction. London/New York 1996.
- (588) Fischer-Lichte, Erika: Ästhetische Erfahrung. Das Semiotische und das Performative. Tübingen/Basel 2001.
- (589) Fischer-Lichte, Erika/Christoph Wulf (Hrsg.): Theorien des Performativen. Berlin 2001 (= Paragana 10,1).
- (590) Fischer-Lichte, Erika: Grenzgänge und Tauschhandel. Auf dem Weg zu einer performativen Kultur. In: Uwe Wirth (Hrsg.): Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt a.M. 2002, S. 277–300.
- (591) Fischer-Lichte, Erika: Performance, Inszenierung, Ritual. Zur Klärung kulturwissenschaftlicher Schlüsselbegriffe. In: Jürgen Martschukat/Steffen Patzold (Hrsg.): Geschichtswissenschaft und „performative turn“. Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Köln u.a. 2003 (Norm und Struktur. Studien zum sozialen Wandel in Mittelalter und Früher Neuzeit Bd. 19), S. 33–54.
- (592) Fischer-Lichte, Erika: Ästhetik des Performativen. Frankfurt a.M. 2004.
- (593) Fischer-Lichte, Erika: Einleitung: Theatralität als kulturelles Modell. In: Dies./Christian Horn/Sandra Umathum/Matthias Warstat: Theatralität als Modell in den Kulturwissenschaften. Tübingen/Basel 2004 (Theatralität Bd. 6), S. 7–26.
- (594) Fried, Johannes: Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte. In: Historische Zeitschrift Bd. 263 (1996), S. 291–316.
- (595) Fried, Johannes: Ritual und Vernunft. Traum und Pendel des Thietmar von Merseburg. In: Lothar Gall (Hrsg.): Das Jahrtausend im Spiegel der Jahrhundertwenden. Berlin 1999, S. 15–63.
- (596) Fried, Johannes: Erinnerung und Vergessen. Die Gegenwart stiftet die Einheit der Vergangenheit. In: Historische Zeitschrift Bd. 273 (2001), S. 561–593.
- (597) Fried, Johannes: ‚... vor fünfzig oder mehr Jahren‘. Das Gedächtnis der Zeugen in Prozeßurkunden und in familiären Memorialtexten. In: Christel Meier/Volker Honemann/Hagen Keller/Rudolf Suntrup (Hrsg.): Pragmatische Dimensionen mittelalterlicher Schriftkultur. München 2002 (Münstersche Mittelalter-Schriften Bd. 79), S. 23–61.
- (598) Harth, Dietrich/Gerrit Jasper Schenk (Hrsg.): Ritualdynamik. Kulturübergreifende Studien zur Theorie und Geschichte rituellen Handelns. Heidelberg 2004.
- (599) Horn, Christian/Matthias Warstat: An der Grenze zur Gemeinschaft. Zur theatralen Dimension rituellen Handelns. In: Erika Fischer-Lichte/Christian Horn/Sandra Umathum/Matthias Warstat (Hrsg.): Ritualität und Grenze. Tübingen/Basel 2003 (Theatralität Bd. 5), S. 419–443.
- (600) Horn, Christian/Matthias Warstat: Politik als Aufführung. Zur Performativität politischer Ereignisse. In: Erika Fischer-Lichte/Christian Horn/Sandra Umathum/Matthias Warstat (Hrsg.): Performativität und Ereignis. Tübingen/Basel 2004 (Theatralität Bd. 6), S. 1–14.

- gen/Basel 2003 (Theatralität Bd. 4), S. 395–417.
- (601) Kolesch, Doris: Rollen, Rituale, Inszenierungen. In: Friedrich Jaeger/Jörn Rüsen (Hrsg.): Handbuch der Kulturwissenschaften, Bd. 2: Paradigmen und Disziplinen. Hrsg. von Friedrich Jaeger und Jürgen Straub. Stuttgart 2004, S. 277–292.
- (602) Martschukat, Jürgen/Steffen Patzold: Geschichtswissenschaft und „performative turn“. Eine Einführung in Fragestellungen, Konzepte und Literatur. In: Dies. (Hrsg.): Geschichtswissenschaft und „performative turn“. Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Köln u. a. 2003 (Norm und Struktur. Studien zum sozialen Wandel in Mittelalter und Früher Neuzeit Bd. 19), S. 1–31.
- (603) Möhring, Maren: Performanz und historische Mimesis: Die Nachahmung antiker Statuen in der deutschen Nacktkultur 1890–1930. In: Jürgen Martschukat/Steffen Patzold (Hrsg.): Geschichtswissenschaft und „performative turn“. Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Köln u. a. 2003 (Norm und Struktur. Studien zum sozialen Wandel in Mittelalter und Früher Neuzeit Bd. 19), S. 255–285.
- (604) Muir, Edward: Ritual in Early Modern Europe. Cambridge 1997 (New Approaches to European History Bd. 11).
- (605) Rao, Ursula/Klaus-Peter Köpping: Einleitung: Die „performative Wende“: Leben – Ritual – Theater. In: Klaus-Peter Köpping/Ursula Rao (Hrsg.): Im Rausch des Rituals. Gestaltung und Transformation der Wirklichkeit in körperlicher Performanz. Münster u. a. 2000 (Performances. Performances. Interkulturelle Studien zu Ritual, Spiel und Theater Bd. 1), S. 1–31.
- (606) Rehberg, Karl-Siegbert: Die „Öffentlichkeit“ der Institutionen. Grundbegriffliche Überlegungen im Rahmen der Theorie und Analyse institutioneller Mechanismen. In: Gerhard Göhler (Hrsg.): Macht der Öffentlichkeit – Öffentlichkeit der Macht. Baden-Baden 1995, S. 181–211.
- (607) Rehberg, Karl-Siegbert: Weltrepräsentanz und Verkörperung. Institutionelle Analyse und Symboltheorien. Eine Einführung in systematischer Absicht. In: Gert Melville (Hrsg.): Institutionalität und Symbolisierung. Verstetigung kultureller Ordnungsmuster in Vergangenheit und Gegenwart. Köln u. a. 2001, S. 3–49.
- (608) Rehberg, Karl-Siegbert: Institutionelle Ordnungen zwischen Ritual und Ritualisierung. In: Christoph Wulf/Jörg Zirfas (Hrsg.): Die Kultur des Rituals. Inszenierungen. Praktiken. Symbole. München 2004, S. 247–265.
- (609) Rehberg, Karl-Siegbert: Präsenzmagie und Zeichenhaftigkeit. Institutionelle Formen der Symbolisierung. In: Gerd Althoff (Hrsg.): Zeichen Rituale Werte. Internationales Kolloquium des Sonderforschungsbereichs 496 an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Unter Mitarbeit von Christiane Witthöft. Münster 2004 (Symbolische Kommunikation und gesellschaftliche Wertesysteme. Schriftenreihe des Sonderforschungsbereichs 496 Bd. 3), S. 19–36.
- (610) Rexroth, Frank: Rituale und Ritualismus in der historischen Mittelalterforschung. Eine Skizze. In: Hans-Werner Goetz/Jörg Jarnut (Hrsg.): Mediävistik im 21. Jahrhundert. Stand und Perspektiven der internationalen und interdisziplinären Mittelalterforschung. München 2003 (Mittelalterstudien Bd. 1), S. 391–406.
- (611) Soeffner, Hans-Georg: Protosoziologische Überlegungen zur Soziologie des Symbols und des Rituals. In: Rudolf Schlögl/Bernhard Giesen/Jürgen Osterhammel (Hrsg.): Die Wirklichkeit der Symbole. Grundlagen der Kommunikation in historischen und gegenwärtigen Gesellschaften. Konstanz 2004 (Historische Kulturwissenschaft Bd. 1), S. 41–72.
- (612) Stollberg-Rilinger, Barbara: Zeremoniell, Ritual, Symbol. Neue Forschungen zur symbolischen Kommunikation in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. In: Zeitschrift für Historische Forschung 27 (2000), S. 389–405.
- (613) Stollberg-Rilinger, Barbara: Symbolische Kommunikation in der Vormoderne. Begriffe Thesen Forschungsperspektiven. In: Zeitschrift für Historische Forschung 31 (2004), S. 489–527.
- (614) Tschopp, Silvia Serena: ‚Rhetorik des Performativen‘ und ‚innere‘ Nationenbildung. Die vaterländische Festkultur im jungen schweizerischen Bundesstaat. In: Barbara Stollberg-Rilinger (Hrsg.): Was heißt Kulturgeschichte des Politischen?. Berlin 2005 (= Zeitschrift für Historische Forschung. Beiheft 35), S. 253–278.
- (615) Turner, Victor W.: Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur. Aus dem Englischen von Sylvia M. Schomburg-Scherff. Frankfurt a. M./New York 1989, Neuaufl. Frankfurt a. M./New York 2005 [The Ritual Process, Chicago 1969].

- (616) Warner, David A.: Ritual and Memory in the Ottonian ‚Reich‘. The Ceremony of ‚Adventus‘. In: *Speculum* 25 (2001) 76, Nr. 2, S. 255–283.
- (617) Wirth, Uwe (Hrsg.): Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt a. M. 2002.
- (618) Wirth, Uwe: Der Performanzbegriff im Spannungsfeld von Illokution, Iteration und Indexikalität. In: Ders. (Hrsg.): Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt a. M. 2002, S. 9–60.
- (619) Witthöft, Christiane: Ritual und Text. Formen symbolischer Kommunikation in der Historiographie und Literatur des Spätmittelalters. Darmstadt 2004 (Symbolische Kommunikation in der Vormoderne. Schriften zur Geschichte, Literatur und Kunst).
- (620) Wulf, Christoph/Michael Göhlich/Jörg Zirfas (Hrsg.): Grundlagen des Performativen. Eine Einführung in die Zusammenhänge von Sprache, Macht und Handeln. Weinheim/München 2001.
- (621) Wulf, Christoph/Jörg Zirfas (Hrsg.): Die Kultur des Rituals. Inszenierungen. Praktiken. Symbole. München 2004.

Personenregister

Da die wesentlichen Sachgesichtspunkte in den einzelnen Kapiteln gebündelt abgehandelt sind, wurde darauf verzichtet, ein gesondertes Sachregister zu erstellen.

- Adelung, Johann Christoph 30, 33, 55, 56
Adorno, Theodor W. 37
Althoff, Gerd 120, 121
Althusser, Louis 37
Ankersmit, Frank R. 90
Assmann, Aleida 39
Assmann, Jan 39
Austin, John L. 85, 114, 115, 117

Bacon, Francis 29
Balibar, Etienne 17
Barthes, Roland 85
Baudrillard, Jean 39
Becker, Gary S. 21
Bell, Catherine 114
Below, Georg von 62, 64, 65, 66
Belting, Hans 103, 111
Bernheim, Ernst 61
Bhabha, Homi K. 44
Biedermann, Karl 57
Bloch, Marc 68, 120
Boehm, Gottfried 102, 103
Böhme, Gernot 102
Bonnell, Victoria E. 9
Bourdieu, Pierre 17, 39, 46, 47, 48, 49, 76, 77
Brandt, Reinhard 102
Braudel, Fernand 38, 68
Bredekamp, Horst 103
Breysig, Kurt 62, 67, 68
Brunner, Otto 69, 71
Buc, Philippe 122
Burckhardt, Jacob 33, 50, 59, 60, 61, 64, 91, 100
Burke, Kenneth 91
Burke, Peter 5, 9, 18, 21, 55, 99, 110
Butler, Judith 114, 116, 117, 119

Carlson, Marvin 112
Cassirer, Ernst 6, 37, 39, 41, 42, 43, 45

Certeau, Michel de 90
Chartier, Roger 90, 97
Cicero 29
Conze, Werner 68, 69, 70

Daniel, Ute 74, 75, 76, 78, 87, 95
Danto, Arthur C. 96
Delbrück, Hans 66
Deleuze, Gilles 39
Demel, Walter 17
Derrida, Jacques 39, 85, 86, 115, 116
Dickie, George 97
Dilthey, Wilhelm 61
Dinges, Martin 75
Douglas, Mary 114
Droysen, Johann Gustav 61, 92, 100
Duchamps, Marcel 97
Duerr, Hans-Peter 19
Durkheim, Émile 114

Edelman, Murray 114
Elias, Norbert 19, 31, 39, 120
Epple, Angelika 46
Erll, Astrid 18
Espagne, Michel 15
Evans, Richard J. 89

Falke, Johannes 57
Febvre, Lucien 68
Finke, Heinrich 62, 66
Fisch, Jörg 31
Fischer-Lichte, Erika 111, 112, 114, 117, 118, 119
Flaig, Egon 90
Foucault, Michel 39, 46, 47, 52, 77, 87
Freedberg, David 110
Freytag, Gustav 58, 100
Fried, Johannes 120, 122
Frye, Northrop 91
Fuchs, Thomas 2
Fulda, Daniel 97

Gadamer, Hans-Georg 85
Geertz, Clifford 37, 39, 43, 44, 45, 73, 79, 85, 109, 110, 114
Gehlen, Arnold 39
Gervinus, Georg Gottfried 92
Gibbons, Edward 93
Ginzburg, Carlo 73
Goertz, Hans-Jürgen 95
Goetz, Walter 67
Goffman, Erving 36, 114, 117
Gothein, Eberhard 62, 63, 64, 67
Gramsci, Antonio 37

Haas, Stefan 62, 67
Habermas, Jürgen 115
Haskell, Francis 99
Hegel, Georg Friedrich Wilhelm 57
Hegewisch, Dietrich Herrmann 30
Henne am Rhyns, Otto 58, 100
Herder, Johann Gottfried 5, 29, 30, 34, 35, 55
Hirth, Georg 100
Honegger, Johann, Jacob 58
Horkheimer, Max 37
Horn, Christian 119
Hübinger, Gangolf 2
Huizinga, Johan 68
Hunt, Lynn 9, 26
Huntington, Samuel 19
Husserl, Edmund 39

Iggers, Georg G. 61, 93
Imdahl, Max 106

Jaeger, Friedrich 81
Jakobson, Roman 85
Jauß, Hans Robert 85
Jodl, Friedrich 58

Kantorowicz, Ernst H. 120
Kaschuba, Wolfgang 81
Kemp, Wolfgang 103
Klemm, Gustav 57
Kluckhohn, Clyde 49
Knauer, Martin 110
Kocka, Jürgen 69, 71, 75, 81

- Kohlhammer, Siegfried 93
Kolb, Georg Friedrich 57
Koselleck, Reinhart 72
Kristeva, Julia 39
Kroeber, A. L. 49
Krüger, Klaus 110
- Lacan, Jacques 39
LaCapra, Dominick 90
Lamprecht, Karl 61, 62, 64, 65, 66, 67, 100
Langer, Susanne 43
Le Goff, Jacques 100
Lehmann, Max 65
Lenz, Max 62, 65, 66
Levi, Giovanni 73
Lévi-Strauss, Claude 37, 38, 85
Lorenz, Chris 90, 94
Lotman, Jurij 39
Luhmann, Niklas 39
Lüsebrink, Hans-Jürgen 97
Lyotard, Jean-François 39, 85
- Mann, Thomas 31
Mannheim, Karl 39, 91
Marcuse, Herbert 37
Marx, Karl 37
Maurer, Michael 81, 104
Medick, Hans 72, 73, 78, 80, 81
Meinecke, Friedrich 65, 66
Mergel, Thomas 120
Michelet, Jules 91
Mink, Louis O. 89
Mitchell, W.J.T. 102
Möhring, Maren 119
Mommson, Theodor 97
Mommson, Wolfgang J. 96
Montaigne, Michel de 29
Muir, Edward 120
Müller, Marion G. 103, 109
- Nagl-Docekal, Herta 93
Nipperdey, Thomas 74
- Oexle, Otto Gerhard 50
Oncken, Hermann 62, 65, 66
- Panofsky, Erwin 108, 109
Parson, Talcott 35, 39
- Paulmann, Johannes 120
Pepper, Stephen C. 91
Perpeet, Wilhelm 32
Poirrier, Philippe 25
Posner, Roland 39
Prinz, Wolfgang 22
Pufendorf, Samuel 29
- Rachfahl, Felix 62, 65, 66
Ranke, Leopold von 61, 65, 67, 85, 91, 93, 94, 100
Raphael, Lutz 8, 21
Reckwitz, Andreas 35, 36
Rehberg, Karl-Siebert 121
Rehm, Friedrich 61
Reinhard, Wolfgang 11, 19
Rexroth, Frank 113, 121
Rickert, Heinrich 40
Ricœur, Paul 90
Riehl, Wilhelm Heinrich 58
Ritter, Gerhard A. 27, 75
Roedek, Bernd 100, 109, 110
Rorty, Richard 85, 86, 102
Rosenberg, Hans 68
Roth, Gerhard 22
Rousseau, Jean Jacques 5
Rüsen, Jörn 88, 96
Ryle, Gilbert 43
- Sachs-Hombach, Klaus 104
Sammer, Marianne 60
Sarasin, Philipp 13
Saussure, Ferdinand de 37, 38, 85
Schäfer, Dietrich 62, 63, 64
Schechner, Richard 117
Scheffel, Viktor von 97
Scheler, Max 39
Schieder, Theodor 69
Schlöggl, Rudolf 13
Schmale, Wolfgang 13
Schmitt, Jean-Claude 110
Scholz, Oliver 103
Schöttler, Peter 95
Schramm, Percy Ernst 120
Schütz, Alfred 37
Searle, John R. 114, 115
Sewell, William H. 28
Sieder, Reinhard 52, 75, 76
- Simmel, Georg 39, 50
Singer, Wolf 22
Smith, Adam 22
Spengler, Oswald 19, 31
Spiegel, Gabrielle M. 96
Stollberg-Rilinger, Barbara 113, 121, 122
Stone, Lawrence 74, 89, 99
- Tambiah, Stanley J. 114
Tanner, Jakob 10, 11
Taylor, Charles 37
Tocqueville, Alexis de 91
Tschopp, Silvia Serena 119
Turner, Victor W. 114, 115, 116, 117, 119
Tylor, Edward B. 35
- Van Dülmen, Richard 76
Van Gennep, Arnold 114, 116
Vann, Richard 88
Veynes, Paul 90
Vico, Giambattista 5, 30, 54, 56, 91
Vierhaus, Rudolf 53
Voltaire (François Marie Arouet) 5, 55
Vovelle, Michel 13
- Wallerstein, Immanuel 17
Walther, Gerrit 92
Warburg, Aby 108, 109
Warner, David A. 122
Warnke, Martin 103
Warstat, Matthias 119
Weber, Alfred 39
Weber, Max 36, 39, 40, 41, 42, 43, 45, 49, 77, 79
Wehler, Hans-Ulrich 71, 72, 77
Welskopp, Thomas 69, 77
White, Hayden 3, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 99
Wiesing, Lambert 102
Williams, Raymond 27
Winkler, Heinrich August 72
Wittgenstein, Ludwig 85
Wohlfel, Rainer 101, 107, 108, 109, 110

- Neueste Ergebnisse der historischen Forschung
- Klar strukturiert und didaktisch aufbereitet
- Mit Hinweisen zu weiterführender Literatur
- Ideal zur Seminar- und Examensvorbereitung
- Für Studierende, Examenskandidaten und Lehrende

Kulturgeschichte bearbeitet ein schier grenzenlos großes Gebiet, sucht sie doch die unterschiedlichen menschlichen Erfahrungswelten in ihrer Gesamtheit und in ihren Wechselbeziehungen in den Blick zu nehmen. Seit ihrem Entstehen in der Aufklärung und im 19. Jahrhundert wurden heftigste Debatten über Ausrichtung und Methoden dieser Disziplin geführt. Heute sind die Kulturwissenschaften vitaler denn je, weshalb es dringend notwendig ist, Übersicht in die Vielfalt zu bringen. Silvia Serena Tschopp und Wolfgang E. J. Weber führen in die wesentlichen theoretischen und thematischen Bereiche der Kulturgeschichte ein und geben einen Überblick über die dazu maßgeblichen Kontroversen. In einem abschließenden Kapitel werden die wesentlichen Quellen, das Arbeitsmaterial der Kulturgeschichte systematisch beleuchtet: Text – Bild – (symbolische) Handlung – Objekt. Eine ausführliche Bibliographie schließlich macht den Band zu einem Grundlagenwerk zum Einstieg in die Kulturgeschichte.

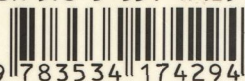
Silvia Serena Tschopp ist Inhaberin des Lehrstuhls für Europäische Kulturgeschichte und Direktorin des Instituts für Europäische Kulturgeschichte an der Universität Augsburg.

Wolfgang E. J. Weber ist Professor für Neuere und Neueste Geschichte und geschäftsführender Direktor des Instituts für Europäische Kulturgeschichte an der Universität Augsburg.



www.wbg-darmstadt.de

ISBN 978-3-534-17429-4



9 783534 174294